This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

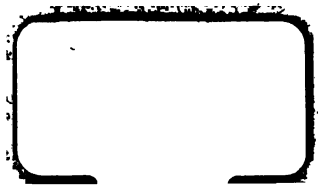
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

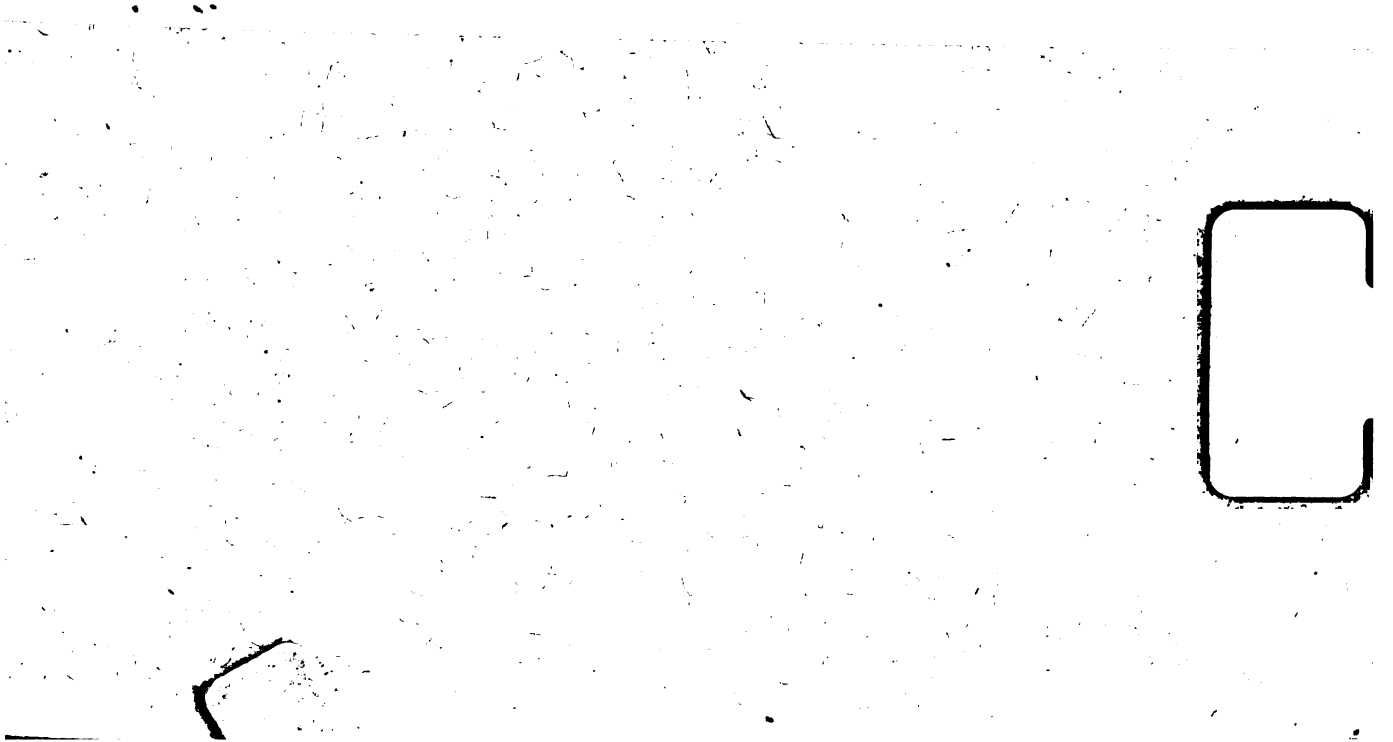
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Unterhaltend



Unterhaltend
NGY



Unterhaltend

Unterhaltende,

die Menschheit intereßirende

Merkwürdigkeiten

aus verschiedenen Fächern.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Erster Theil.

Frankfurt und Leipzig.

1780.

Unterhaltende

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
358099A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1928 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

§. 1.

Die merkwürdigste Staatsveränderung in diesem Jahrhunderte ist ohne Zweifel diejenige, die sich seit einigen Jahren in Nord-Amerika eräugnet hat, und man hat bisweilen Ursache, darüber zu erstaunen, daß selbst die Zeitgenossen und Zeugen von dieser Revolution keine richtige und bestimmte Begriffe von demjenigen haben, wodurch sie vorbereitet und veranlasset worden. Es wird also nicht ohne Nutzen seyn, eine kleine Erläuterung davon zu geben.

Die Entstehung derselben hatte die Stempel-Ackte, und die verschiedenen auf dieselbe erfolgten Auflagen zum Grunde.

Bisher hatten die Kolonien des Rechts genossen, ihre Abgaben selbst zu bewilligen, und die Einwohner dieses Landes hatten, als Theilnehmer an der souverainen Gewalt, wie die zu Lon-

Lange, Oct. 1927

don und in Großbrittannien, gleiche Privilegien mit selbigen. Sobald man Eingriffe in dieselbe thun wollte, entwarfen die Kolonien einen sehr wohl überlegten Plan eines paßiven Widerstandes.

Diesem Widerstande folgte, wie bekannt, im nächsten Jahre ein offenbarer Krieg, der sich mit Ruinirung eines Schiffes mit Thee in dem Haven von Boston anfieng; hierauf eine Unabhängigkeits-Erklärung abseiten der Amerikaner, und endlich der Allianz- und Handlungstraktat zwischen Frankreich und den vereinigten Staaten.

Es ist sehr interessant, aus diesem Abrisse die verschiedene Ursachen zu ersehen, wodurch nach und nach diese großen Begebenheiten veranlasset worden sind: nämlich die Errichtung und das weise Betragen des amerikanischen Kongresses. — Der unüberlegte Stolz des Gouverneurs Thomas Gage, der dem Könige von Großbrittannien, als er sich bey Sr. Majestät beurlaubte, die Versicherung gab, daß er mit 5000. Mann über die ganze amerikanische Militz wegmarschiren wollte. — Die Langsamkeit des Generals Howe, der diesem Kriege hätte ein Ende machen können, wenn er nach der Einnahme von Long-Island (oder der langen Insel) und von Neuyork gerade nach

Phila-

Philadelphia marſchirt wäre. — Die Thaten der Generals Lee, Arnold, Gates, und beſonders Washington, der nach der Eroberung von Neuyork ſein Vaterland durch ſeine Klugheit rettete; denn ſobald die amerikaniſche Armee von dieſem Vorfalle Nachricht erhalten hatte, war ſie innerhalb 24. Stunden auseinander gegangen, und Washington behielt nicht mehr, als ein Korps von etwann 2500. Mann, womit er ſich an der andern Seite des Trent-Fluſſes zurückzog, längſt welchem er hinmarſchirte, und eine vortheilhafte Stellung zu nehmen ſuchte, wodurch das Korps heßiſcher Truppen welches er etwas weiter unterwärts über den Fluß hatte gehen geſehen, und von welchem er vermuthete, daß es nach Philadelphia marſchiren würde, in ſeinem Marſche aufgehalten werden möchte. — In was für einem großen Lichte mußten ſeine Landsleute dieſen ſtandhaften Helden damals betrachten, als er faſt ganz allein, im Geſichte der feindlichen Fahnen, von ſeinen Truppen verlaſſen, es wagte, ſein Vaterland nicht zu verlaſſen, und an einer Sache, deren einzige Stütze er damals war, nicht zu verzweifeln, denn man kann mit Wahrheit ſagen, daß das Daſeyn der neuen Republik damals bloß von Washingtons Muth abhieng. Seine unerſchrockene Standhaftigkeit verhinderte es, daß dieſelbe nicht gleichſam in der Wiege erſtickt ward; hätte er ſie verlaſſen, ſo wäre nicht

weiter an eine Armee, an Schlachten, an Widerstand zu denken gewesen, und der Kongreß selbst wäre zersteuet worden, ehe er einen andern General ernannt hätte. — Wie viel ist doch oft an einem einzigen Menschen gelegen!

§. 2.

Jederman wundert sich, wie es möglich, daß in England bey den häufigen Parlaments-Reden, die sehr oft Meisterstücke der Beredsamkeit, und wovon einige so beschaffen sind, daß sie dem Anscheine nach alles in Flammen setzen sollten, nicht öfters Rebellionen entstehen, sondern gänzlich ohne Wirkung bleiben? Man muß billig auf die Vermuthung gerathen, daß ihre gar zu große Anzahl sie unnütz macht. —

An dergleichen gegründetes oder ungegründetes Geschrey gewöhnt, würdigt das Ministerium und das Publikum selbiges kaum der geringsten Aufmerksamkeit. — Lord North machte sich, da er hörte, daß Wilkes seinen Kopf vor einigen Jahren foderte, eben so wenig daraus, als Wilkes im Ernst Lust hatte, ihn proscribiren zu lassen, so daß man, wenn er darin glücklich gewesen wäre, nicht weiß, welcher von Beyden am meisten darüber erstaunt seyn würde.

Der Mißbrauch der Freyheit ist der Untersuchung

suchung einer Sache eben so sehr zuwider, als ein gezwungenes Stillschweigen. — Stets zu reden, ist der Entwickelung der Wahrheit eben so sehr zuwider, als gar nicht zu reden. — Einem Herrn ist mit einem Hunde, der ohne Unterlaß bellt, eben so wenig gedient, als mit einem, der gar nicht bellen kann. — An den Lärm des ersten gewöhnt, nimmt er sich nicht die Mühe, auf seiner Hut zu seyn, wenn er ihn bellen hört, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Noth argwöhnisch ist; indessen kommt der Dieb, und macht das Hauß leer, und der Herr erwacht nur, um zu sehen, was er verlohren hat. — —

§. 3.

Die sonderbare Belagrung, die Karl *XII.* in seinem Hause zu Bender aushielt, wird nie vergessen werden. —

Zur Zeit der pohlnischen Unruhen, unter der Regierung des Königs August des 3ten hielt der berühmte Graf, nachheriger französischer Marschall von Sachsen, eine fast ähnliche Belagerung in einem Hause des Dorfes Crachnitz aus, wo er sich mit 18 Mann gegen 800. vertheidigte. — Der Vorfall wird auf folgende Art vom Hrn. Baron von Espagnac erzählt:

„ Der Graf von Sachsen befand sich beym Einbruche der Nacht in dem Dorfe Crachnitz; er nahm seinen Aufenthalt in einem Carthemar, ein Gebäude, das denen ähnlich ist, die man in der Türkey Caravanserai nennt. Auf erhaltene Nachricht davon detaschirten die Pohlen 900. Reuter, oder Dragoner ihn aufzuheben; sie glaubten, es wäre der Marschall, Graf von Flemming, von welchem sie wußten, daß er denselben Weg kommen sollte. Der Graf von Sachsen hatte sich kaum zu Tische gesezt, als man ihm die Nachricht brachte, daß viel Kavallerie ins Dorf komme, und daß sie ihm zur Seite defilirte. —

Bey der Unmöglichkeit, alle Gebäude seines Aufenthalts mit 18. Mann zu vertheidigen, verließ er den Hof, und besezte die Zimmer des ersten Stockwerks; in jedes legte er zween oder drey seiner Bedienten, mit dem Befehle: den Boden zudurchlöchern, um auf diejenigen zu schießen, die unten ins Hauß kommen würden. —

Da er seinen Leuten durch den Stall zu Hülfe kommen konnte, so legte er sich mit seinen übrigen Leuten dahinein. Kaum hatte er diese Disposition gemacht, als die Pohlen ihn angriffen; sie sprengten zuerst die Thüren unten im Hauſe ein, weil aber die Ersten, die hinein kamen,

men, getödtet wurden, so befürchteten diejenigen, welche ihnen folgten, dasselbe Schicksal. Sie gaben diesen Angriff auf, um hinauf in die Zimmer zu steigen, wovon sie sahen, daß sie nicht besezt wären. Ihre Absicht war, durch den Boden derselben in diejenigen zu schiessen, worin sich Leute befanden.

Der Graf v. Sachsen konnte sich diesem nicht widersetzen; er ließ sie hinauf gehen, folgte ihnen aber mit den Offiziers, die er bey sich hatte, und machte sie nieder. Diesem ungeachtet versuchten die Pohlen einen zweiten Angriff. Obgleich der Graf v. Sachsen durch einen Schuß am Schenkel verwundet war, so griff er sie doch mit gleichem glücklichen Erfolge an. Sie wagten es nicht, sich von neuem der Gefahr auszusetzen, und nachdem sie das Hauß mit kleinen Posten umgeben hatten, schickten sie einen Offizier hin, den Grafen aufzufodern, mit der Drohung, ihn zu verbrennen, wenn er sich nicht ergeben würde. Der Graf v. Sachsen hatte wichtige Ursachen, weswegen er ihnen gern entwischen wollte; er schrie dem Offizier zu, daß er zurück gehen möchte; weil aber der Offizier darauf bestand, daß er gut Quartier haben solte, so beunruhigte es den Grafen, es möchten seine Anerbietungen diejenigen, die er bey sich hatte, reizen, und er sah sich also ge-

zwungen, ihn tödten zu lassen. Die Pohlen wurden dadurch nicht abgeschreckt, sie schickten einen Dominikaner an ihn ab, der dasselbe Schicksal hatte. —

Der Graf v. Sachsen versammelte hierauf seine Leute; er sagte ihnen: „daß, da so wenig er, als sie, Quartier zu erwarten hätten, er kein anders Mittel sähe, als in der Nacht einen Ausfall zu wagen; daß man die kleinen Detaschements, von welchen sie umgeben wären, gar leicht überwältigen könnte, weil ihnen das Hauptkorps nicht sogleich zu Hülfe kommen könnte, und daß sie, wenn man so glücklich wäre, ins Gehölze zu kommen, welches nur einige 100. Schritte vom Hause lag, ganz gewiß entkommen würden. — „

Dieser Vorschlag ward von den meisten gut geheißen, und der Graf that mit 14. Mann einen Ausfall; er traf sogleich eine Wache an, die abgestiegen war, weil sie sich nicht vorstellen konnte, daß eine Handvoll Leute zu einer solchen Entschließung fähig wäre. Diese Wache ward mit dem Degen in der Faust angegriffen, und in die Flucht getrieben. Hiedurch bekam der Graf v. Sachsen einen freyen Weg, zog sich ins Gehölze, und von dannen nach der Stadt Sandomir, wo sächsische Besatzung war.

Wie

Wie sehr muß man über ein so merkwürdiges Beyspiel der Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes erstaunen!

§. 4.

Das vierte Stück des deutschen Musäums vom vorigen Jahre liefert uns ein Schreiben aus Wien vom 30ten Jenner 1779. welches von dem merkwürdigen Besuche Sr. Majestät des Käysers bey dem Hrn v. Haller eine umständlichere Nachricht ertheilt, als man bisher davon gehabt hat. Es lautet folgendermassen:

„Der Käyser kam bey der Rückreise aus Frankreich den 17ten Jul. 1777. nach Bern, und gieng am selbigen Nachmittage mit dem Grafen Johann Philip Kobenzel, dem Gesandten zu London, Grafen Ludwig von Belgiojoso, und dem Feldmarschallieutnant, Grafen Joseph Colloredo, in das Hallerische Hauß. —

Haller niedergedrückt von Alter und Krankheit, lebte ganz auf bey Josephs Anblick. Er hatte Gegenwart des Geistes, Stärke und Heiterkeit, und erweckte durch seine lebhafte Unterhaltung bey dem Monarchen eben so viel Verwunderung als Vergnügen. Er war mitten in seiner

seiner Arbeit, als der Käyser in sein bescheidenes Zimmer trat. Haller sprach zuerst und sagte: „Gnädiger Herr, Sie erweisen einem sterbenden Greise zu viel Ehre. „ — Der Käyser, der ihn ganz mit Papieren und Büchern umgeben sah, fragte gleich: ob ihn die Arbeit nicht zu sehr ermüde? — Haller erwiederte: Die Arbeit sey sein einziges Labsal; dadurch allein vergesse er zuweilen seine Gebrechen. — „Dichten Sie noch? „fuhr der Kayser fort, „Das war meine Jugendfreude, antwortete Haller — Herr v. Voltaire allein macht Verse im 80sten Jahre. „ —

Nun wandte sich das Gespräch auf medizinische Gegenstände, auf praktische Fälle, auf van Swieten und de Haen. — Haller war sehr gerecht gegen die Verdienste dieser großen Männer, vergaß aber doch nicht ganz seine mit denselben gehabten Streitigkeiten.

Sonach kam der Käyser auf Göttingen, auf die dortige Societät der Wissenschaften und ihre Einrichtung, endlich auf den Zustand der Gelehrsamkeit überhaupt, und zumal auf einige deutsche Gelehrte. Haller sprach von diesen Gelehrten mit vieler Billigkeit, auch mit Nachsicht, wo es nöthig war, und von sich selbst mit der größten Bescheidenheit, indeß der Käyser sich gegen

ihn

ihn immer auf die liebreichste und leutseligste Art ausdrückte.

Dieser merkwürdige Besuch dauerte eine Stunde. Der Eindruck, den er bey dem Monarchen und seiner Gesellschaft zurück ließ, war ausserordentlich, durch die vollkommenste Achtung für Hallern und das unauslöschlichste Andenken. Hievon hatte ich selbst zwey Tage nachher die Ehre, in Basel ein Zeuge zu seyn. Sr. Majestät sprachen von Hallern mit dem lebhaftesten Vergnügen, schätzten den Anlaß ihn gesehn zu haben, und sagten oft: Ja, das ist ein Mann! wie wenige sprechen mit einer so männlichen Beredsamkeit und mit so vieler Würde; wie wenige hab' ich gekannt, bey denen ich so ganz den großen Mann sah, und den Mann voll Rechtschaffenheit; wie wenige, so geistvoll in Bildung, Stimme, Gebehrde und Ausdruck! Nie werde ich diese interessante Stunde vergessen. Wie Schade, daß der Verlust dieses großen Mannes so nahe ist!" —

Bald nachher, den 20 September, kam ich in Bern zu dem Hrn. v. Haller. Er war sehr schwach, und doch noch ganz in der Arbeit. Ich erzählte ihm die liebevollen Worte des Monarchen, die ich so glücklich gewesen war, selbst zu hören. — Haller ward gleich wieder lebhaft;

und

und schien sehr gerührt. „Ich gehöre kaum mehr zu dieser Welt, sagte er, wenige Dinge haben für mich noch Reitz und Werth, aber die Güte, die Liebe eines so tugendhaften, so rechtschaffenen Herrschers über viele Völker, die er glücklich machen wird, kann mir nicht gleichgültig seyn. — Ich liebe den Kayser aus dem Grunde meines Herzens, und verehre seine Denkungsart am Rande meines Grabes.“

§. 5.

Eine schöne Seele auf dem Thron — die jeder, der im Reiche des Edeln nicht ganz unbekannt ist, am folgenden Zuge sogleich erkennen würde, wenn hier auch nicht ausdrücklich stünde: Maria Antonia, Königin von Frankreich erfuhr zufälligerweise, daß ein dimittirter Lieutnant verkleidet in einem Quartier der Residenz, wo ihn niemand kannte, die niedrigsten Arbeiten, als: Kaufmannswaaren auf- und abladen, u. s. w. verrichtete, um nur seiner armen alten Mutter einigen nothdürftigen Unterhalt und Verpflegung in ihrer Krankheit zu verschaffen.

Von dieser seltenen Probe kindlicher Liebe gerührt, erkundigt sie sich nach seiner ehemaligen Aufführung beym Regiment, und nach der Ursach seiner Entlassung. Sie hat das Vergnü-

gen

gen zu erfahren, das er sich stets als ein rechtschaffener Offizier betragen, und seine Entlassung lediglich von der Allgewalt eines Mannes herrühre, der eben einmal beweisen wolte, daß bloß sein ungnädiges Wollen einen Offizier in Nichts umschaffen könne.

Die Monarchin verschaft ihm sogleich eine ansehnliche Stelle bey einem andern Regiment, überschickt ihm die Uniform, und in der einen Rocktasche das Patent, in der andern eine Börse mit 100. Louisd'or, in der einen Westentasche eine goldene Uhr, und in der andern eine goldene Tabatiere, mit der Versicherung: für ihn und seine Mutter weiter zu sorgen. —

Hier denke sich ein Jeder selbst das Erstaunen und Entzücken des Sohnes und der Mutter.

* * *

Die Frau eines Kontroleurs bey der Tabackspacht in Frankreich, der sein Amt schon 43. Jahr verwaltet, ihm aber Alters und Krankheit halber nicht mehr vorstehen konnte, suchte diesen Dienst ihrem ältesten Sohne, der den Vater schon 7. Jahr darinn unterstützet, zu ihrem und der übrigen Kinder Unterhalt zu verschaffen.

Sie that desfalls öftere kostbare Reisen von

30 Meilen nach Paris, allein sowohl ihr Bitten, als alle Fürsprache vieler Freunde konnte etwas ausrichten. Die Generalpächter verwiesen sie zum Generalkontroleur, dieser sie wieder zu jenen, und so fort, alles vergebens.

Was brauchten Leute von Millionen Reichthümern sich auch darum zu bekümmern, ob ein armes Weib mit ihren Kindern umkam, oder nicht? — Endlich wagte sie es, und wendet sich an den Minister. Mit fünf Kindern fällt sie ihm zu Füssen, erzählt ihr Elend, flehet um Gnade; der aber würdigt sie auch nicht selbst einer Antwort. Sein Sekretär muß ihr andeuten: ihm nicht weiter beschwerlich zu fallen; die Stelle sey schon vor drey Jahren einem andern versprochen.

Das war also das Resultat so vieler Reisen und Kosten? Ohn' irgend eine Hofnung von Rettung? — welche Zuflucht blieb ihr nun, außer Gott, noch übrig? — Ihre Königin.

Der übergab sie, bey der Rückkehr aus der Kirche, ihre Bittschrift. Die Königin nahm sie an, schickte sie an den Generalkontroleur und die Generalpächter, und noch denselben Abend brachte der Erste ihr die Bestallung, die sie annahm, ohn' ihn eines Worts zu würdigen.

Am folgenden Tage ließ sie die Frau kommen, übergab ihr die Bestallung, und ersuchte sie noch,

wenn

wenn ihre andere Kinder alt genug wären, um den Vorzug, für ihre Beförderung zu sorgen. — Zugleich schenkte sie ihr einen Beutel mit 100. Louisd'or zur Vergütung ihrer Reisekosten.

Kein Wunder, wenn die Franzosen solche Königin anbeten!

* * *

Der Major bey der Königlichen Leibgarde, Hr. v. Ponticeulans hatte das Unglück, der jetzigen Königinals Dauphine zu mißfallen. Die junge Prinzeßin hatte in der ersten Aufwallung des Zorns gesagt: „Sie würde sich Gelegenheitlich daran zu erinnern wissen.“

Da sie nun Königin wurde, und der Major ihr nicht Seelengröße genug zutrauete, ihre Macht nicht zu seinem Nachtheile zu gebrauchen, hält ers fürs Beste, um den Folgen ihrer Empfindlichkeit zu entgehen, seine Stelle niederzulegen. Er bat den Prinzen von Beauveau, solches nebst der Veranlassung dem Könige vorzustellen. —

Dieser aber, die über alle niedrige Rachbegierde unendlich erhabene Seele seiner Königin besser kennend, eröfnete ihr zuerst diese Sache. — Lächelnd, wie der Huldgöttinnen eine, hört sie die Erzählung, und läßt dem Major sagen: Die Kö-

nigin werde sich nie einer Beleidigung erinnern, die der Dauphine, widerfahren; er möchte fortfahren, dem Könige mit seinem gewöhnlichen Eifer zu dienen, und ihrer Gnade vollkommen gewiß seyn.“ —

Man nehme unter so vielen schönen Handlungen dieser Königin nur diese Wenigen, und denke sich denn, zu welcher Seelengröße das ganze Schöne Geschlecht sich erheben könnte, wenn alle Thereſien zu Müttern hätten! — —

* * *

Ein Dichter setzte folgende Verse unter ihr Bildniß:

Selbst ihren Zügen wollt' der Himmel Glanz gewähren,
Frankreich! zu deinem Wohl räumt er den Thron ihr ein;
Bey so viel Schönheit ist ein Zepter zu entbehren,
Doch mußte wohl ein Reich für so viel Tugend seyn.

Auch setzte Hr. Blin de Saimmore folgendes Quatrain unter ihre Büste:

Dans ce buſte fidèle *Antoinette* reſpire,
Je ne ſuis pas ſurpris qu' avec de tels attraits,
Elle ait ſoumis à ſon Empire
Et le Monarque et les ſujets.

§. 6.

Daß Fürsten in ihrem 16. oder 20sten Jahre zur Regierung gelangt, aus unersättlichen Durst nach Kriegsruhm tausend Mühseligkeiten duldeten, tausend Gefahren trotzten, bloß um von einem Sieg und Eroberung zur andern, der Welt und ihren Staaten zum Unglück, fortzuschreiten; das stimmt mit der brausenden Jugendhitze; ist also nicht zu verwundern; auch giebt die Geschichte davon, ausser Alexandern und Karl XII. noch mehr als zu viel Beyspiele. — Daß aber ein Monarch in seinem zwanzigsten Jahre auf dem schönsten Thron von Europa, von unumschränkter Herrschaft unberauscht, der Wollust unreitzbar, als Vater des größten und geringsten seiner Völker, die Wiederherstellung der Ordnung in den Finanzen, der edlen Simplicität bey Hofe, einer respectablen Kriegsmacht, —— doch, wozu eine wörtliche Beschreibung? — lassen wir Ludwig den Sechszehnten, König von Frankreich, selbst durch Thaten reden:

Er gieng mit seinem Bruder, dem Grafen von Artois, ohn' alle Begleitung, auf dem Felde spatzieren. — Sie fanden einen Fuhrmann, der mit seinem Karn in einem Loche stecken geblieben. Unerkannt halfen sie ihn herausziehen.

Der Fuhrmann, voll Freude über zwey vor-

nehme Herren, die einen geringen Mann nicht verachten, trank ihnen aus seinem Branntweinfläschgen zu, ihnen ihre Mühe zu lohnen, sie aber wollten ihn nicht berauben, sondern schenkten ihm noch, wie billig für die verschafte Gelegenheit, das Vergnügen einer guten Handlung zu geniessen, — der Prinz zwey Louisd'or, der König aber nur Einen.

Kaum hatten sie ihn verlassen, als er erfuhr, wer seine Helfer seyn. — Man denke, ob er seiner Hülfe sich nun noch mehr verwunderte und freute? — Doch konnte er nicht begreiffen, warum der Prinz ein größeres Geschenk gegeben, als der König, da dieser es doch, wie er meynte, eher hätte thun können! —

Das hörte der Monarch, und ließ ihn rufen. „Du wunderst dich, Freund! sagte er zu ihm, daß mein Bruder freygebiger ist, als ich bin. Ich muß dir aber sagen, mein Bruder kann ehr etwas hingeben, er hat nur Ein Kind; ich habe aber zwanzig Millionen Kinder.“ —

Zug, in dem sich des liebenswürdigsten Monarchen ganze schöne Seele mahlet, und die Beantwortung des Mißvergnügens aller, die von ihren Monarchen nie genug zu erhalten glauben, und aus seltsamer Einbildung ihres eigenen

Werths

Werths wähnen, deren Fürsorge dürfte sich auf niemand anders, als auf sie allein erstrecken.

Daß aber diese Antwort des Königs Wahrheit, und kein Bon Mot, nicht bloß Kanzleystyl ist, und er sich nicht in Worten, sondern von Herzensgrund, nur zum Glück seiner Völker König zu seyn glaubt, beweisen, ausser vielen andern, noch die folgenden Begebenheiten.

* * *

Kurz nach dem Tode des vorigen Königs v. Frankreich schrieb Ludwig *XVI.* an den Grafen v. Maurepas (Anm.) ehemaligen Mi-

 nister

(Anmerk.) Ein neues periodisches Blatt schildert diesen Minister folgendermassen: Ein illustrer Greiß, der von Jugend auf die Angelegenheiten Frankreichs besorgte. Er verwaltete den Staat in seinen glänzendsten Zeiten als erster Minister. — Der Graf von Maurepas ist gegenwärtig 78. Jahr alt. Im Jahre 1749 hatte er das Departement vom Seewesen. Gerecht vom Geist; geübt in den Geschäften; voll Treue für seinen Monarchen, ist er des Vertrauens vollkommen würdig, womit ihn dieser beehrt. Der Graf von Maurepas liebt die Ruhe; Er ist kein Freund von Revolutionen. Man behauptet, wann es nach ihm gegangen wäre, so hätte er die friedfertige und sanfte Regierung des Kardinals Fleu-

niſter des Seeweſens, der in Ungenade fiel, weil ſein Geiſt zu erhaben war, der Göttin Pompatour zu huldigen, folgenden Brief:

„Mitten in der Betrübniß, die ich mit dem ganzen Königreiche theile, hab' ich ſehr große Sachen zu verrichten. Ich bin König. Welche Verpflichtung ſchließt dieſer Nahme in ſich? Ich bin nur 20. Jahr alt, und beſitze die mir ſo nothwendigen Kenntniſſe noch nicht. Mit den Miniſtern kann ich noch keinen Rath halten, weil ſie alle bey dem Könige in ſeiner Krankheit geweſen ſind. Das Vertrauen, das ich in Ihre Treue und großen Einſichten in Regierungsgeſchäften ſetze, verbindet mich, Sie einzuladen, mir mit Ihrem Rathe beyzuſtehen. Kommen Sie alſo, ſo geſchwind Sie können, zu mir. „ —

Einſt, als er mit dem Grafen arbeitete, glaubte dieſer etwas trauriges an ihm zu bemerken. Er wagte es, ihn um die Urſach zu fragen. Lange weigerte ſich der König, ſie ihm zu ſagen. Endlich, auf wiederholtes Bitten, ſagte er: „Ich bin darum traurig, daß Sie nicht

Fleury wieder hergeſtellt. Dieſer Miniſter, der in ſeiner Jugend einer der liebenswürdigſten Geſellſchafter von der Welt war, beſitzt alle Annehmlichkeiten und Munterkeiten des Alters, nebſt einem großen Fond von Religion.

nicht 20. Jahr jünger sind, und ich zwanzig Jahr älter. „—

Kurz nach seiner Throngelangung überreichte ihm ein Großer einige zu seinem Lobe geschriebene Werke. Ludwig *XVI.* aber versezte: „Wenn man Gutes von mir sagen wird, so brauch' ichs eben nicht stäts zu wissen. Sollte man aber Böses von mir sprechen, so wünscht' ichs zu wissen, um mich zu bessern. „

Welch ein Brief, und welche Antworten eines zwanzigjährigen eben zur unumschränkten Herrschaft gelangten Königs! —

* * *

Man weiß, mit welcher Standhaftigkeit sich das Parlament von Bretagne unter der Regierung des vorigen Königs von Frankreich den Eingriffen und Bedrückungen des Ministeriums widersezte. — Man weiß aber auch, mit welcher Grausamkeit diese Minister Ludwig des vielgeliebten besonders den würdigen Präsidenten den Hrn. v. Chalotais verfolgten. Nicht genug, daß er an einen der ungesundesten Oerter verwiesen, seine Kinder um sich her sterben sehn muste, wurde er, da er aus Jammer vor dem Leichenanblicke nach seinem Gute flüchtete, und bat, ihm, der mit dem Tode rang, sein Bet-

und schien sehr gerührt. „Ich gehöre kaum mehr zu dieser Welt, sagte er, wenige Dinge haben für mich noch Reitz und Werth, aber die Güte, die Liebe eines so tugendhaften, so rechtschaffenen Herrschers über viele Völker, die er glücklich machen wird, kann mir nicht gleichgültig seyn. — Ich liebe den Kayser aus dem Grunde meines Herzens, und verehre seine Denkungsart am Rande meines Grabes.“

§. 5.

Eine schöne Seele auf dem Thron — die jeder, der im Reiche des Edeln nicht ganz unbekannt ist, am folgenden Zuge sogleich erkennen würde, wenn hier auch nicht ausdrücklich stünde: Maria Antonia, Königin von Frankreich erfuhr zufälligerweise, daß ein dimittirter Lieutnant verkleidet in einem Quartier der Residenz, wo ihn niemand kannte, die niedrigsten Arbeiten, als: Kaufmannswaaren auf- und abladen, u. s. w. verrichtete, um nur seiner armen alten Mutter einigen nothdürftigen Unterhalt und Verpflegung in ihrer Krankheit zu verschaffen.

Von dieser seltenen Probe kindlicher Liebe gerührt, erkundigt sie sich nach seiner ehemaligen Aufführung beym Regiment, und nach der Ursach seiner Entlassung. Sie hat das Vergnügen

gen zu erfahren, das er sich stets als ein rechtschaffener Offizier betragen, und seine Entlassung lediglich von der Allgewalt eines Mannes herrühre, der eben einmal beweisen wolte, daß bloß sein ungnädiges Wollen einen Offizier in Nichts umschaffen könne.

Die Monarchin verschaft ihm sogleich eine ansehnliche Stelle bey einem andern Regiment, überschickt ihm die Uniform, und in der einen Rocktasche das Patent, in der andern eine Börse mit 100. Louisd'or, in der einen Westentasche eine goldene Uhr, und in der andern eine goldene Tabatiere, mit der Versicherung: für ihn und seine Mutter weiter zu sorgen. —

Hier denke sich ein Jeder selbst das Erstaunen und Entzücken des Sohnes und der Mutter.

* * *

Die Frau eines Kontroleurs bey der Tabackspacht in Frankreich, der sein Amt schon 43. Jahr verwaltet, ihm aber Alters und Krankheit halber nicht mehr vorstehen konnte, suchte diesen Dienst ihrem ältesten Sohne, der den Vater schon 7. Jahr darinn unterstützet, zu ihrem und der übrigen Kinder Unterhalt zu verschaffen.

Sie that desfalls öftere kostbare Reisen von

30. Mei-

30 Meilen nach Paris, allein sowohl ihr Bitten, als alle Fürsprache vieler Freunde konnte etwas ausrichten. Die Generalpächter verwiesen sie zum Generalkontroleur, dieser sie wieder zu jenen, und so fort, alles vergebens.

Was brauchten Leute von Millionen Reichthümern sich auch darum zu bekümmern, ob ein armes Weib mit ihren Kindern umkam, oder nicht? — Endlich wagte sie es, und wendet sich an den Minister. Mit fünf Kindern fällt sie ihm zu Füssen, erzählt ihr Elend, flehet um Gnade; der aber würdigt sie auch nicht selbst einer Antwort. Sein Sekretär muß ihr andeuten: ihm nicht weiter beschwerlich zu fallen; die Stelle sey schon vor drey Jahren einem andern versprochen.

Das war also das Resultat so vieler Reisen und Kosten? Ohn' irgend eine Hofnung von Rettung? — welche Zuflucht blieb ihr nun, außer Gott, noch übrig? — Ihre Königin.

Der übergab sie, bey der Rückkehr aus der Kirche, ihre Bittschrift. Die Königin nahm sie an, schickte sie an den Generalkontroleur und die Generalpächter, und noch denselben Abend brachte der Erste ihr die Bestallung, die sie annahm, ohn' ihn eines Worts zu würdigen.

Am folgenden Tage ließ sie die Frau kommen, übergab ihr die Bestallung, und ersuchte sie noch,

wenn

wenn ihre andere Kinder alt genug wären, um den Vorzug, für ihre Beförderung zu sorgen. — Zugleich schenkte sie ihr einen Beutel mit 100. Louisd'or zur Vergütung ihrer Reisekosten.

Kein Wunder, wenn die Franzosen solche Königin anbeten!

* * *

Der Major bey der Königlichen Leibgarde, Hr. v. Ponticeulans hatte das Unglück, der jetzigen Königinals Dauphine zu mißfallen. Die junge Prinzeßin hatte in der ersten Aufwallung des Zorns gesagt: „Sie würde sich Gelegenheitlich daran zu erinnern wissen.“

Da sie nun Königin wurde, und der Major ihr nicht Seelengröße genug zutrauete, ihre Macht nicht zu seinem Nachtheile zu gebrauchen, hält ers fürs Beste, um den Folgen ihrer Empfindlichkeit zu entgehen, seine Stelle niederzulegen. Er bat den Prinzen von Beauveau, solches nebst der Veranlassung dem Könige vorzustellen. —

Dieser aber, die über alle niedrige Rachbegierde unendlich erhabene Seele seiner Königin besser kennend, eröfnete ihr zuerst diese Sache. — Lächelnd, wie der Huldgöttinnen eine, hört sie die Erzählung, und läßt dem Major sagen: Die Kö-

und schien sehr gerührt. „Ich gehöre kaum mehr zu dieser Welt, sagte er, wenige Dinge haben für mich noch Reitz und Werth, aber die Güte, die Liebe eines so tugendhaften, so rechtschaffenen Herrschers über viele Völker, die er glücklich machen wird, kann mir nicht gleichgültig seyn. — Ich liebe den Kayser aus dem Grunde meines Herzens, und verehre seine Denkungsart am Rande meines Grabes.“

§. 5.

Eine schöne Seele auf dem Thron — diejeder, der im Reiche des Edeln nicht ganz unbekannt ist, am folgenden Zuge sogleich erkennen würde, wenn hier auch nicht ausdrücklich stünde: Maria Antonia, Königin von Frankreich erfuhr zufälligerweise, daß ein dimitteirter Lieutnant verkleidet in einem Quartier der Residenz, wo ihn niemand kannte, die niedrigsten Arbeiten, als: Kaufmannswaaren auf- und abladen, u. s. w. verrichtete, um nur seiner armen alten Mutter einigen nothdürftigen Unterhalt und Verpflegung in ihrer Krankheit zu verschaffen.

Von dieser seltenen Probe kindlicher Liebe gerührt, erkundigt sie sich nach seiner ehemaligen Aufführung beym Regiment, und nach der Ursach seiner Entlassung. Sie hat das Vergnügen

§. 6.

Daß Fürsten in ihrem 16. oder 20sten Jahre zur Regierung gelangt, aus unersättlichen Durst nach Kriegsruhm tausend Mühseligkeiten duldeten, tausend Gefahren trotzten, bloß um von einem Sieg und Eroberung zur andern, der Welt und ihren Staaten zum Unglück, fortzuschreiten; das stimmt mit der brausenden Jugendhitze; ist also nicht zu verwundern; auch giebt die Geschichte davon, ausser Alexandern und Karl XII. noch mehr als zu viel Beyspiele. — Daß aber ein Monarch in seinem zwanzigsten Jahre auf dem schönsten Thron von Europa, von unumschränkter Herrschaft unberauscht, der Wollust unreitzbar, als Vater des größten und geringsten seiner Völker, die Wiederherstellung der Ordnung in den Finanzen, der edlen Simplicität bey Hofe, einer respectablen Kriegsmacht, —— doch, wozu eine wörtliche Beschreibung? — lassen wir Ludwig den Sechszehnten, König von Frankreich, selbst durch Thaten reden:

Er gieng mit seinem Bruder, dem Grafen von Artois, ohn' alle Begleitung, auf dem Felde spatzieren. — Sie fanden einen Fuhrmann, der mit seinem Karn in einem Loche stecken geblieben. Unerkannt halfen sie ihn herausziehen.

Der Fuhrmann, voll Freude über zwey vor-

30 Meilen nach Paris, allein sowohl ihr Bitten, als alle Fürsprache vieler Freunde konnte etwas ausrichten. Die Generalpächter verwiesen sie zum Generalkontroleur, dieser sie wieder zu jenen, und so fort, alles vergebens.

Was brauchten Leute von Millionen Reichthümern sich auch darum zu bekümmern, ob ein armes Weib mit ihren Kindern umkam, oder nicht? — Endlich wagte sie es, und wendet sich an den Minister. Mit fünf Kindern fällt sie ihm zu Füssen, erzählt ihr Elend, flehet um Gnade; der aber würdigt sie auch nicht selbst einer Antwort. Sein Sekretär muß ihr andeuten: ihm nicht weiter beschwerlich zu fallen; die Stelle sey schon vor drey Jahren einem andern versprochen.

Das war also das Resultat so vieler Reisen und Kosten? Ohn' irgend eine Hofnung von Rettung? — welche Zuflucht blieb ihr nun, außer Gott, noch übrig? — Ihre Königin.

Der übergab sie, bey der Rückkehr aus der Kirche, ihre Bittschrift. Die Königin nahm sie an, schickte sie an den Generalkontroleur und die Generalpächter, und noch denselben Abend brachte der Erste ihr die Bestallung, die sie annahm, ohn' Ihn eines Worts zu würdigen.

Am folgenden Tage ließ sie die Frau kommen, übergab ihr die Bestallung, und ersuchte sie noch,

wenn

Werths wähnen, deren Fürsorge dürfte sich auf niemand anders, als auf sie allein erstrecken.

Daß aber diese Antwort des Königs Wahrheit, und kein Bon Mot, nicht bloß Kanzleystyl ist, und er sich nicht in Worten, sondern von Herzensgrund, nur zum Glück seiner Völker König zu seyn glaubt, beweisen, ausser vielen andern, noch die folgenden Begebenheiten.

* * *

Kurz nach dem Tode des vorigen Königs v. Frankreich schrieb Ludwig *XVI.* an den Grafen v. Maurepas (Anm.) ehemaligen Mi-

 niſter

(Anmerk.) Ein neues periodisches Blatt schildert diesen Minister folgendermassen: Ein illustrer Greiß, der von Jugend auf die Angelegenheiten Frankreichs besorgte. Er verwaltete den Staat in seinen glänzendsten Zeiten als erster Minister. — Der Graf von Maurepas ist gegenwärtig 78. Jahr alt. Im Jahre 1749 hatte er das Departement vom Seewesen. Gerecht vom Geist; geübt in den Geschäften; voll Treue für seinen Monarchen, ist er des Vertrauens vollkommen würdig, womit ihn dieser beehrt. Der Graf von Maurepas liebt die Ruhe; Er ist kein Freund von Revolutionen. Man behauptet, wann es nach ihm gegangen wäre, so hätte er die friedfertige und sanfte Regierung des Kardinals Fleu-

nister des Seewesens, der in Ungenade fiel, weil sein Geist zu erhaben war, der Göttin Pompatour zu huldigen, folgenden Brief:

„Mitten in der Betrübniß, die ich mit dem ganzen Königreiche theile, hab' ich sehr große Sachen zu verrichten. Ich bin König. Welche Verpflichtung schließt dieser Nahme in sich? Ich bin nur 20. Jahr alt, und besitze die mir so nothwendigen Kenntnisse noch nicht. Mit den Ministern kann ich noch keinen Rath halten, weil sie alle bey dem Könige in seiner Krankheit gewesen sind. Das Vertrauen, das ich in Ihre Treue und großen Einsichten in Regierungsgeschäften setze, verbindet mich, Sie einzuladen, mir mit Ihrem Rathe beyzustehen. Kommen Sie also, so geschwind Sie können, zu mir. „ —

Einst, als er mit dem Grafen arbeitete, glaubte dieser etwas trauriges an ihm zu bemerken. Er wagte es, ihn um die Ursach zu fragen. Lange weigerte sich der König, sie ihm zu sagen. Endlich, auf wiederholtes Bitten, sagte er: „Ich bin darum traurig, daß Sie nicht

Fleury wieder hergestellt. Dieser Minister, der in seiner Jugend einer der liebenswürdigsten Gesellschafter von der Welt war, besitzt alle Annehmlichkeiten und Munterkeiten des Alters, nebst einem großen Fond von Religion.

nicht 20. Jahr jünger ſind, und ich zwanzig Jahr älter. „—

Kurz nach ſeiner Throngelangung überreichte ihm ein Großer einige zu ſeinem Lobe geſchriebene Werke. Ludwig *XVI.* aber verſezte: „Wenn man Gutes von mir ſagen wird, ſo brauch' ichs eben nicht ſtäts zu wiſſen. Sollte man aber Böſes von mir ſprechen, ſo wünſcht' ichs zu wiſſen, um mich zu beſſern. „

Welch ein Brief, und welche Antworten eines zwanzigjährigen eben zur unumſchränkten Herrſchaft gelangten Königs! —

* * *

Man weiß, mit welcher Standhaftigkeit ſich das Parlament von Bretagne unter der Regierung des vorigen Königs von Frankreich den Eingriffen und Bedrückungen des Miniſteriums widerſezte. — Man weiß aber auch, mit welcher Grauſamkeit dieſe Miniſter Ludwig des vielgeliebten beſonders den würdigen Präſidenten den Hrn. v. Chalotais verfolgten. Nicht genug, daß er an einen der ungeſundeſten Oerter verwieſen, ſeine Kinder um ſich her ſterben ſehn muſte, wurde er, da er aus Jammer vor dem Leichenanblicke nach ſeinem Gute flüchtete, und bat, ihm, der mit dem Tode rang, ſein Bet-

te da zu erlauben, auch da herausgerissen, und in eine Bergfestung vermauert.

Diesem gab der jetzige König, so wie dem Parlament, nicht nur seine vorige Würde wieder, sondern dem Präsidenten auch noch 100, 000. Livres zur Bezahlung seiner Schulden, 180, 000. Livres zur Präsidentenstelle für seinen Sohn, und noch eine jährliche Pension von 8000. Liv. wovon nach seinem Tode 3000. auf seinen Sohn fallen. —

So belohnte, — wenn ja ein durch vieljährige Leiden geschwächter Geist und Körper durch Geld belohnt werden kann, — Ludwig *XVI.*

Den edlen festen Mann,
Den keines Hofs pflichtwidrige Befehle schrecken;
Den seines Glückes Einsturz decken,
Doch nicht erschüttern kann.

* * *

Ludwig *XVI.* überzeugt, wie sehr die schweren Fesseln der Königlichen Würde durch der Natur und Freundschaft sanfte Bande erleichtert zu werden bedürfen, erklärte bey seiner Thronbesteigung seinen Brüdern, Tanten und Schwägerinnen, daß er den Titel Majestät

von

von ihnen nicht verlange (Anm.) der Nahme Bruder und Vetter sey ihm viel angenehmer. „ —

Auch überzeugt, daß, so lange noch unzählliche seiner Unterthanen im Elende schmachten, ein Menschenfreund auf dem Thron alles die Königliche Würde um nichts vermehrenden Pomps gern entbehre, entschloß sich Ludwig *XVI.* — gleich Friedrich, darum nicht weniger groß, weil er im kleinem Sans Souci prachtlos lebt, — alle nicht unentbehrliche Hofbedienungen, Lustbarkeiten und Aufwände abzuschaffen, und erspart dadurch jährlich mehrere Millionen. Auch die Kommödie bey Hofe, dieser sonst unentbehrliche Zeitvertreib der Großen, wurde eingestellt. Und freilich; für einige Millionen, wie viele tausend rührende Schauspiele anderer Art können dafür aufgeführt werden; in welchen die

(Anmerk.) Man sagt: Als der jetzige König v. Preußen im Jahre 1740. zur Regierung gelangte, und alle Prinzen und Prinzeßinnen vom Hause Ihro Majestät Glück zur Regierung gewünscht, habe der Prinz Ferdinand, der damals erst 10. Jahr alt war, angefangen zu weinen, und als man ihm um die Ursache gefragt, habe er geantwortet: Er könne unmöglich zu seinem so lieben Bruder Ihro Majestät sagen. — Sobald dies der König vernommen, habe er ihn mit Freuden auf immer davon dispensirt, und er solle jederzeit beym Brudertitel verbleiben.

handelnden Personen ihre Rollen mit mehr Wahrheit und Ausdruck spielen, als alle Ackteurs und Acktrizen der Erde?

* * *

Bey der Thronbesteigung eines neuen Königs v. Frankreich pflegt, dem Herkommen nach, eine Abgabe unter dem Nahmen der freudigen Gelangung, und, ist der König vermählt, noch eine: Wegen des Gürtels der Königin, gehoben zu werden. Die erste im hundertsten Pfennig vom Werthe aller Aemter im Königreich, die andere aber in einem dreyfachen Kopfgelde bestehend, welches beydes ansehnliche Summen ausmacht. Die erste noch erträglich, nur für keinen Monarchen, der andere; als Geld-Freudensbezeugungen von seinen Unterthanen wünschet. — Die zweite aber wenigstens in unsern Zeiten, einer Königin durchaus unanständig.

Von beyden Abgaben befreyte Ludwig XVI. bey seiner Throngelangung seine Völker, um ihnen durch solche Morgenröthe den vollen Tag zu verkünden. Und welcher Morgenröthe? — Machen wir uns die Freude, aus dem Anfange des ersten Edickts, dergleichen man nur selten sieht, einige Stellen anzuführen, vielleicht künftigen Regenten mit zum Muster, einer aus des Monarchen Herzen geflossenen Verordnung:

„Er

„ Er hofft, daß auf dem Thron, auf den ihn die Vorsehung erhoben, die göttliche Gnade seine Jugend unterstützen, und ihn bey der Wahl der Mittel, die seine Unterthanen glücklich machen können, leiten werde; — daß er, da diese Glückseligkeit vorzüglich von der weisen Verwaltung der Staats-Einkünfte abhange, auf diese seine vornehmste Sorge richten, auch alle Staatsschulden und Interessen sicher bezahlen werde, um dadurch die Grundsätze der Gerechtigkeit, welche die Grundlage seiner Regierung ausmachen sollen, einzuweihen; — daß er hiernächst auch bemüht seyn müsse, seinen Unterthanen die Lasten der Abgaben zu erleichtern; da hiezu aber nur durch Ordnung und Sparsamkeit zu gelangen, und die davon zu erwartende Früchte nicht das Werk eines Augenblicks seyn, er's lieber etwas spät hören wolle, daß seine Unterthanen mit ihm zufrieden sind, als daß er ihnen durch Erleichterungen, deren Dauer noch nicht gesichert ist, die Augen verblenden solte; — daß er aber bey Ausgaben, die seine Person und den Glanz seines Hofes betreffen, geschwinder den Bewegungen seines Herzens folgen könne, sich auch schon bemühe, ihnen ihre eigentlichen Gränzen zu setzen; — daß ein solches Opfer ihm nichts koste, wenns nur zur Erleichterung seiner Unterthanen gereicht; — daß ihr Glück sein Ruhm, und das Gute, das er ihnen erweise, die

süs-

süsseste Belohnung aller seiner Sorgfalt und Arbeit seyn solle; — daß endlich, da dieses sein erstes Edickt seine Gesinnungen zeigen, und gleichsam Bürge seines Vorhabens seyn solle, er seine Unterthanen von der Abgabe, die bey seiner Thronbesteigung bezahlt werden muste, befreye, da es ihnen empfindlich genug sey, einen gütigen König zu beweinen. „ — — —

Daß dergleichen bey Thronbesteigungen versprochen werde, ist denn doch nicht so selten. Ist aber nicht Ludwig des *XVI*ten ganze nun schon sechsjährige Regierung der getreueste Ausdruck dieser wirklichen Königlichen Gesinnung?

§. 7.

Ein Regent, der ein empfindsames Herz hat, muß gewiß eine Art von Freude, die andern Menschen unbekannt ist, genießen, wenn er sich selbst sagen kann, daß er eine Handlung begangen habe, die den Zustand eines ganzen Volks verbessern wird.

Der letzt verstorbene König von Sardinien, Emanuel, war von solchen Gesinnungen belebt. „Sie sehen mich in dem herrlichsten, in dem glücklichsten Tage meines Lebens, sagte er zu einem französischen Offizier; ich habe

be heute meine liebe Unterthanen von den letzten Abgaben befreyt, die ich ihnen wegen der Nothdurft des Krieges hatte auflegen müssen. „

Glückliches Sardinien! du siehest in deinem vortreflichen heutigen Regenten den würdigen Erben dieser großen Eigenschaften! — —

§. 8.

Eben so edel dachte Heinrich der vierte, König von Frankreich; dieser wohlthätige Menschenfreund, für dessen liebreiches Herz das Wohlseyn des mindesten Unterthans ein großes Geschäft war; —

Als der Herzog von Savoyen ihn fragte: Wie hoch seine Einkünfte gehen könnten? — antwortete er: „So hoch als ich will; ich besitze das Herz meines Volks, und damit alles, was ich will.“ Die wenigen Jahre, während welchen dieser große Monarch seine Völker ruhig regierte, stellen uns auch das ächteste Bild einer wiesen Regierung vor. Das Ansehen seines Reichs, die Glückseligkeit seiner Unterthanen, waren die Gegenstände seiner eifrigsten Bemühungen, und die Billigkeit der Geist seiner Gesetze. Er herrschte über seine Unterthanen, wie ein kluger und zärtlicher Vater über geliebte Kinder; und

wir

handelnden Personen ihre Rollen mit mehr Wahrheit und Ausdruck spielen, als alle Ackteurs und Acktrizen der Erde?

* * *

Bey der Thronbesteigung eines neuen Königs v. Frankreich pflegt, dem Herkommen nach, eine Abgabe unter dem Nahmen der freudigen Gelangung, und, ist der König vermählt, noch eine: Wegen des Gürtels der Königin, gehoben zu werden. Die erste im hundertsten Pfennig vom Werthe aller Aemter im Königreich, die andere aber in einem dreyfachen Kopfgelde bestehend, welches beydes ansehnliche Summen ausmacht. Die erste noch erträglich, nur für keinen Monarchen, der andere; als Geld-Freudensbezeugungen von seinen Unterthanen wünschet. — Die zweite aber wenigstens in unsern Zeiten, einer Königin durchaus unanständig.

Von beyden Abgaben befreyte Ludwig XVI. bey seiner Throngelangung seine Völker, um ihnen durch solche Morgenröthe den vollen Tag zu verkünden. Und welcher Morgenröthe? — Machen wir uns die Freude, aus dem Anfange des ersten Edickts, dergleichen man nur selten sieht, einige Stellen anzuführen, vielleicht künftigen Regenten mit zum Muster, einer aus des Monarchen Herzen geflossenen Verordnung:

„Er

mehr Majestät, mehr Tiefe, mehr Erhabenheit der Seele, als alle jene verfänglichen Traktaten und Kriegsverordnungen, welche Menschen und Pferde mit Kanonen und Trompeten abschicken, um Pferde und Menschen zu tödten, und mit Füßen zu treten.“

§. 9.

Das Reich Schweden ist durch die vor einigen Jahren darin vorgefallene Revolution, und darauf erfolgter Nationaltracht dem ganzen übrigen Europa so merkwürdig geworden, daß ich es für interessant genug halte, den Gesichtspunkt, worin man dessen vorigen und jetzigen Zustand mit einem Blicke übersehen kann, darzustellen, um daraus die Triebfedern und Ursachen zu erkennen, die solche wichtige Veränderungen zum Glück seiner Einwohner hervorgebracht haben. —

Die unglücklichen Umstände, worin Schweden sich bisher befand, waren die Folgen der unbegränzten Herrschsucht der Großen. — Die standhafte Regierung Karls des XIIten hatte sie unterdrückt, allein ihr gebeugter Stolz erhob sich bald wieder unter der Regierung seines Nachfolgers. Sie bereiteten dieses schädliche Werk durch die Erziehung Karls des XIIten. Sein Karakter war edel, gut und sanftmüthig, und sein Andenken

süsseste Belohnung aller seiner Sorgfalt und Arbeit seyn solle; — daß endlich, da dieses sein erstes Edickt seine Gesinnungen zeigen, und gleichsam Bürge seines Vorhabens seyn solle, er seine Unterthanen von der Abgabe, die bey seiner Thronbesteigung bezahlt werden muste, befreye, da es ihnen empfindlich genug sey, einen gütigen König zu beweinen. „ — — —

Daß dergleichen bey Thronbesteigungen versprochen werde, ist denn doch nicht so selten. Ist aber nicht Ludwig des *XVI*ten ganze nun schon sechsjährige Regierung der getreueste Ausdruck dieser wirklichen Königlichen Gesinnung?

§. 7.

Ein Regent, der ein empfindsames Herz hat, muß gewiß eine Art von Freude, die andern Menschen unbekannt ist, genießen, wenn er sich selbst sagen kann, daß er eine Handlung begangen habe, die den Zustand eines ganzen Volks verbessern wird.

Der letzt verstorbene König von Sardinien, Emanuel, war von solchen Gesinnungen belebt. „Sie sehen mich in dem herrlichsten, in dem glücklichsten Tage meines Lebens, sagte er zu einem französischen Offizier; ich habe

be heute meine liebe Unterthanen von den letzten Abgaben befreyt, die ich ihnen wegen der Nothdurft des Krieges hatte auflegen müssen. „

Glückliches Sardinien! du stehest in deinem vortreflichen heurigen Regenten den würdigen Erben dieser großen Eigenschaften! — —

§. 8.

Eben so edel dachte Heinrich der vierte, König von Frankreich; dieser wohlthätige Menschenfreund, für dessen liebreiches Herz das Wohlseyn des mindesten Unterthans ein großes Geschäft war; —

Als der Herzog von Savoyen ihn fragte: Wie hoch seine Einkünfte gehen könnten? — antwortete er: „So hoch als ich will; ich besitze das Herz meines Volks, und damit alles, was ich will.“ Die wenigen Jahre, während welchen dieser große Monarch seine Völker ruhig regierte, stellen uns auch das ächteste Bild einer wiesen Regierung vor. Das Ansehen seines Reichs, die Glückseligkeit seiner Unterthanen, waren die Gegenstände seiner eifrigsten Bemühungen, und die Billigkeit der Geist seiner Gesetze. Er herrschte über seine Unterthanen, wie ein kluger und zärtlicher Vater über geliebte Kinder; und

wir

loge der Marschallin von Villars. Das Parterre war ganz ausgelassen vor Freude; es bestand darauf, daß die junge und schöne Dücheße von Villars dem Dichter einen Kuß geben sollte. — „Ich wurde öffentlich geküßt, sagt Voltaire, wie Alain Chartier von der Prinzessinn Margaretha von Schottland, nur mit dem Unterschiede, daß jener schlief, und ich so wach und munter, als möglich war.„

Von dieser Vorstellung schreibt sich die Gewohnheit der Pariser her, den Verfasser, wenn sein Stück bey der ersten Vorstellung gefällt, herauszurufen; eine Gewohnheit, die auch in unserm deutschen Vaterlande um sich zu greifen anfängt, wie denn der Deutsche gemeiniglich gern der Nachäffer der Franzosen ist. —

§. 15.

Der Vicomte v. Noailles sagte im Sommer 1778. dem englischen Gesandten, Herrn Elliot in Berlin: „Gestehen Sie's nur, daß Ihre Nation sehr herunter ist.„ —„ Das gesteh' ich gerne, erwiederte Hr. Elliot, wir sind so herunter, daß uns nichts mehr retten konnte, als ein Krieg mit euch.„ — —

Eine Prophezeihung, die bey jetzigem Glück der Engländer schier einzutreffen scheint. —

§. 16.

mehr Majestät, mehr Tiefe, mehr Erhabenheit der Seele, als alle jene verfänglichen Traktaten und Kriegsverordnungen, welche Menschen und Pferde mit Kanonen und Trompeten abschicken, um Pferde und Menschen zu tödten, und mit Füßen zu treten."

§. 9.

Das Reich Schweden ist durch die vor einigen Jahren darin vorgefallene Revolution, und darauf erfolgter Nationaltracht dem ganzen übrigen Europa so merkwürdig geworden, daß ich es für interessant genug halte, den Gesichtspunkt, worin man dessen vorigen und jetzigen Zustand mit einem Blicke übersehen kann, darzustellen, um daraus die Triebfedern und Ursachen zu erkennen, die solche wichtige Veränderungen zum Glück seiner Einwohner hervorgebracht haben. —

Die unglücklichen Umstände, worin Schweden sich bisher befand, waren die Folgen der unbegränzten Herrschsucht der Großen. — Die standhafte Regierung Karls des XIIten hatte sie unterdrückt, allein ihr gebeugter Stolz erhob sich bald wieder unter der Regierung seines Nachfolgers. Sie bereiteten dieses schädliche Werk durch die Erziehung Karls des XIIten. Sein Karakter war edel, gut und sanftmüthig, und sein Andenken

„Ich möchte wissen, ob sie die Briefe des Königs v. Preußen an D' Alembert gelesen haben, die ich gestern in meinem französischen Journale fand. Lieber W - -, daß ich mit dergleichen nicht als hurtig zu Ihnen hinlaufen, und mit Ihnen ein Stündchen darüber schwatzen kann! Allzugerne hätte ich gestern mit Ihnen über Könige und Fürsten gesprochen; Zuerst von dem wunderbaren Mann, der seine glänzende furchtbare Krone so hoch und mächtig trägt, und dem es doch darunter werden kann, als sey es ein gemeiner Huth; der wohl leicht und holdig sie lüftet, wie man zum freundschaftlichen Gruß einen Huth lüftet, sie ablegt gegenüber auf des Freundes Schemel, und über sie hinlächelt so liebenswürdig! hinauflächelt — zum Freund empor.

Ich will die Auszüge aus König Friedrichs Briefen hier übersetzen, so können Sie dieselben in den Merkur rücken, wenn Sie Lust haben. Zu den zween ersten gab der Tod der Mdle D' Espinaße die Veranlassung. Sie war eine vieljährige vertraute Freundinn D' Alemberts gewesen. Ganz Paris nahm Antheil an seinem Verlust. Ein sehr rührendes Zeugniß davon erhielt er in einer Versammlung der Akademie, bey der Aufnahme des Hrn. la Harpe, wo der ansehnlichste Theil der Nation zugegen war.

D' Alem-

D'Alembert hatte in meiner Lobrede auf Saci, mit deren Vorlesung er die Feyerlichkeit beschloß, der Freundschaft dieses Gelehrten mit der Marquisin von Lombert gedacht; des Schmerzes, welcher dieselbe über den Verlust jenes ehrwürdigen Mannes empfunden. Hierauf, als wie erweckt durch dieses Andenken, und an sein eigenes Schicksal lebhaft erinnert, schilderte er mit den stärksten Zügen den Gram über einen solchen Verlust; wie sehr er den Wunsch errege, dieses Leben zu verlassen, das so voll Jammer ist, um sich mit dem Gegenstande seiner Zuneigungen wieder zu vereinigen. Er zeigte die Nothwendigkeit, für Herzen von solchen Empfindungen getroffen, die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, und daß diese Lehre weniger eine Entdeckung des Genies, als eine Offenbahrung des Herzens gewesen. Der Ton seiner Stimme, die Thränen, die ihm aus den Augen flossen, machten, daß alle Anwesende in seine Wehmuth übergiengen — Ein schöner Vorzug des Genies, bey Freud' und Leid sein Herz in jedem Busen legen zu können; mit seinen Schlägen eine Welt in Bewegung zu setzen. — —

Am 9ten July 1775.

Ich habe Mitleiden mit Ihrem Unglück. Die Wunden des Herzens sind die empfindlichsten un-

ter allen. Und ohngeachtet der schönen Sprüche der Philosophen, ist es die Zeit allein, die sie heilt. Der Mensch ist mehr ein empfindliches, als ein vernünftiges Thier. Ich hab nur zu sehr erfahren zu meinem Unglück, was man in solchen Fällen leidet. — — Unsere Vernunft ist zu schwach über den Schmerz einer tödtlichen Wunde zu siegen. Man muß der Natur etwas zugeben, und vor allem bedenken, daß in Ihrem Alter, wie in dem Meinigen, man sich fassen soll, da wir nicht lange säumen werden, mit den Gegenständen unserer Sehnsucht uns wieder zu vereinigen. Ich nehme mit Vergnügen die Hofnung an, daß Sie einige Monate des nächsten Jahres mit mir zubringen wollen. Wir wollen mit einander über das Nichts des Lebens philosophiren, über die Thorheit der Menschen, über die Eitelkeit des Stoizismus, und über das wenige, was wir sind. Thun Sie, ich bitte, unterdessen alles, was Sie vermögen, daß Ihr Schmerz Ihrer Gesundheit nicht nachtheilig werde. Es ist mir zu viel daran gelegen, um mit Gleichgiltigkeit Sie in der Gefahr zu sehen, dieselbe zu verlieren.

Am 7ten Sept. 1775.

Ich sehe aus Ihrem letzten Briefe, daß Ihr Herz noch immer leidet, und ich verdenk' es Ihnen nicht. — — Ich habe Freunde und Freundinnen

dinnen gehabt. Ich habe deren einige verloren. Ich dachte für Schmerz darüber zu sterben. *) Der Zufall wollte, daß ich sie während den Kriegen verlor, worinn ich mich verwickelt befunden, und wo ich genöthiget war, unaufhörlich meine Anordnungen zu machen. Diese unvermeidliche Zerstreuungen haben mich vielleicht verhindert, meinem Schmerz zu unterliegen. Ich wollte, daß man Ihnen irgend ein schweres Problem zur Auflösung vorlegte, damit diese Arbeit Sie nöthigte, an etwas anders zu denken. Es giebt in Wahrheit sonst kein Mittel, als dieses und die Zeit .... Ich freuete mich für mich selbst über die Hofnung, die Sie mir machen, Sie zu sehn; jetzt freu ich mich darüber auch für Sie. Ich werde alles thun, was von mir abhängt, um traurige und verdrießliche Gegenstände von Ihnen zu entfernen, und eben so viel Freude empfinden, Sie zu beruhigen, als wenn ich eine Schlacht gewonnen hätte. Nicht, daß ich mich für einen großen Philosophen hielte; sondern weil ich eine unglückliche Erfahrung von der Lage habe, worinn Sie sich befinden, und weil ich glaube, dadurch fähiger zu seyn, als ein anderer, Ihren Kummer zu lindern. Kommen Sie also, mein lieber D' Alem-

*) Diese Stelle ließ sich im Deutschen nicht gut wörtlich geben. In der Urschrift heißt es: J'ai eu des amis et des amies. J'en ai perdu cinq ou six. J'ai pensé en mourir de douleur.

bert, und seyn Sie versichert, wohl aufgenommen zu werden; gänzliche Heilung Ihrer Uebel werden Sie wohl nicht finden, aber doch besänftigende, stillende Mittel. —

In Antwort auf die vorgehende Briefe meldete D' Alembert dem Könige, daß ihm ein neues Unglück betroffen, welches Wissenschaften, Talente und Menschheit mit ihm theilten. Er beschrieb dem Monarchen mit dem lebhaften Schmerz, den die zärtlichste Freundschaft hegt und dem tiefen Interesse, welches leidende Tugend einflößt, die Krankheit und den traurigen Zustand einer wahrhaftig schätzbaren Dame, die durch die Eigenschaften ihres Geistes und Herzens der Welt und ihren Freunden theuer ist. Hierauf antwortete der König in einem Briefe vom 16ten October:

„Es giebt, mein lieber D' Alembert, ein altes Sprüchwort: Ein Unglück kömmt selten allein. Ich würde sehr verlegen seyn, wenn ich eine erträgliche Ursache davon angeben sollte; aber die Erfahrung beweißt, daß es sich öfter zutrage. Da hat nun die Frau von G - - der Schlag gerührt . . . . Der Menschen Leben ist so viel schrecklichen Unfällen unterworfen, daß man sich eher

eher über den Augenblick freuen sollte, der ihre Quaalen endigt, als über den Tag ihrer Geburt. Aber dergleichen Betrachtungen über sich selbst sind niederschlagend.

Unser Herz wird zerrissen, sich auf immer von denjenigen getrennt zu sehen, die unsre Hochachtung durch ihre Tugend, unser Vertrauen durch ihre Rechtschaffenheit, und unsere Zuneigung durch, ich weiß nicht, welche Sympathie verdienten, die sich zuweilen in der Gemüthsbeschaffenheit und der Art zu denken trift. Ich bin ganz Ihrer Meynung, daß in unserm Alter sich nicht mehr dergleichen Vereinigungen stiften lassen. Sie müssen in der Jugend sich bilden, durch den Umgang sich verstärken, und durch standhafte Treue ihre Festigkeit erhalten. Wir haben nicht mehr die Zeit dergleichen zu errichten. Die Jugend ist nicht gemacht, sich nach unsrer Denkungsart zu bequemen; jedes Alter hat seine Erziehung; man muß sich an seine Zeitgenossen halten; und wann diese abgehn, sich fähig machen ihnen zu folgen.

Freylich sind empfindliche Seelen unterworfen, von den Leidenschaften der Freundschaft umher getrieben zu werden; aber wie viel unsägliche Freuden genießen sie nicht, die ewig jenen Herzen von Stein unbekannt seyn werden, jenen verschlos-

ſchloſſenen Seelen (wiewohl ich zweifle, daß deren da ſeyn) alle die Betrachtungen, mein lieber D'Alembert, tröſten nicht; wenn ich Todte erwecken könnte, ich thäte es. Wir müſſen bey dem bleiben, was wir vermögen. Wenn ich niedergeſchlagen bin, leſ' ich das dritte Buch des Lukrez, und das ſchaft mir Linderung; es iſt nur ein Palliatif, aber für die Krankheiten der Seele haben wir keine andere Mittel. Ich hatte Ihnen vorgeſtern geſchrieben. Ich weiß nicht, wie ich mir erlaubt, in etwas zu ſcherzen. Ich hab' es mir heute vorgeworfen, als ich Ihren Brief las — — — — Meine Geſundheit iſt noch nicht wie ſie ſollte. Die Natur ſchickt uns Krankheit und Verdruß, um uns dies Leben zu verleiden, das wir laſſen müſſen. Ich verſtehe ſie mit halben Wort, und ergebe mich in ihren Willen — — — — Sie reden mir vom Krieg; von den Vorläufern, die Sie die Ankunft des Gottes Mars fürchten machen. Sie wiſſen, daß meiner Flotte Schiffe fehlen, Steuermänner, Admiräle und Matroſen. Wahrſcheinlicher Weiſe wird ſie nicht mit ſeyn; und was den Krieg auf dem veſten Lande betrift, ſo ſeh' ich nicht, wie er ſtatt haben ſollte. Ihr junger König will gerne mit ſeinen Nachbarn in gutem Verſtändniſſe leben. Wenn es Mächte giebt, welche haben, was die Italiäner rabbia d'Ambition heißen, ſo iſt doch wahrſcheinlich, daß ſie ihren jungen Monar-

narchen von ſeinen guten und weiſen Geſinnungen nicht abbringen werde. Bedenken Sie, indem ſie dieſes leſen, daß es kein Orakel von *Delphos* oder aus der Höhle des Trophonius iſt, ſondern menſchliche, Irrungen unterworfene Schlußfolge über Zufälligkeiten der Zukunft. Unterdeſſen freu ich mich herzlich darauf, Sie einmal wieder hier zu ſehen. Ich hoffe ſelbſt, daß Ihnen dieſe Reiſe heilſam ſeyn werde, denn alles iſt heilſam, was den Schmerz zerſtreuet. Immer komme ich auf die Arbeit zurück, die ich Ihnen empfehle. Mein Freund Cicero, als er ſeine Tochter verloren hatte, die er anbetete, gab ſich ans Schreiben. Er ſagt uns, daß er Anfangs ſich habe müſſen Gewalt anthun, daß er nachher Vergnügen in ſeiner Arbeit gefunden, und endlich ſo viel über ſich ſelbſt gewonnen habe, um zu Rom zu erſcheinen, ohne daß er ſeinen Freunden ausnehmend niedergeſchlagen vorgekommen. Dies wäre ein Beyſpiel für Sie, mein lieber D' Alembert; wenn ich ein beſſeres hätte, ich ſchlüg' es Ihnen vor. Wir fühlen unſern Verluſt nach dem Werth, den die Sache für uns hatte. Das Publikum, welches nichts verloren hat, urtheilt davon anders und tadelt manchmal ſogar was ihm das zärtlichſte Mitleiden einflöſſen ſollte. Alle dieſe Betrachtungen reizen eben nicht dieſes Publikum zu lieben. Thun Sie ſich Gewalt an, mein lieber D' Alembert. Leben

Sie,

Sie, und daß ich noch einmal das Vergnügen habe, Sie zu sehen und zu hören, bevor ich sterbe.

Friederich.

Das sind Briefe eines Königes an einen Privatmann, an einen bürgerlichen; und dieser König ist doch etwa nicht geringer — als andere! und so viele andere sind doch etwa nicht alle — mehr als er! Gleichwohl, wenn man so zusieht, scheint es, als wenn es denselben so dünkte — und wer weiß? Man erzählte mir neulich von einem stolzen Fürsten, daß er den Prinz Eugen, der einst durch seine Staaten gekommen, an seine Tafel gezogen habe. Seine Gemahlinn sey hierüber so unzufrieden geworden, daß sie die Parthie ergriffen, allein in ihrem Zimmer zu speisen. Der große Mann war ihr nicht vornehm genug. Das erinnerte mich an König Friederich, der Voltairens Wagen entgegenlief, und nach dem Schlage griff, um ihm denselben zu öfnen. Ich möchte eine Lobrede schreiben, überhaupt auf den König — an Könige und Fürsten. Anders möcht' ich keine auf ihn schreiben; und an die Könige und Fürsten dürft' ich sie wohl nicht schreiben. Närrisch, daß ich nicht dürfte, als ob dem Erhabnen so bange seyn müßte; als ob sich die Mächtigen vor mir zu fürchten hätten, vor

mir

mir und vor Jedwedem, der einigermaßen ein Kind des Lichts ist.

Gegen den König dürft' ich die bitterste Satyre schreiben, der große würd' es nicht ahnden. Ja, wer Lust hätte diesen Muthwillen zu treiben, der würde am sichersten in des Königs Gebiethe seyn; Anderswo könnte vielleicht ihn die Rache des beleidigen Standes verfolgen.

Der König war gefährlich krank, zu einer Zeit, wo man fürchtete, sein Haus möchte ausgehn. Ein Höfling, der große Wohlthaten von ihm empfangen hatte, spottete der Besorgnisse, welche einige deshalben äußerten. „Und wenn die Art davon ausgienge! (sagte er) desto besser!" — der König erfuhr diese Rede. Er war an seiner empfindlichsten Seite gekränket. Man weiß, wie zärtlich er seine Familie liebt, mit welcher Leidenschaft er an seinem Hause hänget. Auch fühlte er diese Beleidigung. — „Wenn ich nun so einen Menschen auf ewig nach Spandau schickte, sagte er, wer würde mirs verdenken? Es geschah ihm aber nichts.

Von Ihnen, liebster W . ., darf ich den Einwurf nicht besorgen, der so häufig gemacht wird: Diese gepriesene Großmuth Friederichs sey im Grunde nur Menschenverachtung, sey der Uebermuth eines Despoten, der des Fluchs des Schwachen

chen spotte, und nur jauchze, daß er so mächtig sey, und es im Triumpf führe, daß er Niemand zu achten brauche; es habe ja Ludwig der *XIV.* obschon der eitelste unter den Menschen, mehr als einmal sonderbare Beyspiele einer ähnlichen Nachsicht gegeben. — Des Nero zu geschweigen, der, so ein grausamer Tyrann er gewesen, nicht nur denjenigen, die in Gedichten, Reden und Schriften ihn auf das härteste angegriffen, nachgesehen, sondern mehrmals beym Senat sie gerettet habe: Ich sage, lieber W. . , von Ihnen hab' ich dergleichen Einwurf nicht zu besorgen, weil Sie nicht gewohnt sind, die Dinge dieser Welt obenhin zu betrachten. Nero, dessen ich nur im Gegensatz zu erwähnen schon erröthe, wie entsetzlich und kindisch zugleich strafte er nicht die blose Gleichgiltigkeit bey seinen Gesängen; und Ludwig *XIV.* wie unversöhnlich war er nicht denen, die seine Eitelkeit einigermassen beleidigt hatten! Es lohnte sich der Mühe, dergleichen Unterschiede zu untersuchen, und dies und das ins helleste Licht zu stellen.

§. 18.

Noch ein paar Züge zum Bilde Friederichs, jenes gekrönten Weltweisen von Sans Souci:

Der General v. Lestewitz hatte dem Könige wäh-

während des vorletzten Krieges mit großem Ruhm gedient, erhielt aber dafür, so lange der Krieg dauerte, keine Belohnung. Auch fast sechs Jahre nachher noch nicht. Um diese Zeit aber ward das Garderegiment des vorigen Königs und die Kommendantenstelle von Potsdam erlediget. Diese erhielt er.

Belohnung, ansehnlich genug, aber nicht hinreichend nach Friederichs Urtheil. In eben dem Jahre fielen dem Könige für 200,000. Thaler Landgüter zu, an die er Anforderungen hatte. Diese Gelegenheit ergriff der Monarch, seinen General würdiger zu belohnen. — Er schickt ihm den Schenkungsbrief dieser Güter, mit einem Handschreiben des Innhalts: „ daß er die wichtigen Dienste, die er ihm im letzten Kriege geleistet, nicht vergessen; daß er mit Ungeduld auf eine Gelegenheit gewartet, sie belohnen zu können; daß ers bis jezt nicht gekönnt, ihn aber nun bitte, von den Güthern Besitz zu nehmen, worüber er das Patent erhalte. „ —

* * *

Einer seiner Adjutanten hatte sich gleichfals im vorigen Kriege bey einigen wichtigen Vorfällen durch vorzüglichen Eifer, Tapferkeit und Klugheit ausgezeichnet. Der König wußte es, schien

schien aber es nicht bemerkt zu haben, und bezeugte ihm keine Erkenntlichkeit.

Der Adjutant, zufrieden mit dem Bewußtseyn: recht gehandelt zu haben, dachte an keine Belohnung, sondern fuhr fort, seinem großen Herrn mit doppeltem Eifer zu dienen. — Das bemerkte der König, und beschloß, so viele Verdienste und Edelmuth nicht unbelohnt zu lassen. Vier Jahr nach dem Frieden schickte er ihm mit dem gnädigsten Schreiben ein Geschenk von 20,000. Dukaten. —

* * *

Ein Hauptmann in Preußen übergab ihm bey der Revüe im Jahr 1771. eine Bittschrift, worinn er um die Erlaubniß bat, ein schönes Landgut zu verkaufen, weil die Pflichten seines Standes ihm nicht erlaubten, es gehörig zu verwalten, und in Stand zu setzen, auch 24,000 Thlr. Schulden darauf haften, die ihm sehr zur Last fallen. —

Sogleich erhielt er keine Antwort, kaum aber war der König zurück in Potsdam, als er dem Hauptmann die 24,000. Thaler zur Bezahlung seiner Schulden, und noch 6000. Thaler zur Verbesserung des Guts übersendet. —

Was Wunder! wenn dieser Mars, Apollo

mir und vor Jedwedem, der einigermaßen ein Kind des Lichts ist.

Gegen den König dürft' ich die bitterste Satyre schreiben, der große würd' es nicht ahnden. Ja, wer Lust hätte diesen Muthwillen zu treiben, der würde am sichersten in des Königs Gebiethe seyn; Anderswo könnte vielleicht ihn die Rache des beleidigen Standes verfolgen.

Der König war gefährlich krank, zu einer Zeit, wo man fürchtete, sein Haus möchte ausgehn. Ein Höfling, der große Wohlthaten von ihm empfangen hatte, spottete der Besorgnisse, welche einige deshalben äußerten. „Und wenn die Art davon ausgienge! (sagte er) desto besser!" — der König erfuhr diese Rede. Er war an seiner empfindlichsten Seite gekränket. Man weiß, wie zärtlich er seine Familie liebt, mit welcher Leidenschaft er an seinem Hause hänget. Auch fühlte er diese Beleidigung. — „Wenn ich nun so einen Menschen auf ewig nach Spandau schickte, sagte er, wer würde mirs verdenken? Es geschah ihm aber nichts.

Von Ihnen, liebster W - -, darf ich den Einwurf nicht besorgen, der so häufig gemacht wird: Diese gepriesene Großmuth Friederichs sey im Grunde nur Menschenverachtung, sey der Uebermuth eines Despoten, der des Fluchs des Schwachen

chen spotte, und nur jauchze, daß er so mächtig sey, und es im Triumpf führe, daß er Niemand zu achten brauche; es habe ja Ludwig der *XIV.* obschon der eitelste unter den Menschen, mehr als einmal sonderbare Beyspiele einer ähnlichen Nachsicht gegeben. — Des Nero zu geschweigen, der, so ein grausamer Tyrann er gewesen, nicht nur denjenigen, die in Gedichten, Reden und Schriften ihn auf das härteste angegriffen, nachgesehen, sondern mehrmals beym Senat sie gerettet habe: Ich sage, lieber W. . , von Ihnen hab' ich dergleichen Einwurf nicht zu besorgen, weil Sie nicht gewohnt sind, die Dinge dieser Welt obenhin zu betrachten. Nero, dessen ich nur im Gegensatz zu erwähnen schon erröthe, wie entsetzlich und kindisch zugleich strafte er nicht die blose Gleichgiltigkeit bey seinen Gesängen; und Ludwig *XIV.* wie unversöhnlich war er nicht denen, die seine Eitelkeit einigermassen beleidigt hatten! Es lohnte sich der Mühe, dergleichen Unterschiede zu untersuchen, und dies und das ins helleste Licht zu stellen.

§. 18.

Noch ein paar Züge zum Bilde Friederichs, jenes gekrönten Weltweisen von Sans Souci:

Der General v. Lestewitz hatte dem Könige wäh-

während des vorletzten Krieges mit großem Ruhm gedient, erhielt aber dafür, so lange der Krieg dauerte, keine Belohnung. Auch fast sechs Jahre nachher noch nicht. Um diese Zeit aber ward das Garderegiment des vorigen Königs und die Kommendantenstelle von Potsdam erlediget. Diese erhielt er.

Belohnung, ansehnlich genug, aber nicht hinreichend nach Friederichs Urtheil. In eben dem Jahre fielen dem Könige für 200,000. Thaler Landgüter zu, an die er Anforderungen hatte. Diese Gelegenheit ergriff der Monarch, seinen General würdiger zu belohnen. — Er schickt ihm den Schenkungsbrief dieser Güter, mit einem Handschreiben des Innhalts: „ daß er die wichtigen Dienste, die er ihm im letzten Kriege geleistet, nicht vergessen; daß er mit Ungeduld auf eine Gelegenheit gewartet, sie belohnen zu können; daß ers bis jezt nicht gekonnt, ihn aber nun bitte, von den Güthern Besitz zu nehmen, worüber er das Patent erhalte. „ —

* * *

Einer seiner Adjutanten hatte sich gleichfals im vorigen Kriege bey einigen wichtigen Vorfällen durch vorzüglichen Eifer, Tapferkeit und Klugheit ausgezeichnet. Der König wußte es, schien

schien aber es nicht bemerkt zu haben, und bezeugte ihm keine Erkenntlichkeit.

Der Adjutant, zufrieden mit dem Bewustseyn: recht gehandelt zu haben, dachte an keine Belohnung, sondern fuhr fort, seinem großen Herrn mit doppeltem Eifer zu dienen. — Das bemerkte der König, und beschloß, so viele Verdienste und Edelmuth nicht unbelohnt zu lassen. Vier Jahr nach dem Frieden schickte er ihm mit dem gnädigsten Schreiben ein Geschenk von 20,000. Dukaten. —

* * *

Ein Hauptmann in Preußen übergab ihm bey der Revüe im Jahr 1771. eine Bittschrift, worinn er um die Erlaubniß bat, ein schönes Landgut zu verkaufen, weil die Pflichten seines Standes ihm nicht erlaubten, es gehörig zu verwalten, und in Stand zu setzen, auch 24,000 Thlr. Schulden darauf haften, die ihm sehr zur Last fallen. —

Sogleich erhielt er keine Antwort, kaum aber war der König zurück in Potsdam, als er dem Hauptmann die 24,000. Thaler zur Bezahlung seiner Schulden, und noch 6000. Thaler zur Verbesserung des Guts übersendet. —

Was Wunder! wenn dieser Mars, Apollo

Selbſt ſeine vielen Feinde, woran es dieſem
Monarchen, wie jedem Geiſt erſter Größe, ſo
enig, als dem Rieſenkörper an großem Schat-
n, fehlet, werden, wenn ſie moraliſche Schön-
it zu fühlen nur im geringſten fangen, vielleicht
der Willen geſtehen müſſen, daß dieſe That
ön war. —

Braucht nicht bloß zur Kobey von einem ſolchen
König
Die Natur hundert Jahr? — Nein, dies iſt ihr
zu wenig!

§. 19.

Die Anekdote, welche den Urſprung zur Ab-
affung der Tortur in Europa gegeben, iſt ei-
der intereſſanteſten für alle Jahrhunderte. Die-
Mißbrauch, welcher Jahrhunderte lang die
elt betrog, und die Menſchlichkeit ſeufzen mach-
fiel auf den Wink eines Philoſophen. —

Die Marcheſe von Beccaria wurde zu Tura-
, einem Landguth des Grafen Calderari, ei-
Freundes ihres Gemahls, krank. — So-
d der Marcheſe die Nachricht davon erhielt, ſo
lckte er den Arzt Mainone, nebſt dem berühm-
Profeſſor Moſati an die junge Marcheſin.
dem die zween Eskulape durch das Thal Ma-

guten, aber gewöhnlichen Seelen Glückseligkeit ist, durch Freuden anderer Art, und hoffentlich hinreichend, entschädigt würde. — Jedes Wort, und jeder Blick gewannen diesen Mann dem Könige so lieb, daß er, um länger seiner Gesellschaft zu genießen, von ihm verlangte, mit ihm zu speisen. Mehr Beweiß brauchts wohl nicht von der vorzüglichen Güte des Karakters dieses Mannes, als dieser Beyfall Friedrichs, den jeder als einen der größten Menschenkenner, zugleich aber auch als keinen besondern Freund der Geistlichkeit überhaupt kennet.

Milch, Butter, Brod und Wasser waren wie meistens, so auch jetzt alle vorräthige Nahrungsmittel dieser Familie. — Der gute Pfarrer wollte sich viel entschuldigen, daß er so schlecht eingericht sey; seinen König nicht besser aufnehmen könne. — Dieser versicherte ihn: ein Sodat sey leicht zu befriedigen, und erkundigte sich unter andern mit nach des Pfarrers Umständen. Der erwiederte: Seine Einnahme belaufe sich jährlich nicht über 300. Thaler; das sey zu wenig für seine sechs Kinder, doch wollte er keine bessere Stelle suchen, weil seine Gemeine ihn liebe, und um Zulage wolle er auch nicht anhalten, weil seine Besoldung von seinen armen Pfarrkindern komme. — Man denkt leicht, daß dieser so seltene Uneigennutz diesem Mann

Dieſer Orden der Tempelherrn entſtand zur Zeit der Kreuzzüge im Jahre 1118. zu Jeruſalem. — Es lag dieſen Rittern ob, die chriſtliche Religion mit den Waffen zu vertheidigen, und die Reiſenden in das gelobte Land auf dem Wege vor der Mahomedaner Grauſamkeit und Straſſenräubereyen zu beſchützen. Sie machten ſich zuerſt einen großen Nahmen, und brachten Reichthümer zuſammen; aber nach und nach begiengen ſie durch ihren Hochmuth, Völlerey und Grauſamkeit die entſetzlichſten Ausſchweifungen; ſie wurden endlich ſchlimmer, als alle Ketzer; ſie verſpotteten alle Religion, und wurden aus Beſchützern ihre würklichen offenbaren Feinde; ſie trieben es endlich ſo weit, daß der ganze Orden durch das Urtheil Clemens *V.* in dem Wieneriſchen Concilio 1311 völlig aufgehoben, und verſchiedene wegen ihrer groben Laſter hingerichtet wurden. — —

§. 21.

Der berühmte Kapitain Coock, der ſich durch ſeine Reiſen um die Welt ſo merkwürdig gemacht, und erſt ohnlängſt auf der Inſel O - why - he von den Einwohnern ermordet wurde, verdient dadurch, daß er ſich durch ſeine neuen Entdeckungen dem ganzen Europa ſo nützlich gemacht, ein

ewiges Denkmal. — Hier iſt eine kurze Nachricht ſeiner Schickſale:

Im Jahr 1768. am 30ſten Julius unternahm Coock ſeine erſte Reiſe um die Welt; blieb eine geraume Zeit in der Südſee, und kam über Batavia den 12ten Julius 1771. nach England zurück. Auf dieſer Reiſe begleiteten ihn Herr Banks und D. Solander.

Seine zweite Reiſe geſchah im Junius 1772. Er ſegelte damals, um die ſüdliche Hemiſphäre zu entdecken, bis zum 71ten Grad der Süderbreite; aber die vielen Eis-Inſeln, die er da fand, zwangen ihn zurück zu kehren, und dann kam er am 29ten Julius 1775. wieder nach Hauſe. — Endlich lief er im Julius 1776. das drittemal auf Entdeckungen aus, und man hatte ſeit ſeiner Abreiſe vom Vorgebirge der guten Hofnung, nichts von ihm gehört, bis endlich im December vorigen Jahres (1779.) die Nachricht ankam, daß er auf der Inſel O-why-he in Beyſeyn des Beherrſchers der Inſel Terre-Oboo von den Einwohnern, über die er ſich wegen ihres diebiſchen Betragens beſchwerte, ermordet wurde.

Kapitain Clarke, ein ebenfalls erfahrner Seemann, den er bey ſich hatte, übernahm darauf das Kommando des Schiffs, und ſegelte von da

nach

nach Kamtschatka, von daher er diese Nachricht nach Europa abschickte.

Da Kapitain Coock der erste ist, der die Strase Anian, die im äußersten Norden Asien und Amerika trennet, befahren, so glaubt Hr. Konsistorialrath Büsching es sehr billig zu seyn, wenn man seinem Andenken zu Ehren diese Straße künftig nicht mehr Anian, sondern Coocks-Meerenge in den Geographien und Karten benenne, und die Wichtigkeit der Entdeckung dieser Gegend, die sonst mit vielen Muthmaßungen und Erdichtungen verknüpft war, wenigstens damit zu vergelten; man glaubt auch, alle Geographen werden diesen billigen Ausspruch des Hrn. Konsistorialraths als gültig annehmen.

Die Wittwe dieses berühmten Seefahrers bekömmt von ihrem Könige eine jährliche Pension von 300. Pfund Sterling, und es sind ihm zu Ehren verschiedene Gedächtnißmünzen geschlagen worden, die sein Andenken verewigen sollen.

§. 22.

Georg der Dritte, der Britten König; würdig, der Nation König zu seyn, die sich durch Edelmuth — moralischen und politischen — so

guten, aber gewöhnlichen Seelen Glückseligkeit ist, durch Freuden anderer Art, und hoffentlich hinreichend, entschädigt würde. — Jedes Wort, und jeder Blick gewannen diesen Mann dem Könige so lieb, daß er, um länger seiner Gesellschaft zu genießen, von ihm verlangte, mit ihm zu speisen. Mehr Beweiß brauchts wohl nicht von der vorzüglichen Güte des Karakters dieses Mannes, als dieser Beyfall Friedrichs, den jeder als einen der größten Menschenkenner, zugleich aber auch als keinen besondern Freund der Geistlichkeit überhaupt kennet.

Milch, Butter, Brod und Wasser waren wie meistens, so auch jetzt alle vorräthige Nahrungsmittel dieser Familie. — Der gute Pfarrer wollte sich viel entschuldigen, daß er so schlecht eingericht sey; seinen König nicht besser aufnehmen könne. — Dieser versicherte ihn: ein Sol dat sey leicht zu befriedigen, und erkundigte sich unter andern mit nach des Pfarrers Umständen. Der erwiederte: Seine Einnahme belaufe sich jährlich nicht über 300. Thaler; das sey zu wenig für seine sechs Kinder, doch wollte er keine bessere Stelle suchen, weil seine Gemeine ihn liebe, und um Zulage wolle er auch nicht anhalten, weil seine Besoldung von seinen armen Pfarrkindern komme. — Man denkt leicht, daß dieser so seltene Uneigennutz diesem Mar-

Dieſer Orden der Tempelherrn entſtand zur Zeit der Kreuzzüge im Jahre 1118. zu Jeruſalem. — Es lag dieſen Rittern ob, die chriſtliche Religion mit den Waffen zu vertheidigen, und die Reiſenden in das gelobte Land auf dem Wege vor der Mahomedaner Grauſamkeit und Straſſenräubereyen zu beſchützen. Sie machten ſich zuerſt einen großen Nahmen, und brachten Reichthümer zuſammen; aber nach und nach begiengen ſie durch ihren Hochmuth, Völlerey und Grauſamkeit die entſetzlichſten Ausſchweifungen; ſie wurden endlich ſchlimmer, als alle Ketzer; ſie verſpotteten alle Religion, und wurden aus Beſchützern ihre würklichen offenbaren Feinde; ſie trieben es endlich ſo weit, daß der ganze Orden durch das Urtheil Clemens *V.* in dem Wieneriſchen Concilio 1311 völlig aufgehoben, und verſchiedene wegen ihrer groben Laſter hingerichtet wurden. — —

§. 21.

Der berühmte Kapitain Coock, der ſich durch ſeine Reiſen um die Welt ſo merkwürdig gemacht, und erſt ohnlängſt auf der Inſel O - why - he von den Einwohnern ermordet wurde, verdient dadurch, daß er ſich durch ſeine neuen Entdeckungen dem ganzen Europa ſo nützlich gemacht, ein

ewiges Denkmal. — Hier ist eine kurze Nachricht seiner Schicksale:

Im Jahr 1768. am 30sten Julius unternahm Coock seine erste Reise um die Welt; blieb eine geraume Zeit in der Südsee, und kam über Batavia den 12ten Julius 1771. nach England zurück. Auf dieser Reise begleiteten ihn Herr Banks und D. Solander.

Seine zweite Reise geschah im Junius 1772. Er segelte damals, um die südliche Hemisphäre zu entdecken, bis zum 71ten Grad der Süderbreite; aber die vielen Eis-Inseln, die er da fand, zwangen ihn zurück zu kehren, und dann kam er am 29ten Julius 1775. wieder nach Hause. — Endlich lief er im Julius 1776. das drittemal auf Entdeckungen aus, und man hatte seit seiner Abreise vom Vorgebirge der guten Hofnung, nichts von ihm gehört, bis endlich im December vorigen Jahres (1779.) die Nachricht ankam, daß er auf der Insel O-why-he in Beysein des Beherrschers der Insel Terre-Oboo von den Einwohnern, über die er sich wegen ihres diebischen Betragens beschwerte, ermordet wurde.

Kapitain Clarke, ein ebenfalls erfahrner Seemann, den er bey sich hatte, übernahm darauf das Kommando des Schiffs, und segelte von da

nach

Selbst seine vielen Feinde, woran es diesem Monarchen, wie jedem Geist erster Größe, so wenig, als dem Riesenkörper an großem Schatten, fehlet, werden, wenn sie moralische Schönheit zu fühlen nur im geringsten fangen, vielleicht wider Willen gestehen müssen, daß diese That schön war. —

Braucht nicht bloß zur Kobey von einem solchen König
Die Natur hundert Jahr? — Nein, dies ist ihr zu wenig!

§. 19.

Die Anekdote, welche den Ursprung zur Abschaffung der Tortur in Europa gegeben, ist einer der interessantesten für alle Jahrhunderte. Die Mißbrauch, welcher Jahrhunderte lang die Welt betrog, und die Menschlichkeit seufzen machte, fiel auf den Wink eines Philosophen. —

Die Marchese von Beccaria wurde zu Tura, einem Landguth des Grafen Calderari, eines Freundes ihres Gemahls, krank. — Sobald der Marchese die Nachricht davon erhielt, so lockte er den Arzt Mainone, nebst dem berühmten Professor Mosati an die junge Marchesin. Indem die zween Eskulape durch das Thal Ma-

ſehr vor andern auszeichnet, kam einſt in die Hofverſammlung, als ſchon Jedermann ſich mit der höchſtwichtigen Pflicht-beſchäftigte, zu — ſpielen. Nur ein junges ſchönes Fräulein ſtand da allein, unbeſchäftigt. Er fragt: Warum ſie nicht auch ſpiele? — „O Sire! — antwortet ſie traurig — ich bin ein armes Mädchen, mit mir verlangt niemand zu ſpielen. „

Im fortgeſetzten Geſpräch erfährt er, daß ihre verſtorbene Aeltern ſie ohn' alles Vermögen hinterlaſſen, und ſie von der Gnade einer Verwandtin lebe. Er findet ihre Seele ihren äußerlichen Reizungen gleichen, und will, daß dieſer auch ihr Vermögen etwas gleicher komme. „Kommen Sie, ſagt er, wenn niemand mit Ihnen ſpielen will, ſo werd' ich's thun. „

In kurzem hat er an ſie Eintauſend Pfund Sterling (etwas über 2000 Dukaten) verlohren. „Dacht' ichs nicht, ſagte er, indem er lächelnd aufſtand, daß ich mit Ihnen kein Glück haben würde? „ Wie edel ward dieſes Geld angebracht! —

* * *

Die Lebensart, die dieſer tugendhafte Monarch führt, verdiente von allen Großen der Erden nachgeahmt zu werden.

Im

Im Winter steht derselbe um 7. Uhr und des Sommers um 6. Uhr auf. Er begiebt sich sogleich in ein geheimes Zimmer zur Abwartung seiner Andacht, die beynahe eine Stunde dauret, hierauf wartet er die öffentlichen Geschäfte ab, nachgehends werden seine Kinder zu ihm gebracht, und darauf begiebt er sich in sein Kabinet, wo er irgend einigen neuen Entdeckungen nachgehet, oder sich mit einem Gelehrten unterhält.

Der König lebt ungemein mäßig, erlaubt sich selten mehr als 4. Gläser Wein bey der Mittagsmahlzeit, und des Abends trinkt er nur ein wenig Wein mit Wasser.

Wo nicht Staatsgeschäfte ihn abrufen, so liest er der Königin einen von ihren Lieblings-Schriftstellern, der Werke Shakespears vor. — Da der König von dem berühmten Owin mit allen Annehmlichkeiten der Wohlredenheit hat sprechen gelernt, so bezeugen alle, die Zutritt bey ihm haben, daß der König mehr wie Lehrer der Beredsamkeit, als Monarch liest und spricht. — Nach der Abendmahlzeit halten der König und die Königin gemeinschaftlich ihre Andacht, und jeder liest einen sittlichen oder die Religion behandelnden Schriftsteller, worauf sie sich zeitig zur Ruhe begeben.

Es

ewiges Denkmal. — Hier ist eine kurze Nachricht seiner Schicksale:

Im Jahr 1768. am 30sten Julius unternahm Cook seine erste Reise um die Welt; blieb eine geraume Zeit in der Südsee, und kam über Batavia den 12ten Julius 1771. nach England zurück. Auf dieser Reise begleiteten ihn Herr Banks und D. Solander.

Seine zweite Reise geschah im Junius 1772. Er segelte damals, um die südliche Hemisphäre zu entdecken, bis zum 71ten Grad der Süderbreite; aber die vielen Eis-Inseln, die er da fand, zwangen ihn zurück zu kehren, und dann kam er am 29ten Julius 1775. wieder nach Hause. — Endlich lief er im Julius 1776. das drittemal auf Entdeckungen aus, und man hatte seit seiner Abreise vom Vorgebirge der guten Hofnung, nichts von ihm gehört, bis endlich im December vorigen Jahres (1779.) die Nachricht ankam, daß er auf der Insel O-why-he in Beysein des Beherrschers der Insel Terre-Oboo von den Einwohnern, über die er sich wegen ihres diebischen Betragens beschwerte, ermordet wurde.

Kapitain Clarke, ein ebenfalls erfahrner Seemann, den er bey sich hatte, übernahm darauf das Kommando des Schiffs, und segelte von da

nach

nach Kamtschatka, von daher er diese Nachricht nach Europa abschickte.

Da Kapitain Coock der erste ist, der die Straße Anian, die im äußersten Norden Asien und Amerika trennet, befahren, so glaubt Hr. Konsistorialrath Büsching es sehr billig zu seyn, wenn man seinem Andenken zu Ehren diese Straße künftig nicht mehr Anian, sondern Coocks-Meerenge in den Geographien und Karten benenne, und die Wichtigkeit der Entdeckung dieser Gegend, die sonst mit vielen Muthmaßungen und Erdichtungen verknüpft war, wenigstens damit zu vergelten; man glaubt auch, alle Geographen werden diesen billigen Ausspruch des Hrn. Konsistorialraths als gültig annehmen.

Die Wittwe dieses berühmten Seefahrers bekömmt von ihrem Könige eine jährliche Pension von 300. Pfund Sterling, und es sind ihm zu Ehren verschiedene Gedächtnißmünzen geschlagen worden, die sein Andenken verewigen sollen.

§. 22.

Georg der Dritte, der Britten König; würdig, der Nation König zu seyn, die sich durch Edelmuth — moralischen und politischen — so

ſehr vor andern auszeichnet, kam einſt in die Hofverſammlung, als ſchon Jedermann ſich mit der höchſtwichtigen Pflicht beſchäftigte, zu — ſpielen. Nur ein junges ſchönes Fräulein ſtand da allein, unbeſchäftigt. Er fragt: Warum ſie nicht auch ſpiele? — „O Sire! — antwortet ſie traurig — ich bin ein armes Mädchen, mit mir verlangt niemand zu ſpielen. „

Im fortgeſetzten Geſpräch erfährt er, daß ihre verſtorbene Aeltern ſie ohn' alles Vermögen hinterlaſſen, und ſie von der Gnade einer Verwandtin lebe. Er findet ihre Seele ihren äußerlichen Reizungen gleichen, und will, daß dieſer auch ihr Vermögen etwas gleicher komme. „Kommen Sie, ſagt er, wenn niemand mit Ihnen ſpielen will, ſo werd' ich's thun. „

In kurzem hat er an ſie Eintauſend Pfund Sterling (etwas über 2000 Dukaten) verlohren. „Dacht' ichs nicht, ſagte er, indem er lächelnd aufſtand, daß ich mit Ihnen kein Glück haben würde? „ Wie edel ward dieſes Geld angebracht! —

* * *

Die Lebensart, die dieſer tugendhafte Monarch führt, verdiente von allen Großen der Erden nachgeahmt zu werden.

Im

Im Winter steht derselbe um 7. Uhr und des Sommers um 6. Uhr auf. Er begiebt sich sogleich in ein geheimes Zimmer zur Abwartung seiner Andacht, die beynahe eine Stunde dauret, hierauf wartet er die öffentlichen Geschäfte ab, nachgehends werden seine Kinder zu ihm gebracht, und darauf begiebt er sich in sein Kabinet, wo er irgend einigen neuen Entdeckungen nachgehet, oder sich mit einem Gelehrten unterhält.

Der König lebt ungemein mäßig, erlaubt sich selten mehr als 4. Gläser Wein bey der Mittagsmahlzeit, und des Abends trinkt er nur ein wenig Wein mit Wasser.

Wo nicht Staatsgeschäfte ihn abrufen, so liest er der Königin einen von ihren Lieblings-Schriftstellern, der Werke Shakespears vor. — Da der König von dem berühmten Owin mit allen Annehmlichkeiten der Wohlredenheit hat sprechen gelernt, so bezeugen alle, die Zutritt bey ihm haben, daß der König mehr wie Lehrer der Beredsamkeit, als Monarch liest und spricht. — Nach der Abendmahlzeit halten der König und die Königin gemeinschaftlich ihre Andacht, und jeder liest einen sittlichen oder die Religion behandelnden Schriftsteller, worauf sie sich zeitig zur Ruhe begeben.

Es

Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob der König ein besseres Beyspiel als Vater, oder als Ehemann giebt. Als letztern betrachtet, ist er ganz Sanftmuth, ganz Liebe und Nachsicht. Er hat ein Herz, das allen häußlichen Vergnügen fähig ist. Als Vater ist er ernstlich, ohne mürrisch zu seyn; vertraut, ohne seinem natürlichen Ansehen etwas zu vergeben; und voll Zuneigung, ohne jene Schwachheit, welche macht, daß Kinder frech werden. — Der König giebt sich viele Mühe, das Gemüth seiner Kinder zu bilden; wenn es daher seine übrigen Geschäfte zulassen, so wendet er sie gemeiniglich darauf, daß er seinen kleinen Lieblingen solche Lehren giebt, als ihrer Kinder-Seelen anzunehmen fähig sind.

In den Gesinnungen beyder Majestäten ist eine so bewundernswürdige Uebereinstimmung; ihre Gemüther sind in einem so vollkommen übereinklingenden Ton gestimmet, daß es, wenn man die Verschiedenheit der Meynungen, in Ansehung der verwirrten Regierungsumstände, ausnimmt, unmöglich ist, den einen Karakter zu schildern, ohne zugleich den andern mit darunter zu fassen.

Die Königin hat die untrüglichsten Proben ihres feinen Geschmacks und Urtheils durch den Druck, und ihres vortreflichen Herzens durch die

Bil-

netiſch-praktiſches Talent für die Finanz. Arbeitſam, thätig, circumſpekt, großmüthig und empfindſam für den Ruhm. Niemand kennt die Reßourcen der franzöſiſchen Nation ſo gut, wie er, und ſeine Veranſtaltungen bey dem jetzigen koſtbaren Kriege mit England, da er die größten Summen herbey zu ſchaffen gewußt, ohne das Publikum mit neuen Abgaben zu beläſtigen, zeugen von ſeiner ſchöpferiſchen Erfindung. Bey ſeiner Erhebung erſchien zu Paris folgendes Quatrain:

De ton choix, ô *Necker*, le devôt allarmé
Crie en vain: „Quel ſcandale enorme!
Pour regir ſon tréſor, Quoi! *Lovis* a nommé
Vn enfant de *Geneve*, un maudit reformé!
C'eſt qu'il ſentend à la reforme.

Indeſſen jauchzet der laute Beyfall der Nation über uneigennützige Handlungen des Hrn. Neckers ihm allenthalben Lob und Ehre zu, und die unpartheyiſchen, welche des Mannes Werth erkennen, ſagen es öffentlich: „Daß unter allen denjenigen, die ſeit des großen Sully Zeiten die Finanzen beſorgten, keiner geweſen, der eine Vergleichung mit ihm aushalten könnte. „ — Dieſer großmüthige Mann ſorgt, allen Behinderungen, die ihm der Neid in Weg legt, nicht nur für die Fülle des Königlichen Schatzes, ſon-

Solche Männer sind für die Jahrbücher einer Nation unvergeßlich. Der Nahme Amboise ist in dem Französischen heilig. Dieser erste Minister und vertraute Freund Ludwigs des *XII.* war dieser beyden Vorzüge bey einem Könige würdig, der den Beynahmen eines Vaters des Volks erhielt. Die Geschichte seines Todes ist sein bester Lobspruch. Der König beehrte ihn mit den aufrichtigsten Thränen der Freundschaft und die ganze Nation legte die Trauer an. Ein Beyspiel der Liebe eines Volks für einen Minister, welches die Geschichte nur einmal besitzet.

Schweden und Spanien werden die Nahmen Oxenstirn und Ximenes nie vergessen. Kein wahrer Engländer kann den Nahmen Pitt ohne Verehrung und Dankbarkeit ausdrücken. Die Oesterreichischen und Preußischen Jahrbücher werden die Nahmen Kaunitz, Hoym, Cocceji und Carmer verewigen. — Solche Männer werden immer die wichtigsten Aemter des Staats bekleiden, wenn das Verdienst allein, und nicht die Gunst und die Kabalen solche austheilen. Diese Wahl allein ist schon Bürge der Eigenschaften des Regenten.

Nicht minder verdient der berühmte französische Kanzler von Agueßeau (Anm.) allen Gros-

(Anmerk.) Unter Ludwig *XIV.* war er Generals Pro-

Großen, die mit der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten beehrt sind, zum Muster gesetzt zu werden.

Wenn seine Freunde ihm vorstellten, daß seine zu häufige Arbeiten seine Gesundheit zu sehr angriffen, und daß er seinen Eifer mäßigen sollte, so antwortete ihnen dieser große Mann: „Kann ich ruhig und müßig bleiben, wenn ich durch die Seufzer Zahlloser Unglücklichen aufgefordert werde?“ Die Wiederherstellung der französischen Gesetzgebung war auch die würdige Frucht seiner unermüdeten Bemühungen, deren glückliche Folgen die ganze Nation dankbar empfand. — Die allgemeine Stimme gab ihm den Nahmen des Gerechten, und ein tugendhafter Gelehrter erhob öffentlich seine Stimme, um dem seltenen Vorzug für ihm zu erhalten, daß man eine Statue zur Ehre dieses großen Kanzlers in dem Tempel der Gerechtigkeit errichten sollte. — Ich wage es nicht, die Empfindungen, welche der Gedanke eines solchen Vorzugs einflößet, auszudrücken zu wollen. —

Die Erhebung des Herrn Neckers zum Finanz-Minister in Frankreich ist in unsern Tagen eine zu

Procurator des Parlaments, und unter dem Herzog-Regenten wurde er Kanzler; er starb im Jahr 1751. den 9ten Februar.

zu auffallende und merkwürdige Begebenheit, um nicht ebenfalls bey vielen den Wunsch zu erregen, näher von diesem Manne unterrichtet zu seyn. —

Er ist aus Genf gebürtig, und der reformirten Religion zugethan. — Eine geraume Zeit diente er als erster Buchhalter in einem berühmten Wechselhause zu Paris. Endlich lernte er die Madame Necker kennen, welche mit der Frau von Tourton nach Paris kam. Er wurde von ihren Verdiensten gerührt, und beschloß ein eigenes Handelshauß zu errichten. Das Glück unterstützte seine Einsichten. Er wurde reich. Ein Umstand, wovon er den edelsten Gebrauch machte. Indem er, nach dem Beyspiel des Helvetius, bald Künste und Wissenschaften ermunterte, bald dem Talent forthalf, oder die Armut erleichterte; so machte er seinen Nahmen berühmt. —

Herr Necker besorgte die Angelegenheiten seines Vaterlandes, als erster Minister der Republik Genf zu Versailles, als ihn Ludwig XVI. zum General-Finanz-Direktor berief. — Er ist gegenwärtig in der Stärke seines Alters. Man kennt die Werke, die er schrieb, und die wahres Genie, große Einsichten und Reichthum an Einbildungskraft zeigen. Hr. Necker ist ein theo-

retisch-

retiſch-praktiſches Talent für die Finanz. Arbeitſam, thätig, circumſpekt, großmüthig und empfindſam für den Ruhm. Niemand kennt die Reßourcen der franzöſiſchen Nation ſo gut, wie er, und ſeine Veranſtaltungen bey dem jetzigen koſtbaren Kriege mit England, da er die größten Summen herbey zu ſchaffen gewußt, ohne das Publikum mit neuen Abgaben zu beläſtigen, zeugen von ſeiner ſchöpferiſchen Erfindung. Bey ſeiner Erhebung erſchien zu Paris folgendes Quatrain:

De ton choix, ô *Necker*, le devôt allarmé
Crie en vain: „Quel ſcandale enorme!
Pour regir ſon treſor, Quoi! *Louis* a nommé
Vn enfant de *Geneve*, un maudit reformé!“
C'eſt qu'il ſentend à la reforme.

Indeſſen jauchzet der laute Beyfall der Nation über uneigennützige Handlungen des Hrn. Neckers ihm allenthalben Lob und Ehre zu, und die unpartheyiſchen, welche des Mannes Werth erkennen, ſagen es öffentlich: „Daß unter allen denjenigen, die ſeit des großen Sully Zeiten die Finanzen beſorgten, keiner geweſen, der eine Vergleichung mit ihm aushalten könnte. „ — Dieſer großmüthige Mann ſorgt, allen Behinderungen, die ihm der Neid in Weg legt, nicht nur für die Fülle des Königlichen Schatzes, ſon-

dern ist, ungeachtet seiner häufigen Geschäfte, eben so eifrig bedacht, das Elend unglücklicher Menschen zu erleichtern. — In Begleitung seiner Gemahlin hat er neulich die Spitäler der Stadt Paris besucht, und sich darauf auch nach Bicetre begeben. Dort fanden sie, zu großem Aergerniß, daß die Gefangnen wegen Mangel an Betten nur abwechslend schlafen konnten; unterdeß ein Theil schlief, musten die andern inzwischen wachen. Dies kam dem großen Manne abscheulich vor, er entsetzte sogleich vier Aufseher ihres Amts, und ließ auch zugleich 500. Matratzen bestellen.

So richtet Hr. Necker seine Blicke auch auf solche Gegenstände, die manchem Finanz-Minister mit einer weniger wohlthätigen und großmüthigen Seele allzugeringe scheinen möchten.

Seine Erfindungskraft, neue Hülfsquellen zu entdecken, hat schon oft die Aufmerksamkeit der Engländer erweckt. — Jüngst soll sich ein berühmter Lord in London darüber im ganzen Ernst auf folgende Art geäußert haben: „Die Fortsetzung des Kriegs wird uns für dieses Jahr 12. Millionen Pfund Sterling kosten. — Ich dächte, man sollte diese ganze Summe dem Hrn. Necker geben, unter der Bedingung, daß er seinen Dienst am französischen Hofe völlig aufgeben möchte; dies würde der Krone Frankreich

reich viel nachtheiliger seyn, als der Krieg selbst, und wir würden dabey des brittischen Blurs schonen. „

Was für große Ideen muß er in den Herzen, selbst seiner Feinde von seinen weitausgebreitetem Verstande erweckt haben! Ein gewisses Zeichen wahrer Größe, wenn selbst die Feinde hievon überführt sind!

Wir müssen auch etwas von seiner Gemahlin sagen: — Diese liebt eben so wie ihr Gemahl die Werke des Geistes. Sie lies't, liebt den Umgang der Gelehrten, und denkt schön. Sie ist eine der Beschützerinnen der Wissenschaften, so wie Madam Beauharnois, Madam Saurin, Madam Caßini, Madam Suard, Madam Marchais und andere Dames, welche Büreaux d' Esprit zu Paris halten. Sie ist eben diejenige, die im Jahre 1770. eine Subscription von Gelehrten zur Errichtung einer Bildsäule des fernayschen Philosophen, von des großen Meisters Pigals Hand eröfnete, und deshalb sie allein in den Archiven der Wissenschaften unvergeßlich bleiben wird. — Wovon unter §. 24. ein mehres.

§. 24.

So eine Menge Feinde Hr. von Voltaire in

Am ersten Jenner 1756. wollten die Reformirten in den Gegenden von Nimes eine Versammlung halten. Der alte Fabre begab sich nebst seinem Sohne dahin; allein die Versammlung ward Soldaten gewahr, die auf sie zukamen, und gieng auseinander. Der junge Fabre, der sich vor der Gefahr von seinem Vater entfernt hatte, verließ seine Freunde, um wieder zu ihm zu kommen. Er fand ihn, nebst dem Hrn. Türge, auf der Landstraße; er sahe, daß man ihn verfolgte, floh in das Feld und bat sie, ihm zu folgen. Er war für seine Person schon ausser Gefahr, als er sahe, daß das Alter, das Schrecken und die Beschwerlichkeit des Weges seinen Vater in die Unmöglichkeit gesetzt hatten, zu entkommen, und daß er, nebst seinem Gefährten, in den Händen der Soldaten war. —

Nun eilte er zurück, stürzte sich mitten unter sie hinein, und beschwur sie, ihn anstatt seines Vaters zunehmen. Dieser widersetzte sich der großmüthigen That, und rufte mit lauter Stimme, er wolle durchaus nicht, daß die schönsten Jahre seines Sohnes dem schwachen Reste von dem Leben eines Greises, der nicht weit vom Tode entfernt sey, sollten aufgeopfert werden. Dieser rührende Streit zwischen der väterlichen und kindlichen Liebe hatte die Soldaten in Erstaunen gesetzt, das mit Bewunderung und Ehrerbietig-

keit vermischt war. Sie wurden erweicht, und gern hätten sie Beyde loßgelassen, aber weil ihnen ihre Ordre dieses nicht erlaubte; so bestimmten die dringenden Bitten des Sohnes ihre Wahl. Sie führten ihn fort, und der Vater, der sich zu wiederholtenmahlen in ihre Reihen warf, und von seinem Sohne allemal wieder zurückgewiesen ward, mußte zurück bleiben; voll von Verzweiflung, daß er in einem Streite untergelegen hatte, wo Schande und Sklaverey der Preiß des Ueberwinders seyn sollten. —

Der junge Labre mußte in der That länger als zween Monate im Gefängnisse schmachten, und ward, nebst dem Hrn. Tenge, durch ein Urtheil vom 12ten Merz 1716. auf ewig zu den Galleeren verdammt, wohin sie auch miteinander gebracht wurden. — Man stelle sich einmal alles vor, was in der Seele des unglücklichen Jünglings vorgieng, als er bey seiner Ankunft zu Toulon das entsetzliche Schiff besteigen, und die schimpfliche Kleidung der Bösewichter, die es bewohnen, anlegen mußte! — Das Andenken eines Vaters, einer Mutter, die unter der Last des Unglücks erlagen, und deren hülfloses Alter nun ohne Stütze war; das Bild einer angebeteten Geliebte, die auf ewig für ihn verlohren war; das Elend, und den Schimpf, der noch tausendmal schrecklicher als das Elend selbst

ist. — In diesem Zustande befand sich mein Held sieben Jahre hindurch.

Die Umstände seiner Aeltern waren indessen nicht weniger kläglich. Diese unglücklichen Alten, die der Schmerz unterdrückte, sahen sich genöthigt, sich einen Theil ihres nothdürftigen Unterhalts zu entziehen, um die Bedürfnisse des Unglücklichen zu mildern, der in den Ketten schmachtete. Sie fielen beyde in eine Krankheit, die sie dem Grabe sehr nahe brachte. Ihr Sohn erhielt in langer Zeit keine Nachricht von ihnen, und die Ungewißheit, in welcher er wegen ihres Schicksals lebte, die für ihn grausamer war, als alle seine Leiden, vermehrte die letztern bis auf das äußerste.

Erst im Jahre 1762. erfuhr der wohlthätige Minister, der damals die Angelegenheiten des Seewesens besorgte, Fabres Unglück, und die rühmliche Ursache desselben. Seine Seele, die dazu gemacht war, große Handlungen zu empfinden, und ihren Werth zu beurtheilen, ward von der gegenwärtigen lebhaft gerührt. Er eilte, die Bande zu zerbrechen, die den, der sie trug, nur um desto verehrungswerther machten. Der Königliche Befehl ward den 13ten May 1762. ausgefertigt, und den 22ten erhielt Hr. Fabre zu Toulon seinen Gnadenbrief.

Er

Er ward also seiner Familie endlich wieder geschenkt, und kam nach sieben Jahren, die er in der Sklaverey zugebracht hatte, zurück, um in den Umarmungen seines Vaters den Preiß seines Opfers und seiner Tugend zu empfangen. Das Glück der Freyheit, die er wieder erlangt hatte, ward noch dadurch vermehrt, daß er sie mit demjenigen theilen konnte, welcher ein ähnliches Unglück erfahren hatte; zween Monate nach der Befreyung aber sogar wieder in vorigen Stand gesetzt ward.

Ein so zärtliches und edles Herz konnte seine Belohnung in nichts finden, als in einem andern Herzen, das seiner werth wäre. Seine Geliebte hatte ihm das Ihrige aufbewahrt. Sie war eine von seinen jungen Anverwandtinnen. Er liebte sie auf das zärtlichste, und stand im Begriffe sie zu heyrathen, als er sich seines Vaters Ketten anlegen ließ. — Ein treflich Beyspiel zum Nachdenken für die, welche vorgeben, daß die Liebe die Seele entkräfte, und sie zu einem hohen Grade des Muthes und der Tugend unfähig mache. Die Geliebte meines Helden war ihm beständig treu; sie hatte die Anträge, die man ihr gethan hätte, ausgeschlagen: endlich aber hatte sie der Wille ihrer Aeltern vermocht, einen vortheilhaften Vorschlag anzunehmen, als Fabre eben in Freyheit gesetzt ward. Diese Nachricht setzte sie

in

Am ersten Jenner 1756. wollten die Reformirten in den Gegenden von Nimes eine Versammlung halten. Der alte Fabre begab sich nebst seinem Sohne dahin; allein die Versammlung ward Soldaten gewahr, die auf sie zukamen, und gieng auseinander. Der junge Fabre, der sich vor der Gefahr von seinem Vater entfernt hatte, verließ seine Freunde, um wieder zu ihm zu kommen. Er fand ihn, nebst dem Hrn. Turge, auf der Landstraße; er sahe, daß man ihn verfolgte, floh in das Feld und bat sie, ihm zu folgen. Er war für seine Person schon ausser Gefahr, als er sahe, daß das Alter, das Schrecken und die Beschwerlichkeit des Weges seinen Vater in die Unmöglichkeit gesetzt hatten, zu entkommen, und daß er, nebst seinem Gefährten, in den Händen der Soldaten war. —

Nun eilte er zurück, stürzte sich mitten unter sie hinein, und beschwur sie, ihn anstatt seines Vaters zunehmen. Dieser widersetzte sich der großmüthigen That, und rufte mit lauter Stimme, er wolle durchaus nicht, daß die schönsten Jahre seines Sohnes dem schwachen Reste von dem Leben eines Greises, der nicht weit vom Tode entfernt sey, sollten aufgeopfert werden. Dieser rührende Streit zwischen der väterlichen und kindlichen Liebe hatte die Soldaten in Erstaunen gesetzt, das mit Bewunderung und Ehrerbietig-

keit

keit vermischt war. Sie wurden erweicht, und gern hätten sie Beyde loßgelassen, aber weil ihnen ihre Ordre dieses nicht erlaubte; so bestimmten die dringenden Bitten des Sohnes ihre Wahl. Sie führten ihn fort, und der Vater, der sich zu wiederholtenmahlen in ihre Reihen warf, und von seinem Sohne allemal wieder zurückgewiesen ward, mußte zurück bleiben; voll von Verzweifelung, daß er in einem Streite untergelegen hatte, wo Schande und Sklaverey der Preiß des Ueberwinders seyn sollten. —

Der junge Fabre mußte in der That länger als zween Monate im Gefängnisse schmachten, und ward, nebst dem Hrn. Tünge, durch ein Urtheil vom 12ten Merz 1756. auf ewig zu den Galleeren verdammt, wohin sie auch miteinander gebracht wurden. — Man stelle sich einmal alles vor, was in der Seele des unglücklichen Jünglings vorgieng, als er bey seiner Ankunft zu Toulon das entsetzliche Schiff besteigen, und die schimpfliche Kleidung der Bösewichter, die es bewohnen, anlegen mußte! — Das Andenken eines Vaters, einer Mutter, die unter der Last des Unglücks erlagen, und deren hülfloses Alter nun ohne Stütze war; das Bild einer angebeteten Geliebte, die auf ewig für ihn verlohren war; das Elend, und den Schimpf, der noch tausendmal schrecklicher als das Elend selbst

ist. — In diesem Zustande befand sich mein Held sieben Jahre hindurch.

Die Umstände seiner Aeltern waren indessen nicht weniger kläglich. Diese unglücklichen Alten, die der Schmerz unterdrückte, sahen sich genöthigt, sich einen Theil ihres nothdürftigen Unterhalts zu entziehen, um die Bedürfnisse des Unglücklichen zu mildern, der in den Ketten schmachtete. Sie fielen beyde in eine Krankheit, die sie dem Grabe sehr nahe brachte. Ihr Sohn erhielt in langer Zeit keine Nachricht von ihnen, und die Ungewißheit, in welcher er wegen ihres Schicksals lebte, die für ihn grausamer war, als alle seine Leiden, vermehrte die letztern bis auf das äußerste.

Erst im Jahre 1762. erfuhr der wohlthätige Minister, der damals die Angelegenheiten des Seewesens besorgte, Fabres Unglück, und die rühmliche Ursache desselben. Seine Seele, die dazu gemacht war, große Handlungen zu empfinden, und ihren Werth zu beurtheilen, ward von der gegenwärtigen lebhaft gerührt. Er eilte, die Bande zu zerbrechen, die den, der sie trug, nur um desto verehrungswerther machten. Der Königliche Befehl ward den 13ten May 1762. ausgefertigt, und den 22ten erhielt Hr. Fabre zu Toulon seinen Gnadenbrief.

Er

Er ward also seiner Familie endlich wieder geschenkt, und kam nach sieben Jahren, die er in der Sklaverey zugebracht hatte, zurück, um in den Umarmungen seines Vaters den Preiß seines Opfers und seiner Tugend zu empfangen. Das Glück der Freyheit, die er wieder erlangt hatte, ward noch dadurch vermehrt, daß er sie mit demjenigen theilen konnte, welcher ein ähnliches Unglück erfahren hatte; zween Monate nach der Befreyung aber sogar wieder in vorigen Stand gesetzt ward.

Ein so zärtliches und edles Herz konnte seine Belohnung in nichts finden, als in einem andern Herzen, das seiner werth wäre. Seine Geliebte hatte ihm das Ihrige aufbewahrt. Sie war eine von seinen jungen Anverwandtinnen. Er liebte sie auf das zärtlichste, und stand im Begriffe sie zu heyrathen, als er sich seines Vaters Ketten anlegen ließ. — Ein treflich Beyspiel zum Nachdenken für die, welche vorgeben, daß die Liebe die Seele entkräfte, und sie zu einem hohen Grade der Muthes und der Tugend unfähig mache. Die Geliebte meines Helden war ihm beständig treu; sie hatte die Anträge, die man ihr gethan hätte, ausgeschlagen: endlich aber hatte sie der Wille ihrer Aeltern vermocht, einen vortheilhaften Vorschlag anzunehmen, als Fabre eben in Freyheit gesetzt ward. Diese Nachricht setzte sie

in

in Entzücken, und ihr Herz flog wieder seinen ersten Banden zu. Sie hatte den Muth, sich demjenigen zu entdecken, der sie heyrathen sollte, und dieser großmüthige Mann ward der Beschützer eines Nebenbuhlers, der ihm vorgezogen wurde. Seit der Zeit hat Fabre sich mit seiner tugendhaften Gattin verbunden, und sie hat ihm auch einige Kinder gebohren, welche die Freude seines Herzens sind, und sich nach seinem edlen Muster gebildet haben. Er hat auch wieder zu Ganige in Languedock eine Fabrik von Strümpfen angelegt, und sein Fleiß bleibt nicht unbelohnt. Sein Vater, dessen Täge vielleicht nur darum verlängert wurden, damit er ihn von seinen Ketten befreyet sehen möchte, ist einige Zeit darnach in einem Alter von mehr als 80 Jahren gestorben. Seine Mutter hat aber noch einige Jahre länger gelebt, um sich über das Glück ihres Sohnes zu erfreuen. — —

§. 26.

Victor Amadeus, König v. Sardinien hatte in den Jahrbüchern Europens einen ansehnlichen Platz angenommen. Er hatte sich als einen großen Kriegsmann gezeigt, und war für einen großen Staatsmann bekannt.

Gegen das Ende seines Lebens hatte dieser sein

letzter

letzter Ruhm eine nicht geringe Befleckung. — Er ließ sich in einen sehr nachtheiligen Traktat mit Frankreich ein, und erniedrigte seine Königliche Würde durch eine Heyrath. Das Frauenzimmer, welches er auf eben so geheime weise zur Gemahlin annahm, als die berühmte Maintenon von Ludwig *XIV.* war erwählt worden, hieß Madame von St. Sebastian. Sie war die Wittwe eines Kriegsbedienten dieses Nahmens. Vormals war sie Ehrenfräulein bey der Königs Frau Mutter gewesen. Zu dieser Zeit war sie ungemein schön, aber allezeit von ehrgeizigem verschlagenem Gemüthe. Der König hatte ihr in seiner Jugend nicht ohne Erfolg seine Aufwartungen gemacht. Seiner Mutter Wachsamkeit aber, und auch sein eigner guter Verstand hielten den gefährlichen Fortgang dieser Liebe auf. — Da er aber sahe, daß er schlechterdings genöthigt war, seine unpolitische Versprechungen gegen Frankreich zu erfüllen, so entschloß er sich seine Krone niederzulegen, und seinem Sohne aufzusetzen, der, da er solche Versprechungen nicht gethan, den unklugen Fehler, den sein Vater begangen hatte, wieder gut machen konnte.

An dem einen und nämlichen Tage übergab Amadeus die Krone, und heyrathete seine vormalige Buhlerin, die er kurz zuvor zu einer

Mar-

Markiſin von Spigno ernannt hatte. Seine Entſagung des Thrones gieng öffentlich, ſeine Verehelichung aber heimlich vor ſich. Der König und die Markiſin begaben ſich ſogleich nach Chambery.

Der junge König ſpielte gar bald die Rollen, welche ihm ſein Vater aufgegeben hatte, und that noch eine oder ein paar Auftritte von ſeinem eigenen hinzu. Die Staatsbedienten und Günſtlinge des Königs ſeines Vaters dankte er ab, behielt aber äuſſerlich alle die Zeichen der Ehrfurcht und Hochachtung bey, die er ſeinem Vater ſchuldig war, der aber doch bald ungeduldig und zu ſeinen vorigen Geſchäften, Macht und Thron zurück zu kehren wünſchte.

Seine neue Gemahlin war eben ſo begierig, den Glanz einer Krone zu koſten, und bey Hofe was zu ſagen zu haben. Sie bereueten beyde nicht ihre Verehelichung, ſondern ihre Einſamkeit. Chambery war, in ſeiner äuſſerſten Pracht, eine zu ſchwermüthige Wohnung, und hatte zu ſehr das Anſehn eines Gefängniſſes, als daß es die Kämpfe ſolcher raſtloſen Gemüther hätte beruhigen und beſänftigen können. Der König und ſeine Gemahlin führten einen beſtändigen geheimen Briefwechſel mit den mißvergnügten Piemonteſern, ſonderlich in Turin.

Es

Es ward eine Verschwörung gemacht: der König sollte seinen Sohn entthronen, und die Ruder der Regierung wieder in Handen nehmen. Die Maaßregeln wurden zu diesem Ende mit aller möglichen Heimlichkeit genommen. Der König beklagte sich über die Luft zu Chambery. Sein Sohn hörte diese Klagen mit der kindlichsten Aufmerksamkeit. — Amadeus bekam Erlaubniß der Hauptstadt näher zu kommen. Er begab sich nach Rivoli, ein kleines dem Könige gehöriges Lustschloß. — Die Luft zu Rivoli stand ihm auch nicht an; Er bekam Erlaubniß noch näher zu rücken, und auf sein eignes Verlangen in dem Schlosse Montcallier zu wohnen, welches ein sehr schöner Pallast ohnweit Turin ist. Hier schlugen die Funken der Ehrsucht gar bald in Flammen aus. Das Feuer sollte eben ausbrechen, als der junge König und seine Staatsbedienten anfiengen, die Hitze davon in Turin zu fühlen. Sie hatten nur gerade Zeit, den König Amadeus noch zurück zu halten, als er eben in seine Kutsche steigen wollte, um, wie es vorgewendet wurde, die Citadelle von Turin zu besuchen, in der That aber sich ihrer zu bemeistern. — In einem Augenblick ward er seines Sohns Gefangener auf dem Schlosse zu Montcallier. Seine Gemahlin ward schlechterdings von ihm abgesondert, und sie sahen sich nicht mehr. Man begegnete dem alten Könige mit

Ehr-

Ehrfurcht, hütete ihn aber mit der strengsten Genauigkeit. Er verlangte sehr oft, seinen Sohn zu sprechen. Man versprach es ihm, hielt das versprochene aber nie. Zorn, Betrübnis und Mißlingen endigten in weniger als zwey Jahren das Leben dieses unglücklichen Prinzen, dessen Sonnenuntergang gegen den Mittagsglanz seines Lebens ungemein trübe war. Seine Wittwe lebte seit der Zeit als eine Staatsgefangne in einiger Entfernung von der Hauptstadt in einem Kloster, und behielt bloß den Titel einer Marekisin von Spigno.

Vermuthlich erforderten es damals Staatsursachen, daß der dermalige König Karl Emanuel so handelte, als er wirklich verfuhr; aber tief war der Eindruck, den seines Vaters Lebensende auf sein Gemüth gemacht hatte. Wenn es sich in der Hitze der Jagt (wovon er ein großer Liebhaber war) zuweilen bey Verfolgung eines Thiers zutrug, daß er bis Montcallier kam, so wandte er seine Augen und sein Pferd so geschwind von diesem Schlosse weg, als nur möglich. — Vielleicht hatte der alte König dem Sohne zuvor in Geheim das Versprechen abgedrungen, daß dieser ihm die Krone wieder zustellen sollte. Politik und Majestät setzten diesen Entwürfen, falls dergleichen gewesen sind, ihre Gränzen, und das Versprechen kam nicht zur Erfüllung. Die Anhänger

ger des Sohnes hätten müssen den Anhängern des Vaters aufgeopfert werden. — Vielleicht hat eine Krone Reizungen, wovon sich ein Privatmann keinen Begriff machen kann. So viel ist gewiß, daß wenige Prinzen sie je jemals aufgegeben haben, ohne es zu bereuen. Der Käyser Karl V. hatte die Nacht darauf, als er seine Reiche seinem Sohne übergeben hatte, nicht einmal Feuer in seinem Hause zu Brüssel. — Die Königin Christina von Schweden bereute es ebenfalls sehr oft, die Krone niedergelegt zu haben, da sie hernach anderer Fürsten Gnade leben mußte. — Die Gewalt ist schwerlich wieder zu gewinnen, wenn sie einmal verlohren ist, allemal aber wird sie wieder gewünscht. —

§. 27.

Als die im Jahre 1775. verstorbene Landgräfin von Hessendarmstadt, Mutter der Kronprinzeßin v. Preußen, ihrer Auflösung nahe war, schrieb sie folgenden merkwürdigen Brief an ihren Durchl. Gemahl:

„Theuerster und liebster Gemahl!

„Die entscheidende Stunde meines Todes kommt und eilet heran, und ich danke Gott, daß er mich nach so vielem Glück in der Welt noch des Glücks werth hält, sie mir so laut anzukündigen.

und dunkel, die Nase voller Rotz, den Mund aufgesperrt, kurz, das Kind war fast kalt.

Unterdeß, daß einige leinene Tücher, und et was Asche warm gemacht wurden, ließ er es auf windeln, und legte es auf die Seite in ein seh warmes Bette. Darauf rieb er es über und über mit sehr feiner Leinwand, um die zarte Haut nicht zu verletzen. So bald nur die Asche warm ge nug geworden war, begrub Hr. Janin den Säug ling darinn so, daß nur das Gesicht allein nicht davon bedeckt wurde; er legte ihn dabey auf die andere Seite, als auf der er bisher gelegen hatte und deckte ihn mit einer Bettdecke zu. Zum Glück hatte er ein Fläschgen mit Eau de luce in der Ta sche, welches er ihm von Zeit zu Zeit vor die Na se hielt. Unterweilen bließ er ihm auch einig Prisen Taback in die Nasenlöcher. Nach diesen ließ er ihm Luft durch den Mund einblasen, und die Nasenlöcher dicht zuhalten. Auf diese Wei se ward nach und nach eine thierische Wärme hervorgebracht, man konnte kurz darauf das Schlagen der Schlagadern wahrnehmen, das Einathmen ward immer freyer und öfterer wie derholt, und die Augen schlossen und öfneten sich abwechslend.

Endlich that das Kind einige Schreye, und drückte sein Verlangen nach der Brust aus; als es angelegt wurde, schnapte es begierig darnach

un

Man fand nicht ohne Mühe den in diesem Briefe bezeichneten Ort. Ein unterirdischer Gang führte zu einer dunkeln Felsengrotte, in welche durch eine kleine Oefnung von 6. Zoll, die man von innen mit einem eingepaßten Stein verstopfen konnte, so viel Licht fiel, als zum Lesen nöthig ist. Unter dieser Oefnung stand ihr Bette, und daneben ihr vollendetes Grab. Zwischen Steinen lagen ihre Andachtsbücher, unter anderen: Squire von der Gleichgültigkeit gegen die Religion. — Gellerts geistliche Lieder. — Dessen Moral und einige ingenieuse Aufsätze. — Ihre Bitte ist erfüllt, und sie ist den zweyten May des gemeldeten Jahres in der Nacht an diesem ihr so lieben Orte beygesetzt worden.

§. 28.

Auch der noch jetzt regierende Fürst Leopold Franz von Anhalt-Dessau hat für sich und seine Durchlauchtigste Gemahlin ein Mausoleum erbauet. Diese Begräbnißstätte liegt auf einem weitsichtigen und angenehmen Anger zwischen Wörlitz und Oranienbaum. Es ist ein von Quatersteinen gebautes Fünfeck, und hat drey Eingänge. Unter dem Gewölbe ist ein Hügel aufgeworfen, welcher einem natürlichen Fels gleichet. Umher aber ist ein kleiner Hain ge-

358099A

oder sie nicht mehr brauchen kann, aber wohl denjenigen, wo ihr Gebrauch nur verhindert, oder aufgehalten wird. Und daraus kann man abnehmen, wie viele Personen unglücklicher weise ein Schlachtopfer der Eilfertigkeit, sie zu begraben, geworden sind, die man unter gehörigem Beystande noch wohl hätte retten können, wovon Hr. Janin unter andern auch das Beyspiel des Kardinals Spinola anführt.

Dieser Kardinal hatte sich durch einen gehabten Verdruß eine Krankheit zugezogen. Er fiel in eine starke Ohnmacht; man hielt ihn für todt, und seine Leute eilten, ihn öfnen zu lassen, um ihn einzubalsamiren, ehe er in die Verwesung gienge.

Kaum erblickte man die Lungen, als man schon wahrnahm, daß das Herz noch schlug; und der unglückliche Mann, der sich eben erholte, hatte noch Kräfte genug, seine Hand nach dem Messer des Wundarztes, der ihn geöfnet hatte, auszustrecken und es zurückzustoßen. Es war aber nunmehro zu spät; er hatte schon den tödtlichen Schnitt empfangen, und mußte auf eine jammervolle Weise sterben. —

§. 30.

Die Geschichte der berühmten Bianca Capello,

pello, eines venezianischen Frauenzimmers und nachherigen Großherzogin von Toskana, ist so traurig als merkwürdig. Der Lord v. Orrery giebt uns in seinen Briefen davon folgende ausführliche Nachricht:

Sie war aus Venedig gebürtig, und von burgerlicher Herkunft, und an einen gewißen Buonsignori verheyrathet. — Der damahlige Großherzog v. Toskana, Franz v. Medicis, ein Sohn Cosmo I. der von seiner ersten Gemahlin Johanna v. Oesterreich nur zwo Prinzeßinnen *) und keine Prinzen hatte, hatte sie auf seinen Reisen gesehen. Er ward in ihre Schönheit verliebt, und durch ihr angenehmes Betragen gefesselt. Er lud sie mit ihrem Manne ein, nach Florenz zu kommen; sie nahmen seine Einladung an, und ließen sich in dieser Hauptstadt nieder.

Sie erschienen an dem Hofe des Großherzogs, dessen verliebte Zuneigungen mit jedemmale, da er die Bianca sahe, zunahmen. Er hofte, und bildete sich ein, daß er sie ihrem Manne würde

*) Die älteste Prinzeßin war Eleonora, vermählt an den Herzog v. Mantua, die jüngste war die berühmte Maria v. Medicis, Gemahlin Heinrichs *IV.* und Mutter Ludwigs XIII. v. Frankreich.

abkaufen können. Er überhäufte ihn mit Geschenken und Ehren. Auf der andern Seite bestürmte er das Frauenzimmer nicht nur durch Geschenke und Verheißungen, sondern auch fast mit Gewalt. Seine Unternehmungen und listige Anschläge gegen sie waren mannigfaltig und verschieden; aber jedes Unternehmen, und jeder listige Anschlag war vergebens. Ihre Tugend war unüberwindlich.

Zu gleicher Zeit ward ihr Mann, der der Gaben des Glücks ungewohnt war, und durch die unerwarteten Ehrenbezeigungen und Erwerbungen schwindlich wurde, so hochmüthig, grob und herrschsüchtig, daß er dem Adel von Florenz zur Last fiel. — Man beklagte sich gegen den Herzog über seine Anmaßungen, Eitelkeit und Hochmuth; und Franz antwortete: „Wenn er unleidlich geworden ist, warum empfängt er dann seine Strafe nicht? „ — Dieser Wink war hinreichend, und den folgenden Abend, als Buonsignori vorbey gieng, ward er ermordet, und auf der Brücke a Santa Trinita todt liegend gelassen. —

Einige Tage darauf kam Bianca in dem schwermüthigen Anzuge der Trauer, warf sich dem Großherzog zu Füssen, und bat um die Gerechtigkeit über die Mörder ihres Mannes. Der Herzog sagte darauf: „ Die beste Gerechtigkeit,

und sog, als ob es ihm nichts wäre. — Eine Sorgfalt und Aufmerksamkeit von kaum einer halben Stunde war hinreichend, das arme unschuldige Kind wieder ins Leben zurück zu bringen.

Ob wohl der Schlag der Pulsadern vollkommen hergestellt, und das Wetter warm war, so ließ man doch das Kind drey viertel Stunden noch unter der Asche liegen. Nach diesem ward es vorher genommen, gewaschen, und auf seine gewöhnliche Art gewindelt, es gerieth in einen sanften Schlaf, und es begegnete ihm weiter kein Zufall.

Hr. Janin führt noch ein Beyspiel von einem jungen Menschen an, der sich aus Verzweiflung erhenkt hatte, und den er ebenfalls wieder zu sich brachte; und schließt daraus die Möglichkeit, solchen Personen zu helfen. Er nimmt nämlich zwey allgemeine Ursachen des Verlusts unsers Lebens an. Die erste: Eine Verderbung oder gänzliche Fäulniß der Säfte; — die andere: Eine Zerstörung, oder sehr starke Beschädigung eines Eingeweides, oder Hauptwerkzeuges des Lebens; oder auch eine Verstopfung, welche diese Theile leiden.

Hieraus schließt er, daß es nicht möglich sey, einen Menschen wieder zu Orhem zu bringen, der die Werkzeuge des Einathmens verlohren hat,

oder sie nicht mehr brauchen kann, aber wohl denjenigen, wo ihr Gebrauch nur verhindert, oder aufgehalten wird. Und daraus kann man abnehmen, wie viele Personen unglücklicher weise ein Schlachtopfer der Eilfertigkeit, sie zu begraben, geworden sind, die man unter gehörigem Beystande noch wohl hätte retten können, wovon Hr. Janin unter andern auch das Beyspiel des Kardinals Spinola anführt.

Dieser Kardinal hatte sich durch einen gehabten Verdruß eine Krankheit zugezogen. Er fiel in eine starke Ohnmacht; man hielt ihn für todt, und seine Leute eilten, ihn öfnen zu lassen, um ihn einzubalsamiren, ehe er in die Verwesung gienge.

Kaum erblickte man die Lungen, als man schon wahrnahm, daß das Herz noch schlug; und der unglückliche Mann, der sich eben erholte, hatte noch Kräfte genug, seine Hand nach dem Messer des Wundarztes, der ihn geöfnet hatte, auszustrecken und es zurückzustoßen. Es war aber nunmehro zu spät; er hatte schon den tödtlichen Schnitt empfangen, und mußte auf eine jammervolle Weise sterben. —

§. 30.

Die Geschichte der berühmten Bianca Capello,

pello, eines venezianischen Frauenzimmers und nachherigen Großherzogin von Toskana, ist so traurig als merkwürdig. Der Lord v. Orrery giebt uns in seinen Briefen davon folgende ausführliche Nachricht:

Sie war aus Venedig gebürtig, und von burgerlicher Herkunft, und an einen gewißen Buonsignori verheyrathet. —Der damahlige Großherzog v. Toskana, Franz v. Medicis, ein Sohn Cosmo I. der von seiner ersten Gemahlin Johanna v. Oesterreich nur zwo Prinzeßinnen *) und keine Prinzen hatte, hatte sie auf seinen Reisen gesehen. Er ward in ihre Schönheit verliebt, und durch ihr angenehmes Betragen gefesselt. Er lud sie mit ihrem Manne ein, nach Florenz zu kommen; sie nahmen seine Einladung an, und ließen sich in dieser Hauptstadt nieder.

Sie erschienen an dem Hofe des Großherzogs, dessen verliebte Zuneigungen mit jedemmale, da er die Bianca sahe, zunahmen. Er hofte, und bildete sich ein, daß er sie ihrem Manne würde

*) Die älteste Prinzeßin war Eleonora, vermählt an den Herzog v. Mantua, die jüngste war die berühmte Maria v. Medicis, Gemahlin Heinrichs *IV.* und Mutter Ludwigs XIII. v. Frankreich.

abkaufen können. Er überhäufte ihn mit Geschenken und Ehren. Auf der andern Seite bestürmte er das Frauenzimmer nicht nur durch Geschynke und Verheißungen, sondern auch fast mit Gewalt. Seine Unternehmungen und listige Anschläge gegen sie waren mannigfaltig und verschieden; aber jedes Unternehmen, und jeder listige Anschlag war vergebens. Ihre Tugend war unüberwindlich.

Zu gleicher Zeit ward ihr Mann, der der Gaben des Glücks ungewohnt war, und durch die unerwarteten Ehrenbezeigungen und Erwerbungen schwindlich wurde, so hochmüthig, grob und herrschsüchtig, daß er dem Adel von Florenz zur Last fiel. — Man beklagte sich gegen den Herzog über seine Anmaßungen, Eitelkeit und Hochmuth; und Franz antwortete: „Wenn er unleidlich geworden ist, warum empfängt er dann seine Strafe nicht? „ — Dieser Wink war hinreichend, und den folgenden Abend, als Buonsignori vorbey gieng, ward er ermordet, und auf der Brücke a Santa Trinita todt liegend gelassen. —

Einige Tage darauf kam Bianca in dem schwermüthigen Anzuge der Trauer, warf sich dem Großherzog zu Füssen, und bat um die Gerechtigkeit über die Mörder ihres Mannes. Der Herzog sagte darauf: „ Die beste Gerechtigkeit,

keit, die ich euch kann wiederfahren lassen, ist, daß ich selbst mich mit euch vermähle.„

Was war hier für ein Abfall! — Von der Verbindung mit der Tochter eines Käysers zu der Verehlichung mit Buonsignori's Wittwe! Ganz Toskana ärgerte sich darüber. Keiner sahe diese Verbindung mit verächtlichern Augen an, als der Kardinal Ferdinand, des Großherzogs einziger Bruder. Er sahe durch diese Heyrath die Ehre des Hauses Medicis beschimpft, und erniedriget. — Die Bianca Capello zu der hohen Würde einer Großherzogin von Toskana erhoben zu sehen, war für ihn etwas so verhaßtes, als nur irgend etwas seyn konnte. Sein Verdruß, der anfänglich nur in der Stille witterte, brach endlich in eine heftige Wuth aus. Er begegnete ihr oftmalen mit Verachtung und Unhöflichkeit; der Groll nahm von beyden Seiten zu. Sie hasseten sich Beyde; sie wünschten einander den Tod, und sie lebten in Zeiten, wo sie ihre Wünsche befriedigen konnten.

Die Kunst zu vergiften, war damalen eine Wissenschaft, in welcher der vornehmste und der geringste unter den Italienern vollkommen wohl erfahren war. Zu folge der Handschrift (die der Lord Orrery gelesen haben will) that die Großherzoginn Gift in eine Art von Torte, wo-

von

von der Kardinal, wie sie bemerkt hatte, ein grosser Liebhaber war. Sie schien damals auf gutem Fuß mit ihm zu stehn, und lud ihn einen Morgen zum Frühstück ein, ehe er mit seinem Bruder auf die Jagd gieng. — Sie sezte ihm sein liebstes Gerücht vor. — Ferdinand mußte entweder sie in Verdacht haben, oder ihr geheimer Anschlag mocht' ihm entdeckt seyn. Er wollte von der Torte nicht kosten. — Die Großherzogin fuhr fort, ihn mit einer Art von Ernst zu nöthigen. Jemehr sie aber nöthigte, jemehr weigerte er sich. „Er hätte, sagte er, genug gegessen, er wünschte, der Herzog und die Herzogin möchten davon kosten; er wüßte gewiß, daß sie gut wäre; aber er für sein Theil könnte gewißlich nicht das geringste mehr essen.“

Als Franz die Torte so rühmen hörte, fieng er an, recht herzlich davon zu essen. — Da Bianca gewahr ward, daß ihr Anschlag eine ganz andere Wendung bekam, und wohl wußte, wie es ihr gehen würde, wenn sie ihren Gemahl überlebte, verzehrte sie das übrige. Das Gift fieng bald an zu wirken. Der Herzog mit der Herzogin bekamen krampfhafte Anfälle; sie wurden in das anstossende Schlafzimmer gebracht, und zusammen auf ein Bett gelegt, wo sie alsbald unter dem äußersten Ringen ihren Geist aufgaben.

ben. Darauf wurden die Thüren eröfnet, die bisher waren verschlossen gewesen; Es wurde jedermann verstattet, hinein zu gehen, und sie erbleicht und wie wahre Liebhaber einander in die Arme gefasset, liegen zu sehen.

Der Schauplatz dieses unglücklichen Trauerspiels war Poggia a Cajano, ein dem Großherzoge von Toskana gehöriges Lustschloß. Das Schlafzimmer, worin Franz und Bianca verschieden sind, wird allen Fremden gezeigt. Es ist dunkel und traurig, und ein schicklicher Platz für ermordete Leichname! Alle die andern Zimmer des Pallastes sind nicht nur prächtig, sondern auch lustig, und aufs königlichste geschmückt. Die Lage ist sonderlich sehr schön.

Franz ward mit der äußersten Pracht in der St. Laurentiuskapelle begraben. Bianca ward offen, auf Männerschultern fortgetragen, und kaum mit Anstande in ein tiefs Gewölbe in einer Kirche hingeworfen, das zum Begräbnis für die niedrigsten und schlechtesten Leute bestimmt war. — —

Obgleich diese Nachricht (sagt ein neuerer Schriftsteller) die einzige ist, die man übrig hat, so ist sie doch ohne Zweifel falsch, Bianca war unschuldig. Ihr und ihres Gemahls Tod ward von dem Kardinal veranstaltet und befördert.

Er

Er vergiftete die Torte, und sie speiseten davon. Um sich vor der Welt loszusprechen, erfand er das eben erzählte Geschichtgen, wodurch er seine Ruchlosigkeit verbarg, und seine Ehre rettete. Wenn man ihm gefragt hätte: „Warum waren die Thüren verschlossen? und kein Mensch hinzugelassen, einem Bruder und einer Schwägerin in ihren letzten Augenblicken beyzustehn?“ So würde er (hätte er anders die Wahrheit sagen wollen) haben sagen müssen: daß er sich gefürchtet, damit sie nicht in ihren letzten Verzuckungen ein oder anders Wort möchten fallen lassen, wodurch ein zureichender Verdacht, oder vielleicht gar eine völlige Entdeckung der Beschaffenheit dieses Mords an den Tag kommen möchte. Er furchte auch wohl, daß sie solche Hülfe von Arzneymitteln und gehöriger Vorsorge bekommen möchten, wodurch ihr Leben verlängert, oder wieder hergestellt würde.

Es ist kaum glaublich, daß Bianca ihrem Gemahl, von dessen Leben ihre Erhöhung und Glückseligkeit abhieng, sollte verstattet haben, ohne Unterschied von einer vergifteten Torte zu essen. Man kann sich aber leicht vorstellen, daß der nächste Erbe des Herzogthums ungeduldig gewesen, eines Bruders, den er fast gar nicht liebte, (denn brüderliche Zuneigung war in diesem Hause sehr unbekannt) und einer Schwägerin,

pfung des käyserlichen Hoflagers, des Todes schuldig wären.

Eginhard, welcher nicht weniger, als die andern, sein Wort zu geben hatte, sahe sich genöthiget, ebenfals Ja dazu zu sagen. Hierauf mußte Eginhard aufstehen, und seine Tochter Emma gleichergestalt erscheinen. Sodann hielt ihnen der Käyser vor, was er selber gesehen hatte, und fragte sie: ob sie die Sache geständig wären? Sie unterstunden sich nicht zu läugnen, sondern bekannten ihren Fehler, und erwarteten mit Zittern und Beben die verdiente Todesstrafe.

Allein hier veränderte sich auf einmal die Scene. Anstatt, daß er sie hinrichten lassen sollte, sprach er zu Eginhard: „Ich schenke dir das Leben, so du verwirket hast, und gebe dir hiemit die, so dich getragen hat, zu einem Ehegemahl, damit du hinfort in Ehren bey ihr leben könnest, und hoffe, du werdest sie inskünftige meinetwegen ehelich lieben und halten, auch mir desto treulicher dienen. „

§. 33.

Die Bande der Einschläferer, welche sich seit einem Jahre und länger zu Paris und dorti-

„ Die Natur schuf mich zur Frau; große Thaten setzen mich den tapfersten Männern zur Seite. — Ninus hab' ich beherrscht. Vom Morgen begränzte es der Fluß Hinnamenes. Vom Mittag das Land der Myrrhe und des Weihrauchs. — Vom Abend die Sacier und Sogdier. Vor meiner Zeit kannte niemand das aßyrische Meer. Ich habe aber vier Meere durchgeschift, denen sich kein Schiffer vor mir wegen der weiten Entfernung genähert hat. — Den Flüßen hab' ich ihren Lauf nach meinem Gefallen angewiesen, dahin, wohin allgemeiner Nutzen sie foderte. — Sandwüsten hab' ich fruchtbar gemacht, denn ich wässerte sie mit meinen Ströhmen. — Unüberwindliche Schutzwehren hab' ich erbauet; unwegsame Felsen durchbrochen, und da habe ich Straßen angelegt, wo ehedem kein Wild wandelte. Große Thaten hab' ich gethan, und Zeit genug blieb übrig, mir und meinen Freunden zur Erholung. „

Heutiges Tages scheinen sich die Zeiten der Semiramis in Norden wieder zu erneuern, und die Catharinen scheinen besonders dazu fahig zu seyn, deren Fußstapfen nachzufolgen.

§. 32.

Aller großen Eigenschaften und glücklichen Ero-

Eroberungen, wodurch sich der erste teutsche Käyser, Karl, den Nahmen des Großen erwarb; ohngeachtet hatte er dennoch das Unglück, daß ihm seine Prinzeßinnen-Töchter durch lauter ungeziemende Liebeshändel den höchsten Verdruß, Kummer und Herzeleid verursachten. Die eine, Rotrudis genannt, gebahr einen Sohn, welcher Ludwig geheißen, ohne daß sie jemals im Ehestande gelebt. — Eine andere Bertha, verliebte sich in seinen Hof-Kaplan, Angilbert, mit welchem sie zween Söhne, den Nithard und Harned gezeuget. Die dritte Prinzeßin Emma löffelte mit seinem geheimen Sekretär Eginhard.

Als nun dieser sich einsmals des Nachts bey ihr in ihrem Schlafgemach befand, fiel unterdessen ein großer Schnee. Dieser beunruhigte ihn, indem er besorgen muste, daß man die Spuren der Mannsschuhe von dem Aufenthalt der Emma bis zu seiner Wohnung, wahrnehmen, und sein Liebesverständnis mit ihr entdecken möchte.

Allein Emma wuste bald Rath: Sie nahm den Eginhard auf ihren Rücken und trug ihn nach seiner Behausung. Solchergestalt waren also keine andere Merkmale, als solche, welche Frauenzimmerfüße eindrücken, zu sehen. — Zum

Unglück aber lag der Käyser eben, wie dies vorgieng, an einem Fenster, weil er nicht schlafen konnte, sahe heraus in den Schloßhof, und erblickte seine Tochter mit ihrer artigen Ladung auf dem Rücken. Wie sehr ihm dieser seltsame Anblick müsse geschmerzt haben, ist leicht zu erachten. Indessen verbarg er doch seinen Verdruß, sagte niemand etwas von dem, was er gesehen, und legte sich wieder zu Bette.

Käyser Karl der Große brachte den Ueberrest der Nacht schlaflos zu, und überlegte, ob er die Verbrecher begnadigen oder bestrafen sollte. Des andern Morgens rief er seine Räthe zusammen, Eginhard muste das Protokoll führen, und also nothwendig mit erscheinen. Nachdem sie versammelt waren, trug er die Sache vor, doch ohne Benennung der schuldigen Personen, und begehrte ihr Gutachten darüber, wie dies Verbrechen zu bestrafen wäre. Auf Eginharden, welcher seine Rede am besten verstehen konnte, waren seine Augen beständig gerichtet. Er bemerkte, daß sich die Farbe seines Angesichts mehr als einmal verwandelte, bis sich endlich das Gesicht mit einer rechten Todenfarbe überzog, dergestalt, daß es schien, als ob er in eine Ohnmacht sinken wolle. Alle versammelte Richter erkannten, daß die, so solches gethan, wegen Beschimpfung

se waren bemüht, die Hexenmeister ausfindig zu machen. —

Indessen blieben die wahren Thäter verborgen, und viele unschuldige Leute wurden auf den geringsten Argwohn eingezogen. Man dichtete ihnen Verbrechen an, die nur die Unwissenheit und der Aberglaube für möglich halten können. Man quälte sie unter den schrecklichsten Martern, welche ein aufgebrachter Eifer und eine abergläubische Wuth ersinnen können. — Gegen einige dieser Elenden führte man sogar Zeugen auf, welche ihre Zauberey mit angesehen haben wollten. —

Aller Quaalen ohngeachtet waren sie nicht zu zwingen, Missethaten zu bekennen, die sie nicht verübt hatten. Man hielt ihre Standhaftigkeit für eine Folge des Beystandes vom Teufel; man glaubte, daß sie mit ihm in einem Bündnisse stünden, und daß sie ihm zu Gefallen die ganze Welt hätten vergiften wollen.

Man vergleiche das Verfahren der jetzigen Französischen Regierung gegen die Einschläferer mit dem, was zur Zeit Ludwigs XIV. im ähnlichen Falle, vorgenommen wurde; man danke es einer gereinigten Philosophie und einer verbesserten Arzneykunde, daß nicht jetzt abermals Un-

gerechtigkeiten gegen Unschuldige begangen werden, wovor die Menschlichkeit zittert. —

§. 34.

Es ist wohl nicht allzuschicklich, eine Theater-Königin neben eine wirkliche Königin zu stellen; aber wenn es doch einmal in der Welt so eingeführt ist, daß das Publikum oft mehr Antheil an der erstern, als an der letztern zu nehmen pflegt, zumal, wenn sich selbige durch gewisse auffallende Talente und Geschicklichkeiten ausgezeichnet: so glaub' ichs nicht unschicklich zu seyn, wenn ich die Bemerkung mache, daß der 10te May des 1775ten Jahrs dadurch merkwürdig ward, weil an selbem Tage zu Celle im Hannövrischen die unglückliche Königin der Dänen, Carolina Mathilda, und zu Hamburg die berühmte Schauspielerin, Charlotte Ackermannin, *) und zwar beyde in der Blüthe ihrer Jahre, ganz unvermuthet und gähling verstarben. Dieser Umstand gab Anlaß zu folgenden Gedanken:

Vom glänzenden Theater dieser Welt
Gieng itzt Mathilde; — vor den Augen fält
Die

*) Man sagt sogar, daß letztere willens war, an ihrem Sterbetage sich heimlich mit einem gewissen Baron v. S * *, der sich sterblich in sie verliebt, zu verheyrathen. —

hielt sie für Schwarzkünstler und Zauberer. — Man glaubte, daß sie den Aeltern die kleinen Kinder raubten, diese dem Teufel opferten, und das Blut davon auffiengen, woraus sie den schrecklichsten Gift zubereiteten, und damit die abscheulichsten Zaubereyen verrichteten.

Ganz Paris war in Furcht und Schrecken. Man glaubte, daß der Gift in dem Wasser, Brod, Wein und in den Eßwaaren verborgen sey. Das Mißtrauen war allgemein. Niemand trau'te seinem Nachbarn, der Vater seinem Sohne nicht, die Schwester nicht ihrem Bruder, und der Herr hatte Verdacht auf seinen Diener. Geschwister wollten nicht essen oder trinken, was von den Händen eines Bruders oder einer Schwester bereitet war. Die heiligsten Bande des Bluts und der Freundschaft konnten die Furcht vor der Vergiftung und Bezauberung nicht ausschließen. Mit Furcht und Zittern wagten es einige etwas zu essen und zu trinken, andere wollten lieber vor Hunger und Durst sterben, als die Erdfrüchte genießen. Mitten unter dem Ueberflusse litte man die schmerzlichsten Quaalen des äußersten Mangels. Man war sogar um das ganze menschliche Geschlecht besorgt. —

Alle diese Schreckbilder entstanden daher, weil man die Wirkungen vor Augen sahe, aber die

wahren Ursachen davon nicht sogleich ergründen konnte.

Der französische Hof und die Gerichtsstühle waren mit einerley Vorurtheil befangen. Der König ordnete ein besonderes Gericht deswegen an, welches man die heiße Kammer, oder den Gifthof (la chambre ardente — la Cour de Poisons) nannte.

Dieses Gericht sollte allen denen, die an den vermeintlichen teuflischen Kunststücken Theil nahmen, den Prozeß machen. Hier wurden alle Müller, Becken, Fleischhacker, Obsthändler, Weinschenkers und alle andre Personen, die mit Eßwaaren und Getränke handelten, in eydliche Pflicht genommen; auch die Aerzte, Spezerey-Händler und Apotheker musten da einen Eyd ablegen.

Es ergiengen viel königliche Verordnungen, worinn allen Personen, die sich aufs wahrsagen legten, bey Todesstrafe angefügt ward, sich aus dem Reiche zu entfernen. Man verordnete, daß alle diejenigen, welche Stellen aus der H. Schrift zu Zaubereyen anwenden; magische Charakter, Seegen sprechen, oder dergleichen Dinge, die über die natürlichen Kräfte giengen, gebrauchen würden, nach der äußersten Strenge gestraft werden sollten. Der Hof, die Stadt, die Gerich-

se waren bemüht, die Hexenmeister ausfindig zu machen. —

Indessen blieben die wahren Thäter verborgen, und viele unschuldige Leute wurden auf den geringsten Argwohn eingezogen. Man dichtete ihnen Verbrechen an, die nur die Unwissenheit und der Aberglaube für möglich halten können. Man quälte sie unter den schrecklichsten Martern, welche ein aufgebrachter Eifer und eine abergläubische Wuth ersinnen können. — Gegen einige dieser Elenden führte man sogar Zeugen auf, welche ihre Zauberey mit angesehen haben wollten. —

Aller Quaalen ohngeachtet waren sie nicht zu zwingen, Missethaten zu bekennen, die sie nicht verübt hatten. Man hielt ihre Standhaftigkeit für eine Folge des Beystandes vom Teufel; man glaubte, daß sie mit ihm in einem Bündnisse stünden, und daß sie ihm zu Gefallen die ganze Welt hätten vergiften wollen.

Man vergleiche das Verfahren der jetzigen Französischen Regierung gegen die Einschläferer mit dem, was zur Zeit Ludwigs XIV. im ähnlichen Falle, vorgenommen wurde; man danke es einer gereinigten Philosophie und einer verbesserten Arzneykunde, daß nicht jetzt abermals Un-

gerechtigkeiten gegen Unschuldige begangen werden, wovor die Menschlichkeit zittert. —

§. 34.

Es ist wohl nicht allzuschicklich, eine Theater-Königin neben eine wirkliche Königin zu stellen; aber wenn es doch einmal in der Welt so eingeführt ist, daß das Publikum oft mehr Antheil an der erstern, als an der letztern zu nehmen pflegt, zumal, wenn sich selbige durch gewisse auffallende Talente und Geschicklichkeiten ausgezeichnet: so glaub' ichs nicht unschicklich zu seyn, wenn ich die Bemerkung mache, daß der 10te May des 1775ten Jahrs dadurch merkwürdig ward, weil an selbem Tage zu Celle im Hannövrischen die unglückliche Königin der Dänen, Carolina Mathilda, und zu Hamburg die berühmte Schauspielerin, Charlotte Ackermannin, *) und zwar beyde in der Blüthe ihrer Jahre, ganz unvermuthet und gählings verstarben. Dieser Umstand gab Anlaß zu folgenden Gedanken:

Vom glänzenden Theater dieser Welt
Gieng itzt Mathilde; — vor den Augen fält
Die

*) Man sagt sogar, daß letztere willens' war, an ihrem Sterbetage sich heimlich mit einem gewissen Baron v. S * *, der sich sterblich in sie verliebt, zu verheyrathen. —

Die Decke rauschend, nach beweinten Scenen. —
Zugleich entreißt die Parze Melpomenen
Im Diadem die holde Priesterin,
Charlotten, oft der Bühne Königin. —
Sie gehn vereinigt durch des Todes Bande
Nun Hand in Hand, an des Cocytus Stande
Zur Barke, zwischen Schatten ohne Zahl.
Doch Charon hub gewaltig an zu lachen;
„ Zwo Königinnen — rief er — auf einmal?
Und welche kommt zuerst in meinen Nachen? “
Mathilde spricht. „ Nimm sie zuerst, nicht mich;
Dort oben war sie glücklicher als ich. “ —

Charlotte Ackermann hatte so viel Verehrer ihrer Talente, daß man sogar eine Collecte machte, um ihr ein Denkmal zu errichten, welches aber dennoch aus gewissen Ursachen unterblieb. — Dagegen wurde ihr Begräbniß mit unerhört großem und mitleidigem Zulaufe beehrt, und sobald sie in die Gruft eingesenkt war, wurde der übrige Raum so zu sagen ganz mit Blumen von ihren Verehrern und Freundinnen angefüllt. — Auf ihrem Sarge standen folgende Verse:

Ist das Leben nicht ein Traum
Flüchtiger Gefühle?
Ausgelaufen war ich kaum,
Und bin schon am Ziele.

Die ihr meinem Staub euch naht,

Wer's doch fühlen lernte!
Hofnungsvoll verwes't die Saat
Auf den Tag der Erndte.

* * *

Herr Licentiat Wittenberg weihete ihrem Andenken am Begräbnis-Tage den 14ten May folgendes Gedicht:

Sie ist nicht mehr! So fällt vom Sturm entblättert,
Die Frühlingsrose; kaum noch aufgeblüht,
Des Gartens Stolz am frühen Morgen noch,
Und schon im Staub, bevor den Scheitelpunkt
Die Sonn' erreicht, verblüht, verwelkt, vergessen!
Vergessen? Nein! sie lebt in tausend Herzen.
Emilie! wer könnte dich vergessen?
Dich, Rutland! dich, Olivie! *) den Stolz
Der Deutschen Bühne; dich Nachahmerin
Der Scenen dieses Lebens jeden Standes. —
Selbst unnachahmlich, durch dich selbst gebildet;
Zu groß, zu freudig, sklavisch nachzuahmen,
Wär's auch das große Muster einer Henselin! **)

Zu

*) Rolle, welche die Verstorbene vorzüglich gut spielte. —

**) Ihre ältere Schwester soll sich nach derselben gebildet haben.

Zu früh, zu früh ein Raub des Todes! ach! —
Doch nur zu früh für uns — den ganzen Ruhm,
Den ohne Hülfe, durch feuriges Bestreben
Sich dein Genie erwarb, nimmst du ins Grab,
Und ruhst im Schooße der Unsterblichkeit
Von deiner Arbeit aus; und unsre Zähren
Begleiten deinen Sarg — So ruhe sanft,
Glückselige! und ihr, ihr weichern Seelen,
Ihr, die die Zauberin zu sanften Thränen
Sonst reitzte, folget weinend ihrer Baare,
Und streuet Blumen auf Charlottens Grab.

§. 35.

Der Nahme Tempelherr war beynahe ganz vergessen, bis Herr Lessing durch seinem Nathan denselben gleichsam wieder aus der Gruft hervorzog und einen jeden neugierig auf diesen, sonst berühmten, aber auch übel berüchtigten Orden machte.

Es war im Jahre 1118, als der Orden der Tempelherrn zu Jerusalem entstand. — Es lag diesen Rittern ob, die Christliche Religion mit den Waffen zu vertheidigen, und die Reisenden und Pilgrimme in das gelobte Land, welche zu jenen Zeiten in großer Menge zum H. Grabe dahin wallfahrteten, auf dem Wege vor der Mahomedaner Grausamkeit und Straßenräubereyen zu beschützen.

Sie

Sie machten sich zuerst einen groſsen Nahmen, und brachten Reichthümer zusammen; aber nach und nach begiengen sie durch ihren Hochmuth, Völlerey und Grausamkeit die entsetzlichsten Ausschweifungen; sie wurden endlich schlimmer als alle Ketzer; sie verspotteten, wie die Geschichte sagt, alle Religion, und wurden aus Beschützern ihre wirklichen offenbaren Feinde. *) — Sie trieben es endlich so weit, daſs der ganze Orden durch das Urtheil Clemens *V.* in dem Vienerischen Concilio 1311. völlig aufgehoben, und verschiedene wegen ihrer groben Laster hingerichtet wurden. —

§. 36.

Man weiſs fast kein Jahr, wo so viel merkwürdige und wunderbare Naturbegebenheiten sich vereinigt hätten, und besonders aufmerksam auf dasselbe zu machen, als das verflossene 1779ste und welches man deshalb schier das wunderbare Jahr nennen könnte. Es verlohnt sich würklich

*) Vielleicht giengen auch ihre Feinde in diesen Beschuldigungen ein wenig zu weit. — Die wahren Ursachen ihrer Abschaffung mochten wohl hauptsächlich ihre gesammelten Reichthümer und daher entstehenden Hochmuth und Stolz seyn, welcher verursachte, daſs sie die päbstlichen Befehle nicht gehörig respectirten, und thaten was ihnen gut däuchtete. —

lich der Mühe, die hauptsächlichsten davon zu bemerken:

1) Die Operationen der gegeneinander zu Felde liegenden Flotten wurden größtentheils durch die auf der See angehaltenen Stürme gehindert, und vernichtet. — Auch wurden heuer viele Kaufmannsflotten von ungewöhnlichen Stürmen zerstreu't. —

2) In der Gegend Sarmasog im Czolnocker Comitat in Hungarn brannte ein Berg vom 2ten April an bis in December ohnaufhörlich in einem fort. Die Oberfläche des Bergs bekam durch die Gewalt des Feuers, welches vermuthlich im Innern glimmt, hier und da Risse, und auf einer von den äußern Seiten des Bergs, in gleicher Entfernung von dessen Gipfel und Fuß beobachtete man den Abschuß eines Feuer-Bächleins. — Stößt man in eine von den vorbemeldten Oefnungen auf der Oberfläche, etwa 4. bis 5. Fuß tief ein Holz hinunter, so fängt es Feuer, und es brechen zugleich Feuerfunken herfür. An Orten, wo das Feuer heftiger ist, theilte es die Steine in mehrere kleine Stücke, ohne sie zu Kalk oder Glaß zu brennen, oder so aufzulösen, daß man sie zerreiben konnte. —

3) Auf der Herrschaft Kuttina in Sclavonien brannte der Erdboden des dortigen Waldes

über

über 6. Monath lang ohnaufhörlich, und alle Versuche, den Brand zu löschen, waren vergeblich. An dem obern Theil der Erde, etwa zwo Spannen hoch, ward man gar kein Feuer, sondern einen stinkenden Rauch gewahr; aber von dar erstreckte sich der Brand unterwärts so tief, als eine Mannshöhe beträgt. Stieß man ein Stück Holz hinunter, so entzündete es sich. Diese Feuersbrunst wurde in vier verschiedenen abgesonderten Gegenden des Walds bemerkt. In einer derselben ist der Erdboden samt den Bäumen eingesunken; in einer andern aber war eine sehr tiefe Oefnung, einem Ofen ähnlich. Wann etwas von der brennenden Erde ausgegraben und an die Luft gebracht ward, so verlosch es, und hörte auf zu brennen. —

4) Erdbeben ereigneten sich zu Bologna, im Mäyländischen, zu Wien, zu Irzkuzk in Moskau, zu St. Girons en Courcerans, zu Boulogne, zu Bergen im Hanauischen, zu Hanau, Secklbach und vielen andern Orten in der Grafschaft Hanau Raschau.

5) Der Rhein, die Iser, die Gran, die Oder und Neiße schwollen ungewöhnlich über. Zu Triestieg das Meer am 24. November so, daß es 5. Schuh hoch in den Gassen stund. — Dagegen trockneten die Donau und die Sau aus, und wurden so seicht, daß man an einigen Orten in

Schuhen

Schuhen und Strümpfen durchgehen konnte. —

6) Zu Königsberg blühte im Garten eines Handschuhmachers ein Apfelbaum zum drittenmal, und brachte zum drittenmal Früchte. —

7) Im Garten des Markis D'O zu Toulouse brachten die Bergamottenbäume treffliche reife Früchte in ansehnlicher Menge zum zweitenmal.

8) Zu Hamburg zeigte man an zwey Orten, am Dammthore und auf dem alten Steinweg im Herbstmonath wilde Kastanienbäume, die reife Früchte trugen, dabey ganz neues junges Laub machten, und in der schönsten Blüthe stunden.

9) Zu Ettal im Hochgebürge ereignete sich am 10ten September eines der sonderbarsten Ungewitter. Es war stark, heftig und lang anhaltend. Sobald es vorbey war, so entstund ein Frost, der außerordentlich war. Binnen zwo Stunden schneyete es, und machte zween Tage lang so eifrig fort, daß der Schnee eine Elle hoch lag. — Hierauf folgte ein Thauwetter, welches einen so gewaltsamen Wasserstrohm verursachte, daß Bäume ausgerissen, und das Land fortgeschwemmt wurde.

10) Zu Mannheim, zu Darmstadt, zu Hamburg

burg, zu München beobachtete man im October reife, vollkommen ausgewachsene Sommerfrüchte, Erdbeeren, Kirschen. Zu Grünstadt im leiningischen kaufte man um diese Zeit die Erdbeeren in ziemlicher Menge um sehr mittelmäßigen Preiß.

11) An vielen Orten in der Pfalz zeigten sich im October an den Zwetschen, Pfirsich und andern Bäumen, nach in erstaunlicher Menge kaum abgelegten reifen Früchten, neue Blüthen. Auch die Weinstöcke brachten zu gleicher Zeit reife Trauben von der ersten ordentlichen Blüthe, unreife Trauben von einer zwoten Blüthe, und eine dritte Blüthe, die wieder zu Trauben angesetzt hatte.

12) Zu Soldau sah man nicht allein viele, sowohl einheimische als exotische Gewächse zum zweitenmal blühen, sondern auch an einigen wirklich eine zwote reife Frucht. Unter den ersten zeichneten sich vornemlich die Bierkirschen aus, die gegen das Ende des Weinmonaths nicht allein Frucht angesetzt, sondern auch zu einer vollkommnen Reife gebracht hatten.

13) Zu Hamburg kamen die sogenannten Erdäpfel (Helianthus tuberosu) nicht allein zu einer außerordentlichen Höhe von 16. bis 18. Fuß, sondern trugen sogar Blüthe, da sie sonst niemal

niemal unter diesem Himmel, sondern am Rhein und in andern wärmeren Gegenden Deutschlands, Blüthe tragen. —

14) In Botanischen Garten zu Mannheim brachten die in freyer Luft und Erde stehenden Granatbäume im October vollkommen reife Früchte. Es wurden von diesen Früchten auf die Tafel des Churfürsten aufgesetzt, die man eben so schmackhaft und so gut fand, wie die italienischen. —

15) Auf dem adelichen Hofe zu Jersbeck trug ein Aprikosenbaum, der schon im Sommer reichliche Früchte gebracht hatte, im November zum zweitenmahl reife Aprikosen. — Zu gleicher Zeit blühten ein Paar junge Aepfelbäume.

16) Zu Steinau an der Straße blühte ein in freyer Luft stehender Graß-Rosenstock, welcher schon im Sommer Blumen getragen hatte, nochmal im November, und prangte mit vier ganz vollkommenen Bluhmen. —

17) Im Fuldaischen fieng man im December noch eine Menge Krebse mit Eyern. —

18) Den 4ten December brach in verschiedenen Ecken Deutschlands ein schweres Ungewitter aus. Es erstreckte sich aus Sachsen (wo es

besonders zu Dresden verschiedenemal einschlug) bis in die Pfalz, in Böhmen und ins Oesterreichische und von dar in Hungarn und Pohlen. Bäume wurden aus der Erde gerissen und Häuser und Scheunen umgeworfen.

19) Am 8. November hatte man zu Hamburg einen ausserordentlichen Nebel. Er war so dick, daß man auf vier Schritt keinen Menschen erkennen konnte. Bauren, die zum Thor hinaus wollten, fuhren statt dessen in die Häuser. Wagen, die sich entgegen kamen, ritten mit den Pferden in einander. In den breiten Gassen konnte man an der einen Seite die Häuser der andern nicht sehen. Kurz es war eine Erscheinung, wovon man kein Beyspiel hat. —

20) Zu Florenz war in der Nacht vom 9ten und besonders in der vom 13ten November der ganze Himmel von Nordost von einem sehr hellen purpurfarbigen und gleichsam glühenden Schein überzogen, daß sogar die Erde roth bemahlt schien. Dieser Schein hatte verschiedene Perioden. „Die Nordscheine — setzen die Nachrichten, welche diese Begebenheit erzählen, hinzu — sind Lufterscheinungen, die den Naturkündigern noch immer ohnerklärbar bleiben. Merkwürdig aber ists, daß sich dieselbe immer weiter von Norden nach Süden, so wie die Erdbeben von Süden nach Norden, ziehen. “ —

21) Bey dem Erdſtoße zu Wien am 2ten December war des Abends ſo warme Witterung, wie mitten im Junius. — Das Graß fieng dabey an zu grünen, und einige Bäume trieben Blüthknoſpen.

22) Zu Venedig war am 24. December ein ſo ſchröckliches Gewitter und that drey ſo ſtarke Schläge, daß der Markus-Thurm von oben bis unten dadurch geſpaltet, zwo große Glocken zertrümmert und 17. Menſchen dabey getödtet wurden. —

23) In der Gegend von Hermanſtadt in Siebenbürgen, nächſt an den höchſten Gebürgen, wo ſich ſonſt der Schnee auch mitten im Sommer erhält, haben die Einwohner eines ziemlich großen Dorfs am 19ten December zum 3ten mahle gemähet und das Grummet gut getrocknet zu Hauſe bekommen, wozu ein Mann von 108. Jahren getreulich, trotz einem 40jährigen, geholfen. —

Auch noch folgende gehören zu den merkwürdigen Begebenheiten dieſes Jahrs:

24) Das Abſterben vieler berühmten Generals und anderer berühmten Männer, als des K. K. Generals v. Aſpermanns, v. Avaſaſſa, v. Brockhauſen, v. Elrichshauſen, v.

Personen und Sachen, die unterhaltendste Nachricht, und zwar unter andern vom Caffarelli und Paolo Moccia.

Ersterer ist ein Karavelle, und hat sich so reich gesungen, daß er sich ein Herzogthum gekauft hat. „ Sein Gesang, sagt er, ist auch etwas unglaublich schönes, ungeachtet er nur schon alt und über 60. Jahr ist. (NB. Es war im Jahre 1771. als dies geschrieben wurde) Er hat viel Annehmlichkeit, aber sie ist auch theuer; es gehört etwas dazu, einen Herzog in einer Kirche vor der Versammlung zum Singen zu bringen. „

Paolo Moccia ist ein königlicher Page zu Neapel. Er hat die natürliche Eigenschaft, daß er im Wasser schwimmt, und nicht zu Boden sinkt, ohne die Schwimmkunst zu verstehen; es ist eben die Erscheinung, die den Akademien der Wissenschaften in Paris und London soviel zu schaffen gemacht hat; einige schrieben es seinem Fette und Fetthauche, andere seiner großen Lunge, *) wieder andere seinen Knochen zu, die kleiner

als er eben im Begriff war, eine Reise nach dem Orient und den Küsten der Barbarey auf Königliche Kosten zu unternehmen. —

*) Und vielleicht hat diese Meynung die mehreste Wahrscheinlichkeit.

28) Der merkwürige Friedensschluß zu Teschen den 13ten May am Geburthstage der Kayserin Königin Majest.

29) Die geschehene Austrocknung der pontinischen Sümpfe unter dem jetzigen Pabst Pius VI.

30) Die besonders militärische Einrichtung des Bischofs zu Basel, vermöge welcher seine sämmtliche Unterthanen Uniform und Waffen tragen müssen.

31) Die freye Religionsübung in Schweden, welche seit 200. Jahren daraus verbannt war.

32) Die zu Paris errichtete Beckerschule, worinn das Gesinde beyderley Geschlechts in der Kunst, das Hauptnahrungsmittel des Menschen vortheilhaft, gesund und schmackhaft zuzubreiten unterrichtet wird.

33) Die Errichtung einer Buchdruckerey zu Konstantinopel.

34) Die Unterwerfung der Häupter der gewesenen Konföderation Krasinsky, Potocky und Pulawsky dem K. v. Pohlen.

35) Die neu errichtete Käys. Königl. Handlung und Etablissement auf der Küste von Koromandel.

36) Die Verbannung und Arrest des berühm-

ten Portugiesischen Staatsministers von Pombal.

37) Die Errichtung der Bildsäule und Aufstellung der Bibliothek des verstorbenen Hrn. v. Voltaire in einem besonders dazu erbauten Musäum zu Petersburg.

38) Die Stiftung eines neuen Rosenfestes der Kommerzkammer zu Nantes, zu Ehren des Grafen v. Artois unter dem Nahmen la Rosiere d' Artois, auf den 24ten May, an welchem Tage alle Jahr ein tugendhaftes Mädchen mit 500. Livres ausgestattet, und dem Würdigsten zur Ehe gegeben wird. — In der That das vortreflichste Mittel, die Tugend der Landleute vor der Verführung und dem Laster zu bewahren. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

§. 36.

Der bevollmächtigte Minister der vereinigten Staaten von Nordamerika zu Paris Hr. D. Franklin stellt in dem jetzigen Zeitpunkte eine so merkwürdige Person vor, daß es der Mühe werth ist, denselben näher kennen zu lernen. Ein specialer Bekannter von ihm liefert folgende Beschreibung von demselben: —

„ Dieser Greis, der seit verschiedenen Jahren zwey Welttheile in Bewegung setzet, hat in seinem äußer-

er, haben die Karthäuser ein Kloster, welches an Schönheit und Reichthum nicht seines gleichen hat. — Die Einkünfte desselben sind unbeschreiblich, und die Anwendung davon nicht weniger rühmlich. So viel Arme, als hinauf zu gehen vermögen, bekommen Brod und Wein; fast kein Tag geht vorbey, da nicht 3 bis 4000 Bettler hinauf kommen; man kann vor dem Gedränge kaum vor das Thor kommen. Außerdem wird andern vornehmen Armen, die sich zu betteln schämen, Geld geschickt. (Anm.)

Als Seuchen und Hungersnoth zulezt in Neapel

(Anm) Ueberhaupt ist man in Italien gegen Arme barmherziger, als in andern Ländern. — Dies vermehrt aber auch die Anzahl der Bettler, besonders im Kirchenstaate und in Rom selbst, und unterhält den Müßiggang; denn man findet so leicht seine Nahrung umsonst. —

In Neapel theilen die Königlichen Herrschaften täglich Geld unter die Bettler aus. Der König schickte den einem Tag seinen Laufer mit einem großen Beutel voll, wovon er allen armen Mannspersonen, die sich auf einer gewissen Stelle versammelt haben, Allmosen giebt. — Den andern Tag machts die Königin mit den armen Weibspersonen eben so, und so das ganze Jahr durch. — Die Austheilung geschieht mit vieler Ordnung. Außerdem sind hier viele Kranken-Pflege- und Armenhäuser. — In allen Klöstern werden Allmosen gegeben; aber die Karthäuser thuns allen andern zuvor. —

Personen und Sachen, die unterhaltendste Nachricht, und zwar unter andern vom Caffarelli und Paolo Moccia.

Ersterer ist ein Karavelle, und hat sich so reich gesungen, daß er sich ein Herzogthum gekauft hat. „Sein Gesang, sagt er, ist auch etwas unglaublich schönes, ungeachtet er nur schon alt und über 60. Jahr ist. (NB. Es war im Jahre 1771. als dies geschrieben wurde) Er hat viel Annehmlichkeit, aber sie ist auch theuer; es gehört etwas dazu, einen Herzog in einer Kirche vor der Versammlung zum Singen zu bringen. „

Paolo Moccia ist ein königlicher Page zu Neapel. Er hat die natürliche Eigenschaft, daß er im Wasser schwimmt, und nicht zu Boden sinkt, ohne die Schwimmkunst zu verstehen; es ist eben die Erscheinung, die den Akademien der Wissenschaften in Paris und Londen soviel zu schaffen gemacht hat; einige schrieben es seinem Fette und Fetthauche, andere seiner großen Lunge, *) wieder andere seinen Knochen zu, die kleiner

als er eben im Begriff war, eine Reise nach dem Orient und den Küsten der Barbarey auf Königliche Kosten zu unternehmen. —

*) Und vielleicht hat diese Meynung die mehreste Wahrscheinlichkeit.

ner und leichter seyn sollen, als daß sie die übrigen Theile überwiegen könnten. — Er geht im Meere wie auf der Straße, und sagt, daß es ihm viel weniger Mühe mache. Er steht, sizt, liegt, bückt sich u. s. w. ohne Hand oder Fuß zu bewegen, wie die Schwimmer thun, um sich im Wasser aufrecht zu erhalten, und gleichwohl sinkt er nicht weiter, als bis an den Hals nieder; er kann sich auf dem Kopfe kratzen, ja selbst, wenn er will, im Wasser essen; es sieht aus, als säße er in einem Lehnstuhle, oder Bette. Den Kopf kann er nicht anders unter Wasser bringen, als wenn er beyde Arme in die Luft ausstreckt, dann sinkt er nieder; doch nicht weiter, als etwas weniges über den Kopf, und so, daß beyde Arme völlig in die Höhe stehen.

Es ist merkwürdig, daß er sich allezeit vor dem Wasser gefürchtet, und nicht einmal auf einem Boote hat fahren wollen, bis er zufälligerweise im Bade entdeckte, daß er ein Amphibium sey. — Er ist jezt (1771) 58. Jahr alt, ziemlich fett und von mittelmäßiger Größe. Aber so superficiell er im Wasser ist, so tief liegt er im griechischen und lateinischen; er ist Professor der Beredsamkeit für die Pagen, hat schöne lateinische Briefe herausgegeben, die an gewisse Personen gerichtet sind. Herr Moccia ist außerdem ein vortreflicher Mann, und beweiset einem je-

den viel Freundschaft und tausend Höflichkeiten. „ ꝛc. ꝛc.

Vom kürzlich verstorbenen Infanten Don Philip giebt er uns folgende Nachricht, die sich von eben bemeldten 1771sten Jahre datirt:

„ Er ist 24. Jahr alt; des Königs v. Spanien ältester Sohn, folglich hatte ihm seine Geburt eine Krone bestimmt, allein seine natürliche Schwachheit hat sie ihm versagt.

Er ist wirklich ein wenig närrisch und blödsinnig; er wohnt auf dem Schlosse zu Neapel, hat seinen eigenen Staat, und ist niemals mit dem Könige oder der Königin in Gesellschaft; fähret oft mit einem mäßigen Gefolge aus; allezeit sizt er im Wagen und lacht, ist immer lustig, also viel glücklicher in sich selbst, als wenn er Prinz von Asturien wäre. Er ist kindisch, aber thut nie jemand etwas zu Leide. Jetzo ist er auf die Musik gefallen; er hält oft Konzerte bey sich. ꝛc. ꝛc. „

§. 38.

Hat man wohl je von einem Kloster in der Welt gehört, das dem gleiche, wovon uns Herrn Björnstähl ebenfalls Nachricht giebt?

„ Auf einem Berge, ohnweit Neapel, sagt er,

er, haben die Karthäuser ein Kloster, welches an Schönheit und Reichthum nicht seines gleichen hat. — Die Einkünfte desselben sind unbeschreiblich, und die Anwendung davon nicht weniger rühmlich. So viel Arme, als hinauf zu gehen vermögen, bekommen Brod und Wein; fast kein Tag geht vorbey, da nicht 3 bis 4000. Bettler hinauf kommen; man kann vor dem Gedränge kaum vor das Thor kommen. Außerdem wird andern vornehmen Armen, die sich zu betteln schämen, Geld geschickt. (Anm.)

Als Seuchen und Hungersnoth zulezt in Neabel

(Anm) Ueberhaupt ist man in Italien gegen Arme barmherziger, als in andern Ländern. — Dieß vermehrt aber auch die Anzahl der Bettler, besonders im Kirchenstaate und in Rom selbst, und unterhält den Müßiggang; denn man findet so leicht seine Nahrung umsonst. —

In Neapel theilen die Königlichen Herrschaften täglich Geld unter die Bettler aus. Der König schickte den einem Tag seinen Laufer mit einem großen Beutel voll, wovon er allen armen Mannspersonen, die sich auf einer gewissen Stelle versammelt haben, Allmosen giebt. — Den andern Tag machts die Königin mit den armen Weibspersonen eben so, und so das ganze Jahr durch. — Die Austheilung geschieht mit vieler Ordnung. Außerdem sind hier viele Kranken- Pflege- und Armenhäuser. — In allen Klöstern werden Allmosen gegeben; aber die Karthäuser thuns allen andern zuvor. —

abel wüteten, kamen täglich 18. bis 20. tausend Menschen hinauf, um ihr Brod zu bekommen. — Alle Reisende, die das Kloster zu besehen kamen, essen dort zu Mittag, und geht deren Anzahl täglich auf 30. bis 50. Personen. — Man ißt bey ihnen recht wohl, zwar ohne Fleisch, doch findet man Fische, Eyer, Kuchen, Milch, schöne Weine und Früchte, Konfeckt und dergleichen mehr im Ueberfluß, und man wird mit vieler Nettigkeit bedient. " — —

§. 39.

Hassan Pascha, der jetzige Türkische Großadmiral, ist ein Mann, der würdig ist, nicht allein in den türkischen Geschichtbüchern als ein Muster rechtschaffener Minister, aufgestellt, sondern auch in Europa bekannter zu werden, verdient. — Er scheint gleichsam dazu gebohren zu seyn, ein despotisches Kayserthum mit unumschränkter Gewalt zu beherrschen; dem nichts widerstehet, den nichts als der Tod überwinden kann; der keine schwache Seite zu haben scheint; durch nichts von seinem Entschluß abzuwenden ist; der nicht seinem Souverain, ob er ihm gleich mit der äußersten Ehrerbietung begegnet, zu gefallen sucht, sondern seinem Vaterland zu dienen. —

In der That beherrscht er das ganze Reich beynahe allein; und ohne Hof-Intriguen, ohne Gift und Strang triumphirt er über seine Feinde. Seine Absichten sind immer gerecht, und seine Plane die feinste Politik, die ein großes Genie mit einem guten Herzen auszusinnen vermag. Man sahe davon nur die Wirkungen, aber niemals die Triebfedern vorher. — Ueber seine Redlichkeit muß man erstaunen; und da niemand es wagen darf, ihn zu bestechen, so werden seine Vorschläge selbst von denen, die dawider sind, ausgeführt, aus Furcht, sie möchten sich sonst verdächtig machen.

Er besitzt eine Gegenwart des Geistes, alle unglückliche Begebenheiten wieder gut zu machen, die wie Inspiration scheint; und seine gemessene Antworten sind wie Orakel, nicht Witz, sondern tiefe Weißheit. Er redet so wenig, aber seine Reden sind Schlußfolgen oder so in Worten dargestellt, daß man sie für Axiomen nimmt, die keines weitern Beweises bedürfen.

Jedermann kann bey ihm Audienz haben und seine Klagen vorbringen. Er schützt alle, die bey ihm klagen, vor der Rache ihrer Feinde.

In seiner Religion ist er pünktlich und gottesfürchtig, aber kein Feind anderer Religionsverwandten. Er haßt nur die Feinde seines Vaterlan-

terlands, wenn Krieg ist; den überwundenen aber begegnet er sanft und edel. — Vor starkes Getränke hat er einen großen Abscheu; den Luxus sucht er auf alle Weise einzuschränken; er liebt die Kleidung seines Vaterlandes, weil sie männlich ist. — Seine liebste Sprache ist die arabische. — Seine Oekonomie ist sehr strenge und wohl eingerichtet; seine Dankbarkeit gegen alte Freundschaft treibt er eben so weit, als seine Rache gegen seine Feinde. *)

Sein erhabener Karakter und seine fast unumschränkte Gewalt erwerben ihm große Ehrfurcht, und seine unbeschreibliche Höflichkeit, die er jedermann beweiset, sezt sie auf den höchsten Grad. Alle Leute von Kenntniß werden von ihm mit ausnehmender Höflichkeit empfangen. Er hat eine Akademie zu Konstantinopel angelegt, wo in der Astronomie, Geographie, Navigation ꝛc. ꝛc. Unterricht gegeben wird, und die geschicktesten Lehrer dazu angestellt; Zwölf junge Leute läßt er auf seine eigene Kosten daselbst studieren. — Seine Schiffe läßt er auf englische Manier ausrüsten; sie sind stark, und von leichter Bauart. Er verdoppelt den Sold der Matrosen, und daher bekommt er jederzeit die

*) In diesem Punkte unterscheidet er sich sehr von dem wahren Christen, der auch seinen Feinden vergiebt und wohl thut.

die besten. Auf seinem eigenen Schiffe hält er verschiedene italienische Instrumentisten. — Er hat große Einkünfte, setzt aber dennoch viel von seinem eigenen Vermögen zu. Bey allen Vorfällen ist sein Entschluß den Augenblick gefaßt, und auf der Stelle giebt er Ordre zur Ausführung.

Er ist von mittelmäßiger Statur, aber stark und breit von Schultern. Seine Züge sind alle ohne Ausnahme schön, aber stark und männlich. — Seine Augen sind zwar nicht sehr blitzend, aber wer sie ansiehet, dem schwindelt es. — Er scheint nicht sehr ehrgeitzig oder empfindlich für sein eigen Lob zu seyn; er besitzt zu viel Größe, als daß man ihm solches in seiner Gegenwart hätte anbringen können; Aber bey mehr als einer Gelegenheit schien er an der guten Meynung der Europäer großes Wohlgefallen zu haben, und die war ihm schätzbarer, als die von seiner eigenen Nation, die am Hofe seine Größe einzusehen nicht fähig ist. Man beschuldigt ihn einer alzugroßen Strenge, und es ist wahr, er hat vielen 1000. den Kopf abschlagen lassen, aber niemals einem unschuldigen. Seine Strenge war nothwendig, und hat gute Wirkung gehabt, um eine zügellose Nation von den ihr eigenen Ausschweifungen abzuhalten. Von der Zeit an hört man nichts mehr von dergleichen Unordnungen, und seit-

seitdem er die aufrührischen Albaneser mit vielem Ruhme gedämpft, ist das türkische Reich durch seine weisen Veranstaltungen in Ruhe. — Die Würde eines Großvezier schlug er aus, und ließ seinen Sekretär dazu ernennen.

Haßan Pascha hat es so weit gebracht, daß sich die Befehlshaber der türkischen Truppen mehr auf die Kriegswissenschaften legen, und die Tactick studieren müssen. Die Artillerie hat er ganz auf europäischen Fuß gesezt, und sehr zahlreich gemacht. Die Kanonen läßt er von seinem Liebling, einem Engländer, Nahmens Camphel, der ein Türk geworden, ein guter Ingenieur ist, und Muskapha heißt, gießen. — Er ist ein Mann von klaßischer Gelehrsamkeit, der alle europaischen Sprachen redet, und durch ganz Europa gereiset ist. Die englische Nation liebt der Kapitain Pascha ungemein, niemand schätzt er aber höher, als den König von Preußen, welcher sein Lieblings-Monarch ist.

Wo kann die türkische Nation noch einen solchen Mann aufweisen? Es ist wahr, es hat einen Mahomed Oglou, einen Kouprouli Numann und mehr gerechte und standhafte Männer gehabt, aber noch keinen Haßan Pascha; und das türkische Reich, das jezt ziemlich im Fallen ist, scheint einen solchen Mann nöthig zu haben, um nicht in Trümmern zu zerfallen.—

§. 40.

§. 40.

Die größte Erfindung unsers Jahrhunderts in der Meßkunst ist ohnstreitig der berühmte Schachspieler, eine künstliche Maschine von der Composition des Hr. v. Kempele, Königl. Raths bey der Kammer zu Preßburg, welche alles erreicht, wozu der menschliche Geist gelangen konnte.

Er erschien damit im Jahre 1768. — Sie besteht aus einem Tische, woran eine menschlichn Figur sitzt, welche mit jedem, der Lust hat, im Schachbrette spielt, das sich auf einen Tisch gestellt befindet. — Man hat noch kein Beyspiel, daß die Figur eine Parthie verlohren hätte. Sie hat auch die berühmtesten Schachspieler zur Verzweiflung gebracht. Die Figur, welche in Menschenhöhe ist, scheint nachdenkend, mit dem rechten Arm auf den Tisch gelehnt, zu sitzen. Sie läßt den Spieler so lange nachsinnen, als er will. Sobald er gezogen hat, so erhebt sie ihren linken Arm und ergreift einen ihrer Steine: ist sie im Falle zu schlagen, so berührt sie den Stein des Gegners, welchen es trift, zum Zeichen, daß man ihn wegthun solle. Thut der Mitspieler einen Zug, der wider die Regel des Schachspiels ist: so nickt sie mit dem Kopfe, und zieht nicht, bis der Fehler verbessert, und die Ordnung des Spiels hergestellt ist.

vorher durchgehen muß Es folgt hieraus ganz augenscheinlich, daß sie alle Gegenstände ganz anders gefärbt sehen als wir; und wenn unter ihnen irgend ein Neuton ist, so wird er seine Optick auf Grundsätze bauen, die von den unsrigen verschieden sind. Sie sehen so, wie die Krabben sehen, nämlich immer zur Seite, und sind alle von Natur schielend. Dadurch haben sie den Vortheil, daß sie zugleich zur Rechten und Linken sehen, und zwo Gesichts-Axen erhalten, anstatt daß die schönen Augen hier zu Lande nur eine haben. Aber sie können das Licht der Sonne nicht ertragen, und sehen nicht gut als in der Dämmerung. Die Natur bestimmte sie vermuthlich dazu, daß sie Höhlen bewohnen sollten. Sie haben außerdem längere und engere Ohren als wir. Dieses Thier heißt ein Mensch: weil es die Gabe zu reden, ein Gedächtniß, etwas von dem, was man Verstand nennt, und eine Art von Aussicht hat.

Dieser Stamm von Menschen wohnt in der Mitte von Afrika; er wird von den Negern verachtet, mehr als die Negers von uns verachtet werden. Man vergiebt es ihnen in den dasigen Ländern nicht, daß sie rothe Augen haben, und eine Haut, die nicht schmiericht und mit keiner fettigen schwarzen Membrane bedeckt ist. Sie scheinen den Negern eine niedrige Art von Menschen

zu

derte die Monarchinn — und Zeit, ſetzte Hr. v. Kempele hinzu. „ Gut, ich nehme die Ausforderung an; beydes ſollen Sie haben. „ In der That gab die großmüthige und in der Beförderung der Künſte nie ermüdete Prinzeßinn dem Hrn. v. Kempele ein Billiet an die Kammer zu Preßburg.

Das Verſprechen deſſelben ſchien ſchon vergeſſen zu ſeyn, als er unvermuthet mit ſeinem Schachſpieler erſchien, und die Welt in Erſtaunen ſetzte. Man muß geſtehen, daß dieſe Erfindung alles übertrifft, was die Franzoſen und alle andere Nationen bisher in der Maſchinenkunſt geleiſtet haben. Die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London bot, wie man ſagt, dem Hrn. v. Kempele 10,000. Guineen für das Modell. —

§. 41.

Unter die merkwürdigſten und ſeltenſten Erſcheinungen der Natur gehört ohn' allen Zweifel auch dasjenige Geſchöpf, welches man den weißen Mohren nennt. — Linnäus macht in der neueſten Ausgabe ſeines Natur-Syſtems zwo Haupteintheilungen des menſchlichen Geſchlechts. Die Menſchen der erſten Klaſſe nennt er Homines diurnos, Tagmenſchen; die von der zwoten Klaſſe aber Homines nocturnos, Nachtmen-

wieder an allem dem, was natürlich iſt. Das erſtemal, da man den Europäern ſagte, daß es noch eine andere Art von Menſchen gäbe, die ſchwarz wie die Maulwürfe wären; hat man vermuthlich darüber gelacht: eben ſo wie man ſich hernach über diejenigen aufhielt, welche die Gegenfüßler behaupten.

Dieſes iſt ein neuer Reichthum der Natur, eine Gattung, die der unſrigen kaum ſo ähnlich iſt, als die Pudelhunde den Windhunden. Es giebt wahrſcheinlicher Weiſe noch eine Gattung in den Auſtral-Ländern; das menſchliche Geſchlecht iſt von der Natur mehr begünſtiget, als man glauben ſollte. — Dieſe Gattung von Menſchen, welche wir weiße Mohren nennen, iſt ſehr wenig zahlreich; es würde faſt nichts koſten, um ſie gänzlich zu vertilgen.

Man verſichert mich, daß dieſe Gattung von Geſchöpfen ſehr ſtolz iſt, daß ſie ſich für vorzüglich vom Himmel begünſtigt hält, und daß ſie einen heiligen Abſcheu gegen Menſchen trägt, die ſo unglücklich ſind, ſchwarze Haare, oder ſchwarze Wolle und kurze Ohren zu haben, und nicht zu ſchielen. Sie ſagen, die ganze Welt ſey für ſie geſchaffen worden: es wären ihnen zwar in der Folge der Zeit einige Unglücksfälle begegnet, allein es werde dennoch alles wieder erſetzt, und da würden ſie die Herren der Negern und der übrigen

Wei-

Weißen werden, weil dieses vom Himmel verworfene Menschen wären. — Vielleicht betrügen sie sich; aber wenn wir glauben, daß wir viel mehr vorzügliches haben, als sie, so betrügen wir uns vielleicht eben so gröblich. " —

Dieses ist die Nachricht des Hrn. v. Voltaire, die er uns als Augenzeuge von diesem besonderen Geschlechte giebt, mit welchem auch andere Gelehrte, z. E. der vorerwähnte Hr. Linnäus und mehrere übereinstimmen: nur mit dem Unterschiede, daß sie bald Orang Outangs, bald Kakerlacks, bald Wald-Menschen, benannt werden; welches aber zur Wesentlichkeit nichts beyträgt, vielmehr beweiset, daß es gewiß eine solche Art Mittelding vom Menschen und Vieh in der Würklichkeit giebt.

§. 42.

Wenn sich auch Friedrich nicht bereits durch seine großen Thaten verewigt hätte; so würde er es gewiß allein durch folgende Begebenheit, die sich in unsern Tagen vor den Augen des erstaunten Europa zugetragen, verdienen, von seinen Unterthanen vergöttert zu werden:

Ein Müller, der von seinem Grundbesitzer eine Wasser-Mühle im Wasserpacht hatte, weigerte sich, den vorherbedungenen Pacht zu bezahlen:

weil ein benachbarter Edelmann den Mühlenbach ab, und in seinen Teich geleitet hatte, wodurch der Müller das Wasser verlohr, und nicht mahlen konnte.

Die Sache kam bey der Küstriner Kammer zur Klage, wo der Prozeß 2. Jahre dauerte, und endlich das Urtheil gesprochen wurde: Daß der Müller den Pacht zu bezahlen habe, widrigenfalls die Mühle verkauft werden sollte. — Der Müller, welcher fühlte, daß ihm Unrecht geschahe, aber auch wuste, daß er einen Monarchen hätte, der auch den geringsten Schein der Ungerechtigkeit hassete, warf sich demselben zu Füßen, und bat um Hülfe. Der König gab dem Berliner Kammergerichte Befehl, die Acten von der Küstriner Kammer abzufodern, und die Sache zu untersuchen. Das Berliner Kammergericht bestätigte das Urtheil der Küstrinischen Kammer.

Der Müller wandte sich von neuem an den König, der sich die Sache selbst vortragen ließ, und nunmehr erstaunte, daß in seinen Staaten noch ein Justitzkollegium sey, welches so ein ungerechtes Urtheil fällen konnte.

Der König verfaßte darauf selbst das Protokoll, und ließ sogleich die allerhöchste Frage aufwerfen: „Wenn man eine Sentenz gegen einen

zu seyn, die nur, um ihnen zu dienen, vorhanden sey.

Wenn sichs zuträgt, daß ein Neger die Würde seiner Natur so weit erniedrigt, und eine Person von diesem bleichen Geschlechte liebt: so wird er von allen Negern verachtet. Eine Negerinn, die einer so ungleichen und unanständigen Liebe überführt wird, ist der Hohn des Hofes und der Stadt. — Ich habe nachher von einem Reisenden, der den größten Glauben verdient, und in Ostindien die wichtigsten Würden bekleidet hat, erfahren, daß man einige von diesen Thieren nach Madagascar, auf die Insel Bourbon und nach Pondichery gebracht habe. Man hat kein Exempel, sagte er mir, daß ein einziges von ihnen länger als 25. Jahr gelebt hatte. Ich weiß nicht, ob man sie deswegen glücklich schätzen oder bedauren soll.

Es sind erst einige Jahre, daß wir das Daseyn dieser Thiere in Erfahrung gebracht haben. Man hat einen dieser kleinen weißen Mohren nach Amerika gebracht. Man findet in den Registern der Akademie der Wissenschafften, daß man den Hrn. Helvetius davon benachrichtiget habe; aber niemand wollte es glauben: denn wenn man alles dasjenige blindlings glaubt, was abgeschmackt ist, so zweifelt man im Gegentheil

wieder an allem dem, was natürlich iſt. Das erſtemal, da man den Europäern ſagte, daß es noch eine andere Art von Menſchen gäbe, die ſchwarz wie die Maulwürfe wären; hat man vermuthlich darüber gelacht: eben ſo wie man ſich hernach über diejenigen aufhielt, welche die Gegenfüßler behaupten.

Dieſes iſt ein neuer Reichthum der Natur, eine Gattung, die der unſrigen kaum ſo ähnlich iſt, als die Pudelhunde den Windhunden. Es giebt wahrſcheinlicher Weiſe noch eine Gattung in den Auſtral-Ländern; das menſchliche Geſchlecht iſt von der Natur mehr begünſtiget, als man glauben ſollte. — Dieſe Gattung von Menſchen, welche wir weiße Mohren nennen, iſt ſehr wenig zahlreich; es würde faſt nichts koſten, um ſie gänzlich zu vertilgen.

Man verſichert mich, daß dieſe Gattung von Geſchöpfen ſehr ſtolz iſt, daß ſie ſich für vorzüglich vom Himmel begünſtigt hält, und daß ſie einen heiligen Abſcheu gegen Menſchen trägt, die ſo unglücklich ſind, ſchwarze Haare, oder ſchwarze Wolle und kurze Ohren zu haben, und nicht zu ſchielen. Sie ſagen, die ganze Welt ſey für ſie geſchaffen worden: es wären ihnen zwar in der Folge der Zeit einige Unglücksfälle begegnet, allein es werde dennoch alles wieder erſetzt, und da würden ſie die Herren der Negern und der übrigen

Wei-

Weißen werden, weil dieſes vom Himmel verworfene Menſchen wären. — Vielleicht betrügen ſie ſich; aber wenn wir glauben, daß wir viel mehr vorzügliches haben, als ſie, ſo betrügen wir uns vielleicht eben ſo gröblich. " —

Dieſes iſt die Nachricht des Hrn. v. Voltaire, die er uns als Augenzeuge von dieſem beſonderen Geſchlechte giebt, mit welchem auch andere Gelehrte, z. E. der vorerwähnte Hr. Linnäus und mehrere übereinſtimmen: nur mit dem Unterſchiede, daß ſie bald Orang Outangs, bald Kakerlacks, bald Wald-Menſchen, benannt werden; welches aber zur Weſentlichkeit nichts beyträgt, vielmehr beweiſet, daß es gewiß eine ſolche Art Mittelding vom Menſchen und Vieh in der Würklichkeit giebt.

§. 42.

Wenn ſich auch Friedrich nicht bereits durch ſeine großen Thaten verewigt hätte; ſo würde er es gewiß allein durch folgende Begebenheit, die ſich in unſern Tagen vor den Augen des erſtaunten Europa zugetragen, verdienen, von ſeinen Unterthanen vergöttert zu werden:

Ein Müller, der von ſeinem Grundbeſitzer eine Waſſer-Mühle im Waſſerpacht hatte, weigerte ſich, den vorherbedungenen Pacht zu bezahlen:

hieſige Kammergerichtstribunal approbirt ſolches. Das iſt höchſt ungerecht, und dieſer Ausſpruch ſeiner Königl. Maj. Landesväterlichen Intention ganz und gar entgegen. Höchſt dieſelben wollen vielmehr, daß jedermann, er ſey vornehm oder geringe, reich oder arm, eine prompte Juſtiz adminiſtriret und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Anſehen der Perſon und des Standes, durchgehends unpartheyiſches Recht wiederfahren ſoll.

Se. Königl. Majeſt. werden daher in Anſehung der wider den Müller Arnold, aus der Pommerziger Krebsmühle in der Neumark, abgeſprochenen und hier approbirten höchſt ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel ſtatuiren, damit ſämmtliche Juſtizkollegia in allen Dero Provinzen ſich daran ſpiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen, denn ſie müſſen nur wiſſen, daß der geringſte Bauer, ja was noch mehr iſt, der Bettler, eben ſowohl ein Menſch iſt wie Se. Majeſtät ſind, und dem alle Juſtiz muß wiederfahren werden, indem vor der Juſtiz alle Leute gleich ſind, es mag ſeyn ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, ſo iſt der Prinz vor der Juſtiz dem Bauer gleich, und bey ſolchen Gelegenheiten muß hier nach der Gerechtigkeit verfahren, werden, ohne Anſehen der Perſohn. Darnach mögen ſich

die

die Justizkollegia in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz, ohne alles Ansehn der Person und des Standes gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bey Seite setzen, so sollen sie es mit Seiner Königl. Majestät zu thun kriegen. Denn ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebsbande, vor die kann man sich schützen, aber vor Schelme, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Paßiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung.

Uebrigens wird den Justizkollegien zugleich bekannt gemacht, daß Se. Königl. Majestät einen neuen Großkanzler ernennet haben; dies ist der so berühmte als gerechte Hr. v. Karmer. Höchstdieselben werden aber demohngeachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinterher seyn, und befehlen euch hiemit auf das nachdrücklichste: Erstlich, daß alle Prozesse schleunig geendiget werden. Zweitens: daß der Nahme der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profanirt werde. Drittens: daß mit einer Egalitee gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sey ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß alles gleich seyn. Wofern aber Se. Königl. Majest. in diesen Stücken einen Fehler finden werden, so können

die

chentlich 2. große und 5. kleine Gerichtssessionen ausgesetzt seyn sollten. Zu den kleinen Gerichtstagen gehören alle Streitigkeiten, deren Gegenstand nur 30. Thaler und drunter betrift; so wie auch alle Injurienſachen zwiſchen Bürgerlichen und Gemeinen. Zu den großen Gerichtstagen gehören Sachen von mehrerer Wichtigkeit, ohne Unterſchied der Viertel oder Distrikte der Stadt. An dieſen Tagen muß das ganze Stadtgericht verſammelt ſeyn, und von dieſem alle Angelegenheiten von größerem Belange abgehandelt werden.

Denjenigen, welche ihr Anliegen in Civilſachen auf eine deutliche und verſtändliche Art ſelbſt zu Papier zu bringen im Stande ſind, iſt erlaubt worden, in ſolchen Fällen ſchriftliche Vorſtellungen zu überreichen. — Die dieſes aber ſelbſt nicht im Stande ſind, denen iſt erlaubt, ſich in der Behauſung des Stadtgerichtsdirektors zu melden, der ihnen ſodann die nöthige Anweiſung ertheilen muß, wie ſie mit ihrer Nothdurft und Geſuch durch gewiſſe dazu beſonders beſtellte Gerichtsperſonen ganz unentgeldlich zum Protokoll vorgenommen werden.

Da auch viel Betrügereyen gewinnſüchtiger Advokaten entdeckt worden, ſo iſt deshalb die ſtrengſte Unterſuchung dem Kriminalrichter Hrn. Gerresheim aufgetragen worden, und der Kö-

nig

nig hat in den öffentlichen Zeitungen bekannt machen lassen, daß ein jeder, welcher durch dergleichen Advokaten ist hintergangen, und durch falsche Vorspiegelungen zu unnützen Prozessen verleitet worden, sich bey der Kommißion zu melden habe, und daß ihm auf das schleunigste wieder zu dem Seinigen verholfen werden solle. *) —

Um auch in der Folge allen solchen Geldschneidereyen so viel als möglich vorzubeugen, ist verordnet worden, daß künftig ein jeder, welcher in Vormunds- oder Injurien-Sachen etwas bey dem Magistrate anzubringen hat, solches selbst entweder schriftlich oder mündlich anbringen könne, wobey zugleich die Vernehmung der Parthyen ganz unentgeldlich geschehen soll. — Welch ein Triumph für die gekränkten Bürger, die der Raubsucht gewinnsüchtiger Rabulisten nur gar zu oft ausgesetzt sind! Und zugleich welch herrliches Beyspiel der höchsten Gerechtigkeit giebt Friedrich durch diese schöne That der ganzen Welt, die ihn schon lange als den Großen verehrt hat, und nun auch als den Gerechten mit einhelliger Stimme erkennt!

Unter allen Siegen,
Die bey seinen Kriegen Fried-

*) Bey dieser Untersuchung sind auch gleich anfänglich 1. Stadtrichter und 3. Advokaten kassirt worden.

Friedrichen erhöhn,
Soll der über alle gehn,
Den er wider die Schikane
Itzt bringt auf die Bahne.

Wüthende Hyäne!
Deine Tygerzähne
Werden plötzlich ſtumpf,
Denn der drauf geſetzte Trumpf
Stöhrt dein ewiges Gezänke,
Hindert deine Ränke.

Solche Blut-Vampyren
Sollen ſich verlieren;
Das will Friederich.
Jeder Fürſt bemühe ſich;
Stöhre allen Zwietrachtsſaamen:
Wer das wünſcht, ſprech Amen.

§. 43.

Lange hab' ich nichts mit mehrerm Vergn
gen und einiger Rührung geleſen, als jenen ſel
nen Vorfall mit einem Geiſtlichen in Frank
worvon uns Hr. Wekhrlin Nachricht gie
und welcher, je ſeltener eine dergleichen ähnli
Begebenheit iſt, um deſtomehr allgemein beka
ter gemacht zu werden verdient. Ein wohlth
ger Mann, zumal vom geiſtlichen Stande,

ber ſelbſt überzeugt iſt, daß gute Handlungen ſtärkere Reizungen zur Nachfolge ſind als alle Leh-ren, und folglich die geſegneteſten Früchte hervor-bringen müſſen, kann nie zu viel geprieſen wer-den. —

Am Kocher, ſagt der oben benennte Ver-faſſer, liegt ein armes Dörfchen, Nahmens Gut-leuthen. Hier ſchlug im vorigen Sommer das Donnerwetter ein, der Strahl traf die Hofraithe eines Söldners, der bey der frömmſten Tugend darbte und verwandelt ſie in Aſche. Die kleine Gemeine lief ganz herbey den Verunglückten zu unterſtützen; es war niemand, der nicht Theil an ſeinem Zuſtande nahm; ein jeder beſtrebte ſich, die geringe Hülfe, ſo in ſeinem Vermögen war, ihr ihn beyzutragen. — Aber wie wenig iſt in m Vermögen derjenigen, denen es an Allen fehlet! ies iſt der Zuſtand der Gemeine zu Gutleuthen.

Die Vorſicht, welche ihre Schätze vergräbt, mit ſie von den Menſchen nicht entheiliget wer-n, hat einen Pfarrer nach Gutleuthen geſetzt, r in allem Betracht ein Mann Gottes iſt. Ein ann, der mit einer gereinigten Gelehrſamkeit, s ſchönſte Herz, und die vollkommenſte Tugend rbindet. Voll Eifer gegen ſeinen Gott, und ll Liebe gegen ſeinen Nächſten übt er in gleichem ad die Pflichten eines würdigen Theologen d eines nützlichen Bürgers aus.

Dieſen vortrefliche Mann konnte das vorge
fallene Unglück nicht vernehmen, ohne darüb
aufs äußerſte gerührt zu ſeyn. Er war eine
der Erſten, welche auf den Platz eilten, wo es g
ſchah. Nachdem er den Leidenden ſowohl als de
Umſtehenden eine kurze theologiſche Vorſtellun
gegeben, und ſie belehrt hatte, wie ſie den Zufa
betrachten müſſen, ſo wuſte er für den gegenwä
rigen Augenblick mehr nicht zu thun, als daß
eine kleine Sammlung machte, wovon man d
Verunglückten einſtweilen, bis ergiebigerer Ra
geſchaffet wurde, unter Dach bringen, und ſpe
ſen möchte. Dieſe Sammlung verſtärkte er m
ſeinem eigenen Beytrag.

Man muß wiſſen, daß Herr Heiland, —
nennt ſich dieſer muſterhafte Geiſtliche, — m
tellos iſt. Eine elende, der Armuth des Dorfs a
gemeſſene Beſoldung, iſt alles, wovon er le
und hievon theilt er ſeinen noch ärmern Pfa
kindern mitleidiglich mit, was ihm möglich

Sobald er für die Nothleidenden eine Herb
ge aufgetrieben hatte, ſo ſetzte der Pfarrer ei
Brief an den Baron von Gutleuthen auf,
ſich am Hofe zu — — — — in Dienſten
findet. Hierin ſchilderte er ihm das vorge
le Unglück, die bedauerungswürdige Lage der
denden, und die Armuth ſeines Dorfs, mit
rührendeſten Farben. Er endigte damit, daß

So

Schicksal dieser Familie nunmehr gänzlich von der Großmuth ihres Herrn abhinge, daß die ganze Gemeinde hofte, er würde sich bey dieser Gelegenheit als ihren edelmüthigen und errettenden Beschützer zeigen. —

Hierauf erwiederte der Baron von Gutleuthen durch einige Zeilen von seinem Kammerdiener: „Er finde sich nicht in dem Falle, von seinen Einkünften etwas zu entbehren, noch sich in die Privatangelegenheiten seiner Unterthanen zu mischen. Wenn dem Herrn Pfarrer aber gleichwohl an dieser Sache im Ernste gelegen seye, so überlasse er ihm, um einen Brandbrief für die Bedürftigen einzukommen. „

Im Ernste hatte der Pfarrer, welcher die Welt kannt, keine andere Antwort vermuthet. Er hatte die um den Brandbrief schon vorbereitet, und er trug sie selbst in die Hofkanzley. Es war ihm nicht schwer, die Einwilligung darauf auszuwirken, denn in jedem Lande ist man mehr geneigt, Brandbriefe zu geben, als Geld.

Es ist wahr, es war ein bekannter in der Hofkanzley zugegen, einer von der verächtlichen Art Seelen, deren ganze Kunst in einer Federfüchserey besteht, welcher sich verwunderte, daß der geistliche Herr sich in derley Geschäfte, die sein Amt nicht angiengen, mischen möge. Allein der Pfarrer gab keine Acht darauf.

Nunmehr erhub sich einer der schwürigsten Fälle bey der Sache, das Patent war ausgefertigt; aber es fand sich niemand, der die Kollecte über sich nähme. Die Verunglückten bestanden aus einem siebenzigjährigen Greise, und aus einer einzigen Tochter, die für den Vater arbeitete, ihn erhielt, und in der Haushaltung unentbehrlich war: Den Sohn hatten die Werber vor zwey Jahren gepreſt, und er war bey seinem Regimente in Amerika. — Jemand in der Gemeinde zu diesem Auftrage zu finden, war unmöglich, weil da, wo jedermann täglich vom Lohne der Vorsicht lebt, keiner sein eigenes hintansetzen kann.

Gewis, es gehört nur ein außerordentlich heroischer Schwung menschlicher Tugend dazu, um das zu thun, was Herr Heiland that. Er übernahm die Sammlung selbst. Er verlies seine Pfarrwohnung, und durchstreifte die Runde im Lande mit dem Brandbrief für eine arme verunglückte Soldner Familie.

Die Vorsicht, welche mit Entzücken auf ein ihr sowohl gefälliges Werk vom Himmel herabsah, begünstigte es sichtbarlich. Sie ließ einen gewissen Ausfluß ihrer Gottheit vor dem Pfarrer hergehen, welcher alle Gemüther, wo er einsprach, zum Beytrage bereitwillig machte. Die Woche hindurch brachte der Gottesmann mit seiner wohlthätigen

thätigen Wallfahrt zu, am Sonnabend kam er gewöhnlich zu Hause, zahlte von dem ersammelten Geld die Bauleute aus, machte neue Anordnungen im Bau, studirte seine Predigt, die er den Sonntag abzulegen hatte, hielt sodann Sonntags seinen Gottesdienst, und gieng des Montags seiner wohlthätigen Wallfahrt wieder nach. —

Es war einer seiner lezten Ausgänge, als ihm auf der Landstraße nach Nürnberg ein Postwagen begegnete. Der Graf von Edelhelm, der wahre Nahme des Grafen ist niemand bekannt worden, welcher darinn saß, sah einen ehrbaren Mann zu Fuße, von Regen ganz durchnäst. Es rührte ihm; er ließ anhalten, und nachdem er von dem Reisenden vernommen hatte, daß er eben denselben Weg zu gehen gedächte: so bat er ihn, in den Wagen einzusteigen.

Diese schöne Leutseligkeit wurde ihm reichlich ersezt. Der Pfarrer vertrieb ihm durch seinen wissenschaftlichen und belebten Karakter aufs angenehmste die Zeit und rührte sein Herz durch die Erzählung des Endzwecks seiner Wanderschaft im mildesten Grad. Der Graf von Edelhelm behielt den Pfarrer im Posthause beym Essen. Er konnte sich kaum von ihm trennen. „Begeben Sie sich von hier geraden Wegs zu Hause — sagte er ihm beym Abschied — Sie werden Nachricht von mir finden.“

„Würdiger liebſter Mann!

„Wenn die Tugend an und für ſich ſelbſt ſchön iſt, um wieviel reizender iſt ſie, wenn man ſie da antrifft, wo ſie ſein ſoll! Dieſe Ueberzeugung bin ich Ihrem Umgange ſchuldig. Seitdem ich Sie kennen gelernt habe, ſo glaube ich feſt, wenn die Tugend in menſchlicher Geſtalt auf der Erde erſcheinen wollte, ſo konnte ſie kein anſtändigeres Gewand wählen, als den Rock eines würdigen Geiſtlichen. — Betrachten Sie Beyliegendes als eine Frucht der Geſinnungen, die Sie mir durch Ihr Beyſpiel eingeflößt haben. Ich bin zu ſehr für von Verehrung eingenommen, um befürchten zu dürfen, daß Sie meinen Abſichten nicht die rechte Auslegung geben dürften. „

In dieſem Billet lag eine Summe von 40. Louisd'or eingerollet, mit der Ueberſchrift: Dem würdigen Manne Heiland zu eigenem Gebrauche. —

Ohne das mindeſte von dieſer Summe für ſich ſelbſt anzuwenden, brachte ſie der unnachahmliche Pfarrer dem Söldner, und nachdem er die völlige Ergänzung des Haußbaues davon beſtritten hatte, ſo wendete er den Ueberreſt auf den Ankauf einer Gewitterſtange, die er zum Beſten des Dorfs auf den Gipfel der Kirche zu Gutleuthen errichten ließ.

§. 44.

Was die eifrige Liebe einer Nation für ihren Monarchen für Wunder hervorbringen kann, davon giebt uns die brave Hungarische in dem wichtigen Zeitpunkte der Geschichte, die unserm Andenken noch gegenwärtig ist, und dem Herzen eines treuen Unterthanen des Durchlauchtigsten Erzhauses Oesterreich theuer seyn muß, die eclatanteste Probe:

Nach dem Tode Karls *VI.* hatten sich fast alle Mächte Europens verschworen, um seiner großmüthigen Erbin ihre väterliche Erbschaft zu entziehen. — Der blendende Anblick der schnellen Siege des Königs von Preußen in Schlesien hatte das Hauß Bäyern zu gefährlichen Absichten verleitet, die den einmüthig erkannten Rechten des Hauses Osterreich entgegen, und zu dessen gänzlichen Umsturze geeignet waren. — Die Begierde einen Antheil an der Zergliederung der ansehnlichen Erbschaft, die das Hauß Bäyern anfocht, hatte beynahe alle Mächte Europens zu seinen Feinden gemacht.

Frankreich und Spanien hatten sich durch ein Angriffsbündnis vereinigt, zu welchem die Könige von Pohlen, Preußen und Sardinien getreten waren. Der König von England hatte sich, aus Besorgnis für seine deutschen Staa-

ten, verbunden, der Königin von Hungarn keine Hülfe zu geben. Das nämliche Glück, das Friederich in Schlesien gehabt, begleitete den Churfürsten von Bäyern in Böhmen und in Oesterreich; Wien selbst war mit einer Belagerung bedroht, und die Königin hatte sich aus dieser Stadt geflüchtet.

Von keinem Freunde vertheidigt, so vieler ansehnlichen Ländern beraubt, war Hungarn Thereſiens Zuflucht geworden. — Ihre angebohrne Güte, wodurch ſie ganze Königreiche erobern würde, wenn die Liebe ſie geben könnte, hatte ihr ſchon die feurige Ergebenheit der tapfern hungariſchen Nation erworben. Sie flieht zu ihr mit dem edelſten Vertrauen; erſcheint in der Verſammlung der Stände mit dem jungen Erzherzoge Joſeph (jezt glorwürdigſtem Käyſer) der nur einige Monath alt war, in den Armen, und redet ſie in der edeln Sprache der Römer mit dieſen rührenden Worten an: „Von meinen Freunden verlaſſen, von meinen Feinden verfolgt, von meinen nächſten Anverwandten angegriffen, bleibt mir keine andere Hülfe mehr, als eure Treue, euer Muth und meine Standhaftigkeit. Ich vertraue euren Händen die Tochter und den Sohn eurer Könige an; von euch erwarten ſie ihre Errettung.„

Der

Der brennende Eifer der versammelten Hungarn konnte kaum das Ende dieser rührenden Anrede erwarten; die Thränen des Mitleids, die den Helden selbst ehren, fielen schon beym Anblicke des harten Schicksals ihrer geliebten Königin von ihren glühenden Wangen herab; sie entblößten ihre Säbel; fielen ihr zu Füßen, und versprachen ihr durch einen heiligen Schwur, (Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia) der in den Oesterreichischen Jahrbüchern auf ewig verwahrt ist, für sie zu fechten und zu sterben.

Kein Versprechen wurde heiliger gehalten, als dieses. Der ganze Adel ergreift die Waffen; die Geistlichkeit eröfnet ihre Schätze, und weihet selbige einer geliebten Monarchin. Sie giebt jedem Leibeignen, der die Waffen für sie tragen will, die Freyheit, und sie strömen von allen Seiten zu ihren Fahnen. —

Kroatien folgt bald diesem ruhmwürdigen Beyspiele, und giebt ohne Begehren Zwölftausend Mann. — So glücklich als ehemals Gustavs erhabener Nahme in Dalekarliens öden Gefilden, dringt das Gerücht des Unglücks und der Güte der großen Theresia bis in die entferntesten Gegenden von Sklavonien; von diesem Gerüchte bewegt, wird jeder Innwohner dieses rauhen Landes ein Soldat, und ein ganzes Heer

leichter

leichter Truppen ist bald zu Theresiens Dienste versammelt.

Diese Heere sind es, die, von dem großen Herzoge von Toscana, Theresiens würdigstem Gemahle; dessen Bruder, dem Herzoge Karl von Lothringen, und den berühmten Generälen Khevenhüller, Königsegg, Neiperg und Lobkowiz angeführt, dem furchtbaren Strome so vieler vereinigten Kräfte einen undurchdringlichen Damm entgegen sezten, und bald mit den herrlichsten Siegen beglückt, die verlohrnen Länder wieder eroberten.

Diese tapfere hungarische Nation, welcher die Ehre der Errettung der österreichischen Monarchie gebührt, gab noch ihrer geliebten Königin in den lezten beyden Kriegen ein ruhmwürdiges Zeichen ihrer Ergebenheit. — Im Jahre 1758. kamen einige hungarische Magnaten nach Wien, um der Käyserin-Königin anzuzeigen, daß die Stände dieses Reichs 30,000. Mann für sie auf den Fuß sezten, und selbige auf ihre eigene Unkosten erhalten wollten. —

Welche merkwürdige Veränderung bey einer Nation, die ehemals die Waffen nur ergriff, um sich wider ihre Könige zu empören! — Glückliche Wirkung der Güte einer Monarchin, deren Lieblingsbeschäftigung die Ueberlegung der Mittel

tel ist, wodurch sie die ihrem Zepter unterworfenen Völker beglücken kann!

Ein Regent, der in ruhigen Zeiten des Friedens ein wahrer Vater seiner Unterthanen ist, wird in den Gefahren des Krieges den ergiebigen Lohn Wohlthaten stets von ihnen erhalten. — So große Wunder kann die Liebe einer Nation für ihren Monarchen ausrichten! — —

§. 45.

Hr. Björnstähl giebt uns von den Sitten und Gebräuchen der Türken im 3ten Theile seiner Briefe sehr interessante Nachrichten; besonders ist die Beschreibung ihrer Kleidertrachten, die er mit denen der Europäer vergleicht, merkwürdig, und dürfte hier nicht am unrechten Orte stehen. Unter andern heißt es:

„Wir (die Europäer nemlich) brauchen Halßtücher: die Türken haben den ganzen Halß, so wie die Ohren bloß; dies verursachet ihnen Flüsse; wozu auch die dicke und warme Mütze beyträgt, worunter ihre Hirnschale dünn und empfindlich, und die Ausdünstung, wenigstens deren Gleichheit mit den nächsten Theilen, die sie nicht warm halten, gehindert wird.

Bey uns ist der untere Theil des Leibes mit meh-

mehreren Stücken bekleidet, Hosen, Kniebänder, Strümpfe und Schuh; Die Türken haben für dies alles nur ein Stück. — Unsere Hosen sind kurz und enge; ihre sehr weit, haben viele Falten, und hängen bis auf die Füße herunter, wo sie mit Socken oder Chaußoes von gelben Saffian, die Uest heissen, zusammengenehet sind. Unsere Unterhosen können nur auf einerley Art getragen werden, ihre sind sich vorn und hinten gleich, also können sie sie brauchen wie sie wollen. — Wir pflegen unsere zuzuknöpfen, oder zuzuschnallen; sie knüpfen ihre mit langen und mit Gold besetzten Binden zu.

Wir gehen in Schuhen; sie beständig in Pantoffeln. Unsere Schuhe sind schwarz; ihre Pantoffeln gelb. Wir haben Absätze, sie nicht; aber der geringere Hause setzt gemeiniglich ein dünnes Eisen drunter; anstatt daß wir also ganz leise einhergehen, machen sie auf der Straße ein rasselndes Geräusch wie Pferde. Wir schnallen unsere Schuh auf dem Fuße zu; die Türken tragen ihre Pantoffeln völlig loß. Wir haben Hinterleder an unsern Schuhen, sie habens an ihren Pantoffeln nicht.

Wir machen eine Reverenz mit dem Fuße; sie mit der Hand. Wir nehmen den Huth ab, wenn wir auf der Straße grüssen wollen; sie legen die

rechte

rechte Hand auf die Brust über dem Herzen, und machen eine kleine Neigung mit dem Kopfe.

Wir knöpfen unsere inneren Kleider mit Knöpfen zu; sie umgürten die ihrigen mit einer schmalen, oft sehr kostbaren Schärpe, die 2. bis 3. mahl um den Leib geht, und vorn auf dem Magen zugeknöpft wird; oben über alles tragen sie ihren weiten bis auf die Füße herabhängenden Mantel, der beynahe schlept.

Sie brauchen Pelze und Rauchwerk fast alle Jahrszeiten hindurch, Winter und Sommer, doch von verschiedener Art: Wir brauchen solche nicht, als nur auf Reisen, und doch leben wir in kältern Ländern. Wir tragen unsere Taschenuhren unter der Mitte des Leibes: sie die ihrigen im Busen: wir lange Degen; sie einen kurzen Dolch oder Messer. Wir tragen unsern unten an der Hüfte, wo er den Beinen oft beschwerlich fällt; sie den ihrigen beynahe oben an der Brust im Gürtel, wo er recht fest sitzt. Wir unsern an der linken Seite, sie ihren an der rechten.

Bey uns werden Ordensbänder zu Ehrenzeichen getragen, bey ihnen Roßschweife, die einem Vornehmen, der eine Befehlshaberschaft hat, vorgetragen werden. — Von Sternen, Orden und Wapenkunst haben sie schlechterdings keinen Begriff. Bey uns wird ein Stern im Knopfloche

che auf der Brust getragen: ihren Schwerterorden tragen sie auf dem Kopfe außen am Turban; er wird aber nur im Kriege auf dem Wahlplatze selbst, und keinem andern gegeben, als der einen thätlichen Heldenmuth bewiesen, und sich als einen tapfern Krieger gezeigt hat. Bey uns ist es allenfalls ein emaillirtes Kreuz oder so dergleichen, bey ihnen eine kleine silberne Platte, in Gestalt einer Aigrette; sie heist Tschelenck und wird nur gemeinen Soldaten gegeben, verlangt aber allezeit wahre und geprüfte Verdienste. Was für eine Aufmunterung muß das nicht im Lager machen?

Bey ihnen werden Pelze und Kaftane als Gnadenzeichen ausgetheilet; bey uns Ringe, Uhren, Schnupftabackdosen und so etwas. — In Europa trägt man Tressen, Silber und Gold auf den Kleidern; den Türken kommt das lächerlich und verächtlich vor, weils bey ihnen nur auf die Pferde gesetzt wird.

Wir brauchen Seide zu Kleidern; den Türken ists nicht erlaubt; ihre Religion verbindet sie in allem zur Einfalt, im Essen und Trinken, wie im Anzuge, wie ihr Prophet es gewohnt war; sie verbietet dem männlichen Geschlechte allen Gebrauch von Gold, Silber, Seide, Edelsteinen u. d. gl. Das Frauenzimmer aber darf dergleichen Schmuck tragen. Wenn Mannspersonen

sich

ſich dieſe Freyheit nehmen, ſo werden ſie nicht für rechte Muſelmänner, ſondern faſt als Freydenker angeſehen, die nicht viel nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen fragen: aber Halbſeiden, Kamlotte, Baumwollene Zeuge, und Tücher dürfen ſie tragen. Die letztern kommen alle aus Europa, größtentheils aus Frankreich; keine einzige Tuchfabrik iſt in der ganzen Levante, ja nicht einmal in den beyden großen Welttheilen Aſien und Afrika.

Wir brauchen zu Hemdern, und allem, was wir leinen Zeug nennen, eine Leinwand, die weiß, wohl gebleicht und dicht iſt; ihre hingegen iſt gemeiniglich ein dünnes, grauliches mit Hede gemiſchtes Gewebe; — ihre Hemder ſind ſehr dienlicher den Schweiß einzuziehen. Wir knöpfen unſere Hemden am Halſe und an den Hemden zu; ihre hängen offen, und ſehen aus, als hätte man einen Sack mit einer Oefnung um den Hals gehängt.

Die Frauenzimmer haben auch Hemder von halb Seide und halb Baumwolle, die dünne und durchſichtig ſind, wie ein Flor, auch von purer Seide und von Mouſeline oder feinem Neſſeltuch. Dergleichen werden von reichen türkiſchen Damen getragen, die eine Pracht drinn ſetzen; denn außer der Feinheit und Koſtbarkeit ihrer Hemder ſind ſie auch untenherum und vorn

um die Hände mit Gold reich gestickt, und anstatt daß unsere Frauenzimmer eine Schleppe am Kleide haben, hoben sie eine sehr lange am Hemde, die im Harem, oder Weiberbauer, von ihren Sklavinnen nachgetragen, und vorn am Gürtel befestigt wird. Wenn die Dame aber ausgeht, hat sie die Schleppe unter dem äußern langen Mantel am Gürtel befestigt, oder ein kürzeres Hemd an, doch allezeit mit der reichsten Stickerey.

In der Türkey trägt das Frauenzimmer beständig Unter-Beinkleider oder Calerons auf dem blossen Leibe; diese sind wohl besetzt, und sehr weit, von allerhand Zeugen, Damast, u. s. w. Das Hemd haben sie drüber: bey uns wird dies alles selten seyn. Diese Unterhosen der türkischen Damen sind sehr kostbar und ungemein reich mit Gold gestickt; Ein solches Kleidungsstück, das doch nicht sichtbar wird, kostet oft 2. bis 300. Reichsthaler und drüber, wenn das Zeug aus Indien, oder von Brokat aus Lyon ist; Die Reichen und Vornehmen nehmen wohl 12. bis 14. Ellen dazu. ꝛc. ꝛc.

§. 46.

Die Verfolgung und Ausrottung der Christen in dem Reiche Japan im 16. und 17ten Sekulum ist eine so merkwürdige Katastrophe, daß

ich

ich vielen Lesern keinen geringen Dienst zu leisten glaube, wenn ich sie hievon in kurzen nähere Nachricht ertheile:

Ohngefähr ums Jahr 1552, nachdem dies Land vor kurzen von den Portugiesen entdeckt war, geschah es, daß einige Jesuiten Gelegenheit fanden, in das Reich zu kommen. — Sie schmeichelten sich bald bey den Reichen und Vornehmen durch ihre Geschicklichkeiten in den Wissenschaften, durch mancherley Erfindungen astronomischer Instrumente, und andere europäische Seltenheiten, so ein, daß sie sich ihnen fast ganz unentbehrlich machten. Der Erfolg ihrer Bemühungen war so erwünscht, daß die Japanische christliche Kirche innerhalb 30. Jahren eine überaus große Menge Neubekehrte zählte, unter welchen sich verschiedene Icatas oder kleine Könige befanden.

Das gemeine Volk besonders, welches von Natur alles, was neu ist, liebt, und überdem von der christlichen Moral gerührt wurde, ergriff diese Lehre mit dem größten Eifer. Ueberhaupt schien alles zu dem Fortgange der Arbeiten der Mißionairs zusammen zu kommen, und man hatte Ursach, sich wegen der glücklichen Gesinnung des Volks und der Regierung zu versprechen, daß ganz Japan bald würde bekehrt seyn. —

um die Hände mit Gold reich gestickt, und anstatt daß unsere Frauenzimmer eine Schleppe am Kleide haben, hyben sie eine sehr lange am Hemde, die im Harem, oder Weiberbauer, von ihren Sklavinnen nachgetragen, und vorn am Gürtel befestigt wird. Wenn die Dame aber ausgeht, hat sie die Schleppe unter dem äußern langen Mantel am Gürtel befestigt, oder ein kürzeres Hemd an, doch allezeit mit der reichsten Stickerey.

In der Türkey trägt das Frauenzimmer beständig Unter-Beinkleider oder Calerons auf dem blossen Leibe; diese sind wohl besetzt, und sehr weit, von allerhand Zeugen, Damast, u. s. w. Das Hemd haben sie drüber: bey uns wird dies alles selten seyn. Diese Unterhosen der türkischen Damen sind sehr kostbar und ungemein reich mit Gold gestickt; Ein solches Kleidungsstück, das doch nicht sichtbar wird, kostet oft 2. bis 300. Reichsthaler und drüber, wenn das Zeug aus Indien, oder von Brokat aus Lyon ist; Die Reichen und Vornehmen nehmen wohl 12. bis 14. Ellen dazu. ꝛc. ꝛc.

§. 46.

Die Verfolgung und Ausrottung der Christen in dem Reiche Japan im 16. und 17ten Seculum ist eine so merkwürdige Katastrophe, daß

ich

ich vielen Lesern keinen geringen Dienst zu leisten glaube, wenn ich sie hievon in kurzen nähere Nachricht ertheile:

Ohngefähr ums Jahr 1552, nachdem dies Land vor kurzen von den Portugiesen entdeckt war, geschah es, daß einige Jesuiten Gelegenheit fanden, in das Reich zu kommen. — Sie schmeichelten sich bald bey den Reichen und Vornehmen durch ihre Geschicklichkeiten in den Wissenschaften, durch mancherley Erfindungen astronomischer Instrumente, und andere europäische Seltenheiten, so ein, daß sie sich ihnen fast ganz unentbehrlich machten. Der Erfolg ihrer Bemühungen war so erwünscht, daß die Japanische christliche Kirche innerhalb 30. Jahren eine überaus große Menge Neubekehrte zählte, unter welchen sich verschiedene Icatas oder kleine Könige befanden.

Das gemeine Volk besonders, welches von Natur alles, was neu ist, liebt, und überdem von der christlichen Moral gerührt wurde, ergriff diese Lehre mit dem größten Eifer. Ueberhaupt schien alles zu dem Fortgange der Arbeiten der Mißionairs zusammen zu kommen, und man hatte Ursach, sich wegen der glücklichen Gesinnung des Volks und der Regierung zu versprechen, daß ganz Japan bald würde bekehrt seyn. —

che Leben zu kommen: — Bey Krankheiten, zumal schmerzhaften, ist es oft eben so wichtig, was nicht hilft (sagt Hr. Dr. Wichmann) als das wahre Heilungsmittel zu kennen; und es wäre zu wünschen, daß Kranke oder Aerzte nie eine Sache brauchten, ohne von dem gewissen Nutzen desselben bereits überzeugt zu seyn.

Das wunderthätige Mittel wider das Podagra, das sogar Culs de jalla kurirt, das sich alle Podagristen ohne Unterschied ihrer Konstitution aus Europa zusammen suchen; das vorsichtige Aerzte aber nie allgemein machten, und ob sie es gleich fast alle schon lange vor der französischen Ankündigung kannten, auch deswegen nicht für wunderthätig hielten, weil es aus einer für sie etwas trüben Quelle kam, — das Guajac gummi, nämlich in Taffia aufgelöst, oder die Teinture des Caraibes, hat in sehr kurzer Zeit leider das Schicksal gehabt, welches ähnliche Spezifische gar zu laut empfohlene Mittel gewöhnlich haben. Die Wirksamkeit desselben bestätigt sich so wenig, daß sie vielmehr schon von den ersten Pronneurs in Frankreich (unter denen der gelehrte Graf von Treßan einer der vornehmsten ist) wieder bezweifelt, und durch ihre eigene Erfahrung widerrufen wird. — Es ist also Pflicht jedes Rechtschaffenen, diese Neuigkeit, so niederschlagend und wenig tröstlich sie auch unglücklicherweise

dem Reiche verbannet, und im Jahr 1637. kam das Verbannungs-Edikt heraus, wovon die Haupt-Artikel folgende waren: 1) Es sollte kein japanisches Schiff fernerhin mit fremden Nationen Handel treiben, und kein käyserlicher Unterthan sollte bey Todesstrafe aus dem Lande gehen. 2) Wer einen katholischen Priester ausfindig machen könnte, sollte dafür 500. Schnits oder 3000. Thlr. erhalten. 3) Wer sich unterstünde, das Christenthum fortzupflanzen, oder den Nahmen eines Christen beyzubehalten, sollte mit ewiger Gefängnisstrafe belegt werden. 4) Die ganze portugiesische Nation sollte auf ewig aus dem Reiche verbannet seyn. 5) Derjenige, der es wagen würde, aus fremden Ländern einen Brief ins Reich zu bringen, sollte mit seiner ganzen Familie hingerichtet werden. —

Durch dieses scharfe Edikt und durch die vorhergegangenen unerhörten Grausamkeiten ist die Christliche Religion gänzlich aus Japan verdrungen worden, und seit der letzten Verfolgung ist allen Nationen der Christen, außer den Holländern, der Zugang nach Japan versagt. —

§. 47.

Nun auch auf etwas nützliches fürs menschli-

che Leben zu kommen: — Bey Krankheiten, zumal schmerzhaften, ist es oft eben so wichtig, was nicht hilft (sagt Hr. Dr. Wichmann) als das wahre Heilungsmittel zu kennen; und es wäre zu wünschen, daß Kranke oder Aerzte nie eine Sache brauchten, ohne von dem gewissen Nutzen desselben bereits überzeugt zu seyn.

Das wunderthätige Mittel wider das Podagra, das sogar Culs de jalla kurirt, das sich alle Podagristen ohne Unterschied ihrer Konstitution aus Europa zusammen suchen; das vorsichtige Aerzte aber nie allgemein machten, und ob sie es gleich fast alle schon lange vor der französischen Ankündigung kannten, auch deswegen nicht für wunderthätig hielten, weil es aus einer für sie etwas trüben Quelle kam, — das Guajac gummi, nämlich in Taffia aufgelöst, oder die Teinture des Caraibes, hat in sehr kurzer Zeit leider das Schicksal gehabt, welches ähnliche Spezifische gar zu laut empfohlene Mittel gewöhnlich haben. Die Wirksamkeit desselben bestätigt sich so wenig, daß sie vielmehr schon von den ersten Pronneurs in Frankreich (unter denen der gelehrte Graf von Treßan einer der vornehmsten ist) wieder bezweifelt, und durch ihre eigene Erfahrung widerrufen wird. — Es ist also Pflicht jedes Rechtschaffenen, diese Neuigkeit, so niederschlagend und wenig tröstlich sie auch unglücklicherweise

weise ist, bekannt zu machen. — So viel für die Podagristen! —

§. 48.

Etwas tröstlichers ist, was man erst ohnlängst von einer besondern Cur der Chinarinde erfährt:

Ein Fräulein eines vornehmen Offiziers in Schlesien, von ohngefähr 4. bis 5. Jahren, hatte sich lange Zeit mit einem bösartigen Fieber geplagt; da nun keine Medizin, auch nicht einmal der innerliche Gebrauch der Chinarinde eine erwünschte Wirkung bringen wollte: so kam der Garnison-Arzt, der, wegen der täglich zunehmenden Entkräftung, die eine Abzehrung und ein betrübtes Ende befürchten ließ, es nicht mehr wagen wollte, diese zarte Person weiter mit Medizin anzugreifen, auf den Einfall, ein doppelt durchnehtes etwas enges Hemd, mit 2. Pfund präparirter Chinarinde einige Zeitlang Tag und Nacht auf dem bloßen Leibe zu tragen, zu verordnen. — Der Erfolg davon war so glücklich, daß, zur Freude der Aeltern, diese Fräulein völlig wieder hergestellt wurde. —

Vielleicht könnte diese Probe, die selbst durch den Mund der Aeltern bestätigt wird, zu Er-

haltung mehrerer Menschen nachgeahmt werden. — —

§. 49.

Es sey mir bey dieser Gelegenheit erlaubt, eine Anmerkung eines berühmten schweizerischen Arztes über die Chinarinde überhaupt, bekannt zu machen:

„ Dieses bewundernswürdige Arzney-Mittel (sagt er) ist nicht länger als 120. Jahr in Europa bekannt; wir haben solches den Spaniern zu danken, welche dasselbige in der peruvianischen Provinz Quito fanden. — Die Gräfin von Chinchon war die erste Person aus Europa, welche sich dessen in Amerika bediente, und es kam in Spanien unter dem Nahmen der Gräfin-Pulver an. Hernach breitete sich solches unter dem Nahmen des Jesuitenpulvers aus, da dieser Orden solches häufig austheilen ließ; es ward auch unter andern Nahmen bekannt; heut zu Tage nennt man es China-Kinkina, oder Peruvianische Rinde.

Es erweckte im Anfange große Widersprüche; die einen sahen es als ein himmlisches Geschenk an; andere hielten es für ein Gift; und da sich die Vorurtheile durch Eifersucht vermehrten, brauchte es beynahe ein ganzes Jahrhundert,

ehe

welche nebst ihrer Mutter Allmosen vor den Thüren suchte, und die sich mit Vorwissen der Mutter willig der Kur unterwarf. Sie hatte ihr Gesicht bis ins zehnte Jahr gehabt, alsdann aber verlohren; binnen einer Zeit von 10. Wochen sah das Mädchen den Tagesschimmer, bemerkte das Bley an den Fensterscheiben, gieng ohne Führer auf die Gasse, unterschied die Farben, konnte wieder stricken und eine Packnadel einfädeln. — In diesen Umständen blieb sie auf einmal weg; ohne die Kur wiederholen zu lassen. Ich schickte zu ihr, und erhielte von ihrer Mutter die gröbsten Vorwürfe, daß ich sie ums Brod brächte, indem, nach wiedererlangtem Gesicht ihrer Tochter, die Allmosen sich um die Hälfte vermindert hätten, zur Antwort.

Nach der Zeit wagte ich es, alte blinde Jagdhunde sehend machen zu wollen; aber ich bin sogar durch Herrn derselben davon zurück gehalten worden. — Genug, diese Vorfälle haben mich abgeschreckt, mehrern Gelegenheiten, nützlich zu seyn, aufzusuchen.

Das Mittel wird also zubereitet: Man siedet ein frisches Hünerey hart, schneidet es mitten von einander, sondert davon die äußere Schaale und das Gelbe, legt in die Hölung ein Stück Sal Ammoniacum von der Größe einer Haselnus, und drückt die beyden Hälften auf den

Schnitt

Schnitt wieder zusammen, bis das Salz von dem warmen Dampfe aufgelößt worden. Alsdann quetscht man alles untereinander, presset es durch eine reine Leinwand, und erhält einen grünlichen Saft, selbigen streicht man des Tages etlichemal mit einem weichen Pinsel in die Augen, und dies ist die ganze Kur. — Vermuthlich wird aber solche denen Augen, die mit einer undurchsichtigen Haut überzogen sind, besonders zuträglicher seyn, als verletzten oder durch den Staar beschädigten. Wenn das Untrügliche, das Einfache und das Wohlfeile Empfehlungen sind, so mangelt es diesem Mittel nicht daran. Uebrigens wünsch ich recht eifrig, daß man vielen glücklichen Gebrauch davon machen, und mehreren Dank einärndten möge, als ich. „

§. 51.

Die Liebhaber der freyen Künste haben lange Zeit ungern gesehen, daß die Mahlerey in Pastel so leicht durch Verschiedene unvermeidliche Zufälle verderben kann. Aber verschiedene Naturkündiger haben das Mittel gefunden, die Kleiden des Pastells zu fixiren, und der Verfasser der Voyage d' un francois en Italie zeiget die Haußblasen, als ein sehr simples, leichtes und sicheres Mittel dazu an. Dieses Mittel hat

den

welche nebst ihrer Mutter Allmosen vor den Thüren suchte, und die sich mit Vorwissen der Mutter willig der Kur unterwarf. Sie hatte ihr Gesicht bis ins zehnte Jahr gehabt, alsdann aber verlohren; binnen einer Zeit von 10. Wochen sah das Mädchen den Tagesschimmer, bemerkte das Bley an den Fensterscheiben, gieng ohne Führer auf die Gasse, unterschied die Farben, konnte wieder stricken und eine Packnadel einfädeln. — In diesen Umständen blieb sie auf einmal weg; ohne die Kur wiederholen zu lassen. Ich schickte zu ihr, und erhielte von ihrer Mutter die gröbsten Vorwürfe, daß ich sie ums Brod brächte, indem, nach wiedererlangtem Gesicht ihrer Tochter, die Allmosen sich um die Hälfte vermindert hätten, zur Antwort.

Nach der Zeit wagte ich es, alte blinde Jagdhunde sehend machen zu wollen; aber ich bin sogar durch Herrn derselben davon zurück gehalten worden. — Genug, diese Vorfälle haben mich abgeschreckt, mehrern Gelegenheiten, nützlich zu seyn, aufzusuchen.

Das Mittel wird also zubereitet: Man siedet ein frisches Hünerey hart, schneidet es mitten von einander, sondert davon die äußere Schaale und das Gelbe, legt in die Hölung ein Stück Sal Ammoniacum von der Größe einer Haselnus, und drückt die beyden Hälften auf den

Schnitt

Schnitt wieder zusammen, bis das Salz von dem warmen Dampfe aufgelößt worden. Alsdann quetscht man alles untereinander, presset es durch eine reine Leinwand, und erhält einen grünlichen Saft, selbigen streicht man des Tages etlichemal mit einem weichen Pinsel in die Augen, und dies ist die ganze Kur. — Vermuthlich wird aber solche denen Augen, die mit einer undurchsichtigen Haut überzogen sind, besonders zuträglicher seyn, als verletzten oder durch den Staar beschädigten. Wenn das Untrügliche, das Einfache und das Wohlfeile Empfehlungen sind, so mangelt es diesem Mittel nicht daran. Uebrigens wünsch ich recht eifrig, daß man vielen glücklichen Gebrauch davon machen, und mehreren Dank einärndten möge, als ich. „

§. 51.

Die Liebhaber der freyen Künste haben lange Zeit ungern gesehen, daß die Mahlerey in Pastel so leicht durch Verschiedene unvermeidliche Zufälle verderben kann. Aber verschiedene Naturkündiger haben das Mittel gefunden, die Kreiden des Pastells zu fixiren, und der Verfasser der Voyage d' un francois en Italie zeiget die Haußblasen, als ein sehr simples, leichtes und sicheres Mittel dazu an. Dieses Mittel hat den

* * *

Nichts ist dem Andenken dieses erhabenen Pabstes rühmlicher, als die unter seiner Regierung veranstaltete Austrocknung der pontinischen Sümpfe, welche mittelst der Geschicklichkeit des Abbe Sperandini, als Oberaufsehers dieser Arbeit, und des Ingeniers Signor Rappini, so weit gediehen, daß über 16000. Ruthen Lands gewommen, und die weltberühmte Appianische Straße von dem Schlamme, worunter sie verdeckt war, frey gemacht, und zum allgemeinen Nutzen der Reisenden nach Neapel in gangbaren Stand hergestellt worden ist. — Dies ist aber noch nicht ganz der Nutzen, welcher diese Unternehmung Pius VI. unsterblich machen wird. — Der unter den Verdiensten für die Gelehrsamkeit grau gewordene Kardinal Alexander Albani, der erst kürzlich verstorben, weissagte schon vor 40. Jahren, daß wenn einst dieses Projekt ausgeführet werden würde, so dürfte man die berühmte Wasserleitung des Appius Klaudius, zum unschätzbaren Vortheile der Stadt *Terracina* wieder finden und herstellen können. Ein Fall, der sich glücklichst ereignet hat.

§. 53.

Peter Leopold, dieser erhabene Menschenfreund,

genen Jahre ganz allein, ohne Gefolge, wie er oft zu thun pflegt, durch einen ungewöhnlichen Eingang in die Peterskirche, zu beten. Er trat an einen jungen Menschen, der ein Altarstück abzeichnete; dieser, der auf einmal aufsah, und den Pabst vor sich erblickte, fiel für Schreck in Ohnmacht. Als er durch Hülfe anderer in der Kirche betender Personen wieder zu sich kam, sagte der Pabst freundlich zu ihm: „Fürchte dich nicht, mein Sohn; ich freue mich, daß du Lust hast was rechtschaffenes zu lernen; ich sehe auch, daß du schon fertig zeichnest, ich will dich also unter meine Eleven aufnehmen, und dich auf meine Kosten unterrichten lassen.“ Der liebreiche Vatterton gab dem Jüngling die Fassung. „Ja, sagte er, aber Heiliger Vater! ich bin — ein — Protestant. — „Nun, versetzte der gütige Oberhirt, so schickest du dich zwar nicht unter die päbstlichen Eleven, allein, es giebt unter den Protestanten auch große Mahler, und das Talent muß in dir nicht erstickt werden, ich will dennoch für deinen Unterricht sorgen.“ — Der Jüngling wird würklich unterstützt und man kann denken, ob die größten Mahler sichs nur zur Pflicht machen, dessen Lehrer und Freunde zu seyn, für dessen Unterricht der Pabst selbst so gütig zu sorgen versprochen. —

Könnte Europa mit solchen Beyspielen zu seiner billigen Bewunderung, noch mehr aber zu seiner eifrigen Nachahmung beglückt werden!

— —

§. 54.

*) Die Regierung Katharinens *II.* ist voll der größten und glänzendsten Katastrophen; sie hat einen Eindruck an sich, welcher das Kennzeichen aller Meisterstücke ist. Man muß sie im Ganzen betrachten, um ihre Vollkommenheit zu beurtheilen.

Es ist kein Punkt auf der Erde, den uns die Geschichte jemals bekannt gemacht hat, wo sich mehr Luxus, mit mehr Lüstre und Macht vereiniget, als heut zu Tage zu Petersburg: die Höfe einiger Kaliphen **) ausgenommen. Und es giebt zu gleicher Zeit kein Beyspiel, wo die Eclats der Vergnügungen und des Prachtaufwands von mehr wesentlichen Landesvortheilen, von patriotischen Etablissements, kurz, von einer weisen und nützlichern Regierung ins Gleichgewicht gestellet wurden.

Man darf kühn behaupten, daß heut zu Tage zu

*) Siehe Weckhrlin.

**) Zu den Zeiten des Haroun Alraschid.

freund, deſſen weiſe Verordnungen ſtets die Liebe, und das Wohl ſeiner Unterthanen athmen, unter deſſen Regierung das glückliche Toscana ſtets blühender wird, hat uns durch ein neues wichtiges Beyſpiel gezeigt, wie ſehr ihm dieſe Wahrheit am Herzen liegt.

Die Nothwendigkeit, das Getraide auf angezeigten Märkten zu verkaufen, ſich dazu nach vorgeſchriebenen Gewichten zu richten, ſelbiges in Bannmühlen zu bringen, legte ſeinen Unterthanen einen Zwang auf, welcher der Freyheit, und alſo der Zunahme ihres Handels ſehr nachtheilig war.

Er empfand, wie ſehr ein auf die erſten Lebensmittel fallendes Zwanggeſetz den am wenigſten bemittelten Theil ſeiner Unterthanen drücken mußte; entſagte großmütig den Vortheilen, die dem Fürſtlichen Schatze dadurch zuwuchſen; befreyte ſein Volk von dieſen drückenden Obliegenheiten, und brachte eine ſehr große Wohlthat auf ihre höchſte Stufe, da er die Entſchädigung derjenigen, die durch die allgemeine Abſchaffung eines ſolchen Zwanges um ihre ererbte Vorrechte gebracht waren, auf ſich nahm, und alſo ſeine eigene Vortheile aufopferte, um beyde Klaſſen ſeiner Unterthanen ſeine Wohlthaten empfinden zu laſſen. —

Könn-

Könnte Europa mit solchen Beyspielen zu seiner billigen Bewunderung, noch mehr aber zu seiner eifrigen Nachahmung beglückt werden!

— —

§. 54.

*) Die Regierung Katharinens *II.* ist voll der größten und glänzendsten Katastrophen; sie hat jenen Eindruck an sich, welcher das Kennzeichen aller Meisterstücke ist. Man muß sie im Ganzen betrachten, um ihre Vollkommenheit zu beurtheilen.

Es ist kein Punkt auf der Erde, den uns die Geschichte jemals bekannt gemacht hat, wo sich mehr Luxus, mit mehr Lüstre und Macht vereinigt, als heut zu Tage zu Petersburg: die Höfe einiger Kaliphen **) ausgenommen. Und es giebt zu gleicher Zeit kein Beyspiel, wo die Eclats der Vergnügungen und des Prachtaufwands von mehr wesentlichen Landesvortheilen, von patriotischen Etablissements, kurz, von einer weisen und nützlichern Regierung ins Gleichgewicht gestellet wurden.

Man darf kühn behaupten, daß heut zu Tage zu

*) Siehe Weckhrlin.

**) Zu den Zeiten des Haroun-Alraschid.

Jsaac, die Erbauung eines Pallastes für die Akad
mie der Wissenschaften.

Die Stiftung der Akademie der Künste.

Die Normalschule beym Kadettenstift.

Das Entrepot für Fündlinge zu Petersbur
nebst dem damit verknüpften Zufluchthau
für arme Wöchnerinnen.

Das Erziehungsstift für adeliche und bürge
liche Töchter.

Das große Fündlinghauß zu Moskau.

Ein Lombard.

Die allgemeine Wittwen- und Waysen Kas

Eine Leibrentenbank.

Die Handlungsschule zu Petersburg.

Das Gymnasium bey der Akademie d
Künste.

Eine Aussteurkasse für arme Fräuleins v
Adel, die Erwerbung der Bibliotheken d
Hrn. Diederot, und des Hrn. v. Vo
taire.

Die Verschönerung der Stadt Petersbu

Die Erbauung verschiedener Palläste: z.
für den Fürsten Orlof, Grafen Panin, W
ßlnikor, Romanzof, u. s. f.

A

nheiten in fremden Ländern aufzusuchen, oder
emde Künstler zu werben.

Der Hof lebt sehr einlaut. — Wenn die
ayserin ihre tägliche Konferenz mit den Mini-
ern geendiget hat, so retirirt sie sich in ihr Ka-
net zur Lektür, oder zur Privatkorrespondenz
it auswärtigen Gelehrten. — Der Abend ist
m Spiel oder der Schaubühne gewidmet.

Nichts ist gewisser, als daß die meisten Ein-
chtungen in Rußland, welche dieses Reich oder
elmehr unser Jahrhundert, illustriren, von
r eigenen Conception der Kayserin herrühren.
s ist unstreitig, daß der berühmte Unterricht
r Verfassung eines neuen Gesetzbuchs für Ruß-
d, den Europa mit einer so ehrfurchtsvollen
ewunderung angeschauet hat, ganz von der eige-
n Feder Katharinens II. geschrieben ist. Die
kunde, oder die Originalhandschrift der Kay-
in wird bey der Akademie in einer goldenen
chachtel aufbewahret.

Unter die schöpferischen Werke, welche Ruß-
d unter ihrer Regierung verherrlichet haben,
z, die man ihrer Großmuth und Weisheit zu
nken hat, zählt man zu Petersburg vornehm-
) folgende:

Die Stiftung des Kadettenhauses zu Peters-
tg, den Bau der prächtigen Kirche zum heiligen

Isaac, die Erbauung eines Pallastes für die Akade
mie der Wissenschaften.

Die Stiftung der Akademie der Künste.

Die Normalschule beym Kadettenstift.

Das Entrepot für Findlinge zu Petersburg
nebst dem damit verknüpften Zufluchthau
für arme Wöchnerinnen.

Das Erziehungsstift für adeliche und bürge
liche Töchter.

Das große Findlinghauß zu Moskau.

Ein Lombard.

Die allgemeine Wittwen- und Waysen Kas

Eine Leibrentenbank.

Die Handlungsschule zu Petersburg.

Das Gymnasium bey der Akademie d
Künste.

Eine Aussteurkasse für arme Fräuleins v
Adel, die Erwerbung der Bibliotheken
Hrn. Diederot, und des Hrn. v. V
taire.

Die Verschönerung der Stadt Petersbu

Die Erbauung verschiedener Palläste: z.
für den Fürsten Orlof, Grafen Panin, P
linikof, Romanzof, u. s. f.

22½ Millionen Rubel. Hier sind die Ausgaben dagegen.

Die Armee bestehet aus 331,991. Mann. — Die Flotte, welche einst 6. Fahrzeuge zählte, beträgt seit der Direction des Admiral Knowles 180. Schiffe von der Linie, Fregatten und Bombardier-Galiotten, ohne eine Menge Fahrzeuge auf den Flüßen und in den Seen, wozu noch jährlich so viel mehrere zu Asof erbauet werden.

Der Hof giebt täglich 60. Tafeln.

Die milden Stiftungen unter der Regierung Katharine II. erfordern jährlich 2. Millionen Rubel. Der König in Pohlen beziehet eine fortwährende große Pension. Alle Hofämter, Staatsbedienungen, und Ministere an auswärtigen Höfen, sind besser besoldet als ehemals.

Das Hoftheater zu Petersburg, wo man Gabrielis unterhält, ist das prächtigste und theuerste in Europa.

Vielen und öftern Schenkungen großer Summen Geldes an getreue und geschickte Diener ihres Reichs, wie auch die vielen Kostbarkeiten, die die Käyserin in Europa und Asien, wie schon erwähnt, zusammen kaufen läßt, nehmen auch unermeßliche Summen weg.

Wenn man nun diese Ausgaben mit der Einnahme vergleichet, so kann man nicht anders urtheilen, als daß die Mittel, jene zu bestreiten, in einer außerordentlichen Verwaltungskunst liegen.

Die Großen in Rußland bestreben sich mit edelmüthigen Eifer, die Großmuth der Monarchin nachzuahmen, indem sie die ihnen vom Staat bestimmte Besoldungen und Pensionen nicht beziehen, und solche entweder dem Aerarium zurückgeben, oder zum Besten der Armuth und anderer dem Staate nützlichen Gegenstände aufopfern. *) Die Käyserin ist von ihrer Familie geliebet, von ihrem Haußgesinde angebetet, von den

*) So sandte am 14ten Merz 1774. ein ungenannter Wohlthäter an den Geh. Rath und Ritter Hr. v. Bezky zu Petersburg 50,000. Rubel, um sie als ein Vorführer der wohlthätigen Absicht Katharinens derselben Gesinnungen am gemäßesten anzuwenden. — Und wie hat sie dieser Edle verwendet? — Von den Zinsen werden jährlich 10. Eleven beyderley Geschlechts aus dem Erziehungshause zu Moskau jeder mit 300. Rubeln ausgestattet, um sich in verschiedenen Provinzen des Rußischen Reichs zu etabliren. — Konnte diese Summe wohl edler verwandt werden? Wie viel Segnungen werden sowohl über den unbekannten Wohlthäter als den großmüthigen Austheiler herabströmen. — —

den Großen des Reichs gefürchtet und verehrt, von der Geistlichkeit vergöttert, und von der Nation im Herzen getragen, und sie ist es werth, sie, die gleich bey Niederlegung ihrer siegreichen Waffen ihre Unterthanen von dem größten Theile ihrer Abgaben befreyte, und die Freuden des Friedens also für sie verdoppelte. —.

Nachkommende Welten werden über den Schwung erstaunen, den der Rußische Staat unter der Regierung Katharinens II. genommen. — Auf der Seite von China und der asiatischen Peuptaden durch eine unermeßliche Strecke von einem Anfalle entfernt — den Türken und Persern durch unaufhörliche Siege furchtbar; — in Europa durch Ueberlegenheit und kluge Negoziationen sicher, kann das Rußische Reich sein Glück in ungestörter Ruhe genießen, es kann sich sogar das Amt eines allgemeinen Vermittlers der europäischen Angelegenheiten zueignen, ein Titel, der ohnfehlbar schöner und ruhmvoller ist, als der Eroberertitel.

Semiramis ihr Geist, bey so viel Pracht und Siegen
Scheint aus der Gruft in Ihr auf Rußlands Thron gestiegen.

§. 55.

Anekdoten zu dem Leben großer Männer sind

allezeit sehr wichtige Beyträge zu der Geschichte des menschlichen Herzens. Der Markis D' Argens gehört unstreitig zu den größten Geistern unsers Zeitalters. Seine Schriften sind so angenehm und bekannt, als seine Meynungen in vielen Stücken sonderbar sind. Sie verdienen gelesen zu werden; aber sie erfordern auch die genaueste Prüfung, wenn sie keinen nachtheiligen Eindruck auf unsere moralischen Grundsätze haben sollen. — Hier sind einige Anekdoten zu seinem Leben, woraus sich seine Denkungsart und sein Karakter am besten beurtheilen läßt.

Der Markis D' Argens war zu Aix in Provenze im Jahre 1704. gebohren, sein Vater, welcher General-Procureur des Parlaments daselbst war, bestimmte ihn zu den Wissenschaften. Die vorzüglichen Talente, welche der junge Markis besaß, schienen diese Wahl zu rechtfertigen. Er hatte eine ungemeine Feinheit des Verstands, ein gutes Gedächtniß, eine lebhafte Einbildungskraft, und mit einem Worte, alle diejenigen Gaben, welche den großen Geist bilden. Allein bey diesen flößete ihm sein großer Hang zu den Ergötzlichkeiten einen solchen Widerwillen gegen die Rechtsgelehrsamkeit ein, (welcher er sich fürnehmlich widmen sollte) daß sein Vater sich endlich entschlüßen muste, ihm eine Offizierstelle zu kaufen. Er gieng unter

das

den Großen des Reichs gefürchtet und verehrt, von der Geistlichkeit vergöttert, und von der Nation im Herzen getragen, und sie ist es werth, sie, die gleich bey Niederlegung ihrer siegreichen Waffen ihre Unterthanen von dem größten Theile ihrer Abgaben befreyte, und die Freuden des Friedens also für sie verdoppelte. —.

Nachkommende Welten werden über den Schwung erstaunen, den der Rußische Staat unter der Regierung Katharinens II. genommen. — Auf der Seite von China und der asiatischen Peuptaden durch eine unermeßliche Strecke von einem Anfalle entfernt — den Türken und Persern durch unaufhörliche Siege furchtbar; — in Europa durch Ueberlegenheit und kluge Negoziationen sicher, kann das Rußische Reich sein Glück in ungestörter Ruhe genießen, es kann sich sogar das Amt eines allgemeinen Vermittlers der europäischen Angelegenheiten zueignen, ein Titel, der ohnfehlbar schöner und ruhmvoller ist, als der Eroberertitel.

Semiramis ihr Geist, bey so viel Pracht und Siegen
Scheint aus der Gruft in Ihr auf Rußlands Thron gestiegen.

§. 55.

Anekdoten zu dem Leben großer Männer sind

gewahr wurden, wie er die zweyte nehmen wollte. Man gab ihm sogleich Arzney, und er wurde wiederum hergestellt, ob er gleich lange Zeit die Würkungen davon noch spürte. Man brachte ihn hierauf auf die Zitadelle von Perpignan, wo er sechs Monate verbleiben muste, bis er Erlaubniß erhielt, den Herrn von Andresel, welcher als Gesandter nach Konstantinopel ging, zu begleiten. Er sprach noch vor seiner Abreise mit dem Französischen Gesandten seinen Vater zu Toulon, mit dem er wiederum ausgesöhnt wurde.

Auf der Reise nach Konstantinopel hatte er verschiedene Schicksale. Die Wollust, welche seine Hauptleidenschaft war, setzte ihn zu Algier und Tunis den größten Gefahren aus.

Eines von den Ebentheuern, die ihn auf dieser Reise begegneten, ist zu sonderbar, als daß man es übergehen könnte. Sie landeten an der ersten Insel des Archipelagus an, und der Markis stieg mit seinem Freunde, dem Hrn v. Clairac aus. Verschiedene griechische Frauenzimmer giengen an dem Ufer spazieren. Eine von ihnen sahe ungemein traurig aus. Der Markis und sein Begleiter redeten sie an, und erkundigten sich nach der Ursache ihrer Traurigkeit. Sie erzählte ihnen dieselbe. — Man hatte auf dieser

Insel

das Toulouſiſche Regiment, ſo damals in Straßburg in Garniſon lag. Nach einigen Jahren kam er nach Aix zurück, um ſeine Aeltern zu beſuchen. Es hielt ſich eben eine Geſellſchaft Schauſpieler daſelbſt auf. Er verliebte ſich in eine von dieſen Kommödiantinnen, der Markis war wohl gebildet, er hatte ein ſchmeichelndes und einnehmendes Weſen, und es war alſo kein Wunder, daß er das Herz ſeiner Geliebten eroberte. Die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft gieng ſo weit, daß er ihr die Ehe verſprach. Er begab ſich mit ihr nach Spanien, wo er nach einigen Schwierigkeiten glücklich ankam. Seine Verheyrathung verzog ſich, weil der Obervikarius zu Perpignan erſtlich ein Zeugniß verlangte, daß er noch nicht verehlicht ſey. Unterdeſſen wurde er von einem ſeiner Landsleute, Namens Daumale, erkannt. Dieſer gab ſeinem Vater von allem Nachricht, und er vermittelte es, daß der junge Markis gefangen genommen wurde. Man machte ſeiner Geliebten, wider welche ſein Vater eine weitläuftige Schrift überreicht hatte, den Prozeß, und dieſes brachte dieſelbe dahin, daß ſie ſich bewegen ließ, in ein Kloſter zu gehen. Der Markis wollte ſich aus Verzweiflung das Leben nehmen, er machte Kugeln von zerſtoßenen Glaß und ſpaniſchen Schnuptabak, und er hatte ſchon eine davon verſchlungen, als zum Glück ſeine Freunde es

gewahr

gewahr wurden, wie er die zweyte nehmen wollte. Man gab ihm sogleich Arzney, und er wurde wiederum hergestellt, ob er gleich lange Zeit die Würkungen davon noch spürte. Man brachte ihn hierauf auf die Zitadelle von Perpignan, wo er sechs Monate verbleiben muste, bis er Erlaubniß erhielt, den Herrn von Andresel, welcher als Gesandter nach Konstantinopel ging, zu begleiten. Er sprach noch vor seiner Abreise mit dem Französischen Gesandten seinen Vater zu Toulon, mit dem er wiederum ausgesöhnt wurde.

Auf der Reise nach Konstantinopel hatte er verschiedene Schicksale. Die Wollust, welche seine Hauptleidenschaft war, setzte ihn zu Algier und Tunis den größten Gefahren aus.

Eines von den Ebentheuern, die ihn auf dieser Reise begegneten, ist zu sonderbar, als daß man es übergehen könnte. Sie landeten an der ersten Insel des Archipelagus an, und der Markis stieg mit seinem Freunde, dem Hrn v. Clairac aus. Verschiedene griechische Frauenzimmer giengen an dem Ufer spazieren. Eine von ihnen sahe ungemein traurig aus. Der Markis und sein Begleiter redeten sie an, und erkundigten sich nach der Ursache ihrer Traurigkeit. Sie erzählte ihnen dieselbe. — Man hatte auf dieser

Insel

Insel die Gewohnheit, sich nur auf eine bestimmte Zeit, die in dem Willen der beyden Personen, die sich verehlichen wollten, zu verheyrathen. Verließ aber der Mann seine Frau, ehe diese Zeit vorbey war, so hatte dieselbe keine Hoffnung zu einer andern Heyrath. In diesem Falle befand sich die betrübte Schöne. Der Markis und sein Freund suchten sie zu trösten. Sie werden endlich einig, daß der Markis die verlassene Wittwe und der Hr. Clairac ihre Begleiterinn auf acht Tage, als so lange die Zeit ihres Aufenthalts dauerte, ehelichten. Eine Heyrath, die vermuthlich sehr nach dem Sinne mancher Wollüstlinge ist. Bey allen diesen Ausschweifungen vergaß aber der Markis nicht, allenthalben das merkwürdigste zu besuchen und insbesondere betrachtete er bey seinem Aufenthalt zu Tunis die Ueberbleibsel von Karthago.

Zu Konstantinopel machte er Bekanntschaft mit einem jüdischen Arzte, Namens Fonseka, und einem Armenier, welcher ein Mann von großen Verstand, aber dabey ein gefährlicher Spinoziste war. Der Markis hatte geglaubt, daß man den klärsten Begriffen entsagen müsse, wenn man das Daseyn eines Gottes leugnen wolle. Der Armenier suchte dieses zu widerlegen. Er schenkte dem Markis ein Französisches Manuscript, welches die Ueberschrift führte: Zweifel

über

über eine Religion, in welcher man die Erleuchtung auf guten Glauben sucht. — Seine Rückreise von Konstantinopel war glücklich. Er mußte sich hierauf auf Anhalten seines Vaters entschlüssen, ein Advokat zu werden. Er widmete sich nunmehr dem Studiren gänzlich und verrichtete die ihm aufgetragene Geschäfte mit vielen Beyfall. Dieses bestärkte ihn in dem Entschluß sich den Wissenschaften völlig zu übergeben. Er las den Loke, den Gassendi, den Rohault fleißig, und verbannte alle verliebte Geschichte und Romanen aus seiner Studirstube. In seinen Nebenstunden legte er sich auf die Tonkunst und Mahlerey, und er brachte es in beyden zu einer großen Vollkommenheit. Allein diese gute Periode dauerte nicht lange. Eine Sängerinn wurde wiederum der Gegenstand seiner Liebe. Er verließ seine Studirstube und seine Akten und folgte seiner Geliebten nach Marseille, die ihm aber bald eben so untreu wurde, als er den Wissenschaften war.

Auf einer Reise, die er mit seinem Vater nach Paris that, machte er mit dem berühmten Mahler Herrn *Case* Bekanntschaft. Diese setzte er nachher fort, da er nach verschiedenen verliebten Begebenheiten wiederum Provenze verließ und seinen Aufenthalt in Paris nahm. Hier überließ er sich von neuen seinem Geschmack an den

Kün-

Künsten und Wissenschaften. Er spielte einsmals mit solchem Glück, daß er in einer Zeit von 1½ Stunde 6000. Livres gewann. Dieses Geld wendete er zu einer Reise nach Rom an, ohne von seiner Familie, ausser seinem Bruder, Abschied zu nehmen. Hier blieb er 3. Monath und besah alles Merkwürdige. Allein er verliebte sich auch hier von neuem, und da er seiner Geliebten untreu geworden war, so ließ ihn dieselbe des Abends durch einen Meuchelmörder nachstellen; Es fehlte nicht viel, daß er nicht von demselben ums Leben wäre gebracht worden. Er verließ hierauf Rom sogleich des folgenden Tages, und kehrte in sein Vaterland zurück.

In Marseille überließ er sich abermals den Reizungen der Liebe. Er nahm seine Geliebte mit sich nach Aix, wo er von seinem Vater liebreich empfangen wurde.

Einige Zeit nachher brach der bekannte Rechts-Handel mit dem Pater Girard, und der Cadiere aus. Der Vater des Markis spielte hierbey, vermöge seines Amts, eine ansehnliche Rolle. Allein der Verdruß, welchen derselbe dabey spühren ließ, gab dem jungen Markis eine gute Gelegenheit, ihn zu bewegen, daß er demselben die Erlaubnis ertheile, in Kriegsdienste zu gehen. Sein Vater würkte hierauf vor ihm eine Lieutnantsstelle unter dem Regimente des Herzogs v. Boufflers aus.

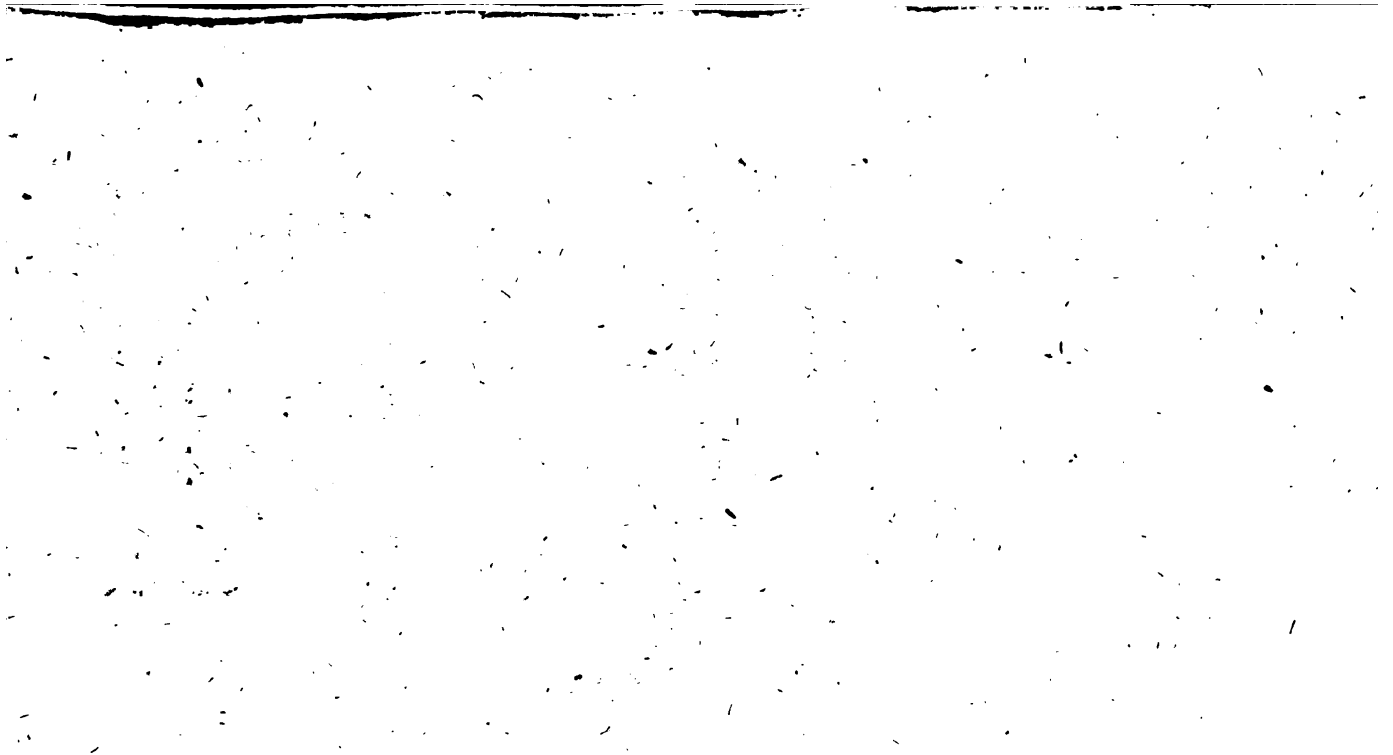
Er

Er nahm seine Geliebte mit sich nach Ryssel. Aber auch diese verließ ihn, da er sich nicht mehr im Stande befand, sie mit dem nöthigen Gelde zu versehen. Nachhero wohnte er den Belagerungen von Kehl und Philipsburg bey. In der ersten wurde er leicht verwundet, und in der letzteren fehlte es nicht viel, daß er nicht durch eine Kanonenkugel ums Leben gekommen wäre. Bey Worms hatte er das Unglück, auf einem glatten Wege mit dem Pferde zu stürzen. Dieses machte ihn zu fernern Kriegsdiensten untüchtig. Er gieng hierauf nach Paris, um sich kuriren zu lassen. Da aber die Aerzte seine völlige Wiederherstellung ohnmöglich fanden, so wurde er genöthigt, die Kriegsdienste zu verlassen. Hernach blieb er noch einige Zeit daselbst, vertrieb sich seine meiste Zeit mit der Mahlerey, und reisete sodann nach Holland und Deutschland, worauf er endlich an den preußischen Hof zu Berlin kam.

Der König v. Preußen kannte die Vorzüge des Geistes zu gut, als daß ihn die Talente des Markis d'Argens nicht hätten einnehmen sollen. Derselbe erhielt die Stelle eines Kammerherrns am Berliner Hofe, nebst einem ansehnlichen Gehalte. Der König nahm bald hierauf einige Veränderungen mit der Akademie der Wissenschaften vor, und bey dieser Gelegenheit wurde der Markis zum Direktor der Klasse der schönen Wissenschaf-

Wissenschaften bekannt gemacht hat, leichtlich erklären. Ich glaube nicht, daß man dem Markis d'Argens Unrecht thue, wenn man sich ihn als einen Mann vorstellet, der bey ausgebreiteten Kenntnissen, und bey einem glänzenden Witze, oft sehr unrichtige Urtheile zu fällen gewohnt war, und der weder in seinem Leben, noch in seinen Schriften, ein Muster der Moral ist.

Ende des ersten Theils.



Unterhaltende,

die Menſchheit intereßirende

Merkwürdigkeiten

aus verſchiedenen Fächern.

Zweiter Theil.

Frankfurt und Leipzig,

1782.

Inhalt des zweiten Theils.

§. 1. Woher sind die Benennungen Whigs und Toris entstanden.

§. 2. Woher sind die Kapereyen bey gesitteten Völkern entstanden?

§. 3. Schreiben der Lady Montague an einen venezianischen Edelmann.

§. 4. Etwas seltsames.

§. 5. Geheime Nachrichten zur Verbannungsgeschichte des Fürsten Menzikofs.

§. 6. Schädliche Folgen des Aberglaubens beym Soldatenstande.

§. 7. Schilderung des Generals Washinton.

§. 8. Kriegsverrichtung des englischen Generals Howe.

§. 9. Bourgoynens Kriegsverrichtungen.

§. 10. Sonderbare Art ein Parlamentsglied in England zu wählen.

§. 11. Nachricht von dem Leben des englischen Viceadmirals Byron.

§. 12. Merkwürdiges Schreiben zweyer holländischen Bauern an Peter den Großen.

§. 13. Ursprung der Inquisition.

§. 14. Karakter des Prinzen Heinrichs von Preußen.

§. 15. Einige Umstände von dem Leben des Herrn Henry Laurens.

§. 16. Neues Mittel in hektischen Brustbeschwerden.

§. 17. Berechnung des ganzen Standes des ehs-
maligen Jesuiterordens.
§. 18. Fabrik von Basreliefs.
§. 19. Merkwürdigkeiten von Kadix.
§. 20. Etwas vom Privatleben des Prinzen von
Wallis.
§. 21. Nachricht von einer merkwürdigen Verände-
rung der Farbe an einer schwarzen Weibesperson.
§. 22. Merkwürdigkeiten der Stadt Constantinopel.
§. 23. Merkwürdige Nachrichten von dem Skla-
venhandel.
§. 24. Medicinische Entdeckung.
§. 25. Rede des Herzogs von Würtemberg bey dem
Beschlusse der öffentlichen Prüfungen.
§. 26. Memoire der Exjesuiten in Portugall gegen
den Marquis von Pombal.
§. 27. Beschaffenheit der innerlichen Unruhen in
Genf.
§. 28. Schreiben Katharinä der 2ten an Th. de
Bielken.
§. 29. Der Pfarrer von St. Sulpice.
§. 30. Merkwürdiger Proceß der Fürstin von Nas-
ziwill.
§. 31. Forsters Nachricht von Kooks lezten Reise
und Ende.
§. 32. Etwas von Hexenprocessen.
§. 33. Interessante Anmerkungen für Fremde, die
in Frankreich reisen.

§. 1.

Woher ſind die Benennungen Whigs und Toris in England entſtanden?

Dieſe Benennung kam um das Jahr 1677 auf, da ſich einige aus heftigem Eifer gegen die gottesdienſtlichen Gebräuche der biſchöflichen Kirche von derſelben abſonderten, und in abgelegenen Orten ihre Zuſammenkünfte hielten. — Dieſe Umherſchweifende ergriffen bey 10000 Mann ſtark die Waffen wider König Karl den II. Als nun die Preßbyterianer in den Argwohn geriethen, daß ſie mit ſolchen Aufrührern unter einer Decke ſpielten; ſo haben die Verfechter des königlichen und biſchöfli-

chen Ansehens ihnen den Namen der Whigs, oder der Umherschweifenden gegeben. — Die Preßbyterianer nannten zur Vergeltung die bischöflichen Toris, Räuber, weil ihnen Schuld gegeben wurde, sie wolten eine königliche Gewalt und die katholische Kirche einführen. —

Aus diesem Grunde hat also die Benennung eine doppelte Bedeutung, daß man heutiges Tages die Gegenpartey des Hofes und auch die Preßbyterianer Whigs nennet; die Hofparthey aber und die bischöflichen Toris. Also ward von dem berühmten Dubliniſchen Erzbischof, King, gesagt, daß er in Kirchensachen, ein Tory, und in Staatshändeln ein Whig gewesen.

§. 2.

Woher sind die Kapereyen bey gesitteten Völkern entstanden?

Ein Kaufmann von Bayonne war im Jahre 1295 mit einem Schiffe nach den Küsten der Barbarey gesegelt, wo er eine Ladung von Mandeln, Feigen und Rosienen einnahm. Auf seiner Rückreise ward sein Schif von Portugiesen weggenommen, zu Lissabon aufgebracht, und für eine gute Prise erklärt. — Der König von Portugall erhielt den zehnten Theil, ungeach-

geachtet England und Portugall damals in Frieden lebten.

Der Kaufmann brachte seine Klage bey Eduard dem ersten, dem damaligen Herrn von Aquitanien, an, und erhielt einen Kaperbrief, (Licentiam mercando) wider die portugiesischen Unterthanen auf fünf Jahre, oder so lange, bis er sich seines Schadens erholt hätte, den Ueberschuß über seinen Verlust und Aufwand aber solte er dem Könige berechnen. —— Dies ist das erste Beyspiel eines förmlich ertheilten Kaper- und Repressalienbriefes.

§. 3.

Schreiben der Lady Montague an einen venezianischen Edelmann.*)

„Sie denken von dem Alkoran ganz richtig; er ist durch die griechischen Priester zu sehr verschrien, zu sehr herumtergesezt. Diese neidischen, boshaften und verläumderischen Leute haben unzählige abgeschmackte Fabeln, unzählige lächerliche Erdichtungen ausgesonnen, um die Gesetze des Mahomet verächtlich zu machen, welche sie nicht kennen. Sie wünschen, daß

*) Dieses Schreiben ist nicht unter den gesammelten Briefen der Lady befindlich, und ist aus dem Gentlemanns-Magazine übersezt.

niemand sie lesen möchte, weil sie befürchten: die Verachtung, welche man gegen die Suren des Alkorans haben würde, könne gar bald auch die Legenden der Griechen treffen, denn nichts ist den Fabeln der griechischen Priester ähnlicher, als die Fabeln der Muselmänner. Beyde haben eine außerordentliche Menge von Heiligen, welche täglich eine ungeheure Anzahl von Wunderwerken verrichten; man besucht ihre Gräber, und auf eben diesen Gräbern geschehen die größten Wunder; man liest ihre Lebensbeschreibungen, und diese sind wenigstens eben so voll von wunderbaren und seltsamen Begebenheiten, als die geistlichen Romane der griechischen Popen. —

Es ist ungegründet, daß Mahomet, wie man in unserm Europa glaubt, das Frauenzimmer gänzlich von den wollüstigen Ergötzungen seines Paradieses ausgeschlossen hat; er hatte zu viel Lebensart, und liebte das Frauenzimmer zu sehr, um demselben so grausam zu begegnen. Mahomet hat den türkischen Weibern vielmehr ein sehr schönes Paradies versprochen. — Er hat freylich gesagt: das türkische Frauenzimmer würde, allezeit von Vergnügen und Wollust berauscht, auf ewig von den Ehemännern getrennt seyn, welche es auf Erden gehabt hätte; aber Sie, mein Herr, wissen es eben

eben so gut, als ich, daß diese Trennung die Anmuth des Paradieses für das türkische Frauenzimmer nicht verringern wird. Sie mögen so früh gestorben seyn, als Sie wollen, sie werden immer lange genug, und nur einige gar zu lange, mit ihren Männern gelebt haben.

Uebrigens schreibt Mahomet, der immer Lebensart verräth, den Türkinnen sehr angenehme Pflichten vor, wodurch sie sich dies Glück erwerben können: sie sollen auf Erden nicht müßig seyn, sonder sich, so viel an ihnen ist, Mühe geben, kleine Muselmänner auf die Welt zu setzen. — Die Mädchen, die als Jungfern sterben, und die jungen Wittwen, die sich nicht wieder verheyrathen, sterben nach seiner Lehre in Sünden, und kommen nie ins Paradies; denn das Frauenzimmer, sagt Mahomet, ist weder für die Verwaltung des Staats gemacht, noch weniger, die Beschwerden des Kriegs zu tragen, oder die Welt zu regieren und zu verbessern; *) es ist daher augenscheinlich, daß die Vorsicht ihnen ein Amt aufgelegt hat, welches

*) Mahomet hat in der That eine zu geringe Meynung von dem Frauenzimmer, was diesen Punkt betrift, und eine Semiramis, Tomyris, Zenobia, Margaretha, Elisabeth, Anna, Isabella, Katharina, Maria Theresia und andere erhabene Regentinnen haben diesen Satz zur Gnüge widerlegt. H.

eben so ruhmwürdig ist, als die Pflichten grosser Minister und Feldherrn: das glänzende und erhabene Amt, an der Vermehrung des menschlichen Geschlechts zu arbeiten.

Die jungen Türkinnen also, welche sich's aus Boßheit und Nachläßigkeit nicht haben angelegen seyn lassen, Kinder zu erziehen; und sie hernach mit der Milch ihrer Brüste zu nähren, erfüllen die Pflichten ihres Berufs nicht, und sind offenbare Rebellen wider die göttlichen Befehle. Diese Lehrsätze, mein Herr, sind seltsam genug, und stehen den Grundsätzen Ihrer Klöster, und Ihren guten, unbrauchbaren Nonnen gerade entgegen. Mahomet und seine Anhänger sehen dieselben mit Abscheu, und als blutdürstige Priesterinnen an, welche täglich die Hofnung der Nachwelt aufopfern. —

Ich weiß nicht: was Sie von diesem wunderbaren System denken werden; soviel ist gewiß, daß die Türken weit gesitteter und feiner sind, als wir denken, und daß sie die Philosophie und Politik besser kennen, als wir gemeiniglich glauben. Die Kriegszucht ist ihnen freilich fast völlig unbekannt; dies liegt aber nicht an dem Mangel einer wahren Herzhaftigkeit, sondern es kömmt daher, weil sie sehr lange in Frieden gelebt haben, *) und dadurch in eine Art

*) Man kann eher glauben, daß es daher komme, weil sie keine Ecole militaire haben, um ein tüch-

Art von Schlafſucht verſenkt ſind; eine Ruhe welche ſie weder unglücklicher noch verächtlicher machen kann.

Sie ſind mit ihrem Zuſtande zufrieden; an die Ueppigkeit gewöhnt, und gleich den alten Sybariten geſchworne Feinde von aller Art Beſchwerden. Wenn ſie aber gleich keine Krieger, noch ſehr arbeitſam ſind, ſo fehlt es ihnen deswegen doch nicht an Einſichten; ſie lieben die Wiſſenſchaften, und treiben dieſelben mit vieler Emſigkeit. Ihre Effendis, das heiſt: ihre Gelehrten glauben die göttliche Sendung Mahomets eben ſo wenig, als die Unfehlbarkeit des römiſchen Pabſtes. Sie ſind förmliche Deiſten, und reden von den Geſetzen nur wie von politiſchen Verordnungen, welche die Vernünftigen äußerlich verehren, und welche von Betrügern und Schwärmern gemacht ſind.

Mich dünkt: ich habe Ihnen in einem meiner Briefe geſagt, daß ich zu Belgrad bey einem Effendi wohnte, der reich, mächtig, in vielem Anſehen und ſeines Ranges und Anſehns ungeachtet, der liebenswürdigſte Mann von der Welt

tiges Offizierskorps zu bilden, die den rohen Janitſchar beſſer in der Ordnung halten — weil ihnen der Sold nicht zu gehöriger Zeit bezahlt wird, und weil man ſehr oft den Anführer einer Armee aus der Zollbude nimmt. H.

Welt war, voll Witz und tiefer Gelehrsamkeit. Ich habe ungefähr einen Monath bey diesem einsichtvollen Manne zugebracht; wir haben zusammen gespeist, und ermachte sich kein Bedenken Wein zu trinken.

Ich machte ihm einsmals im Scherze darüber Vorwürfe: „Warum denn Madame? antwortete er mir: ist nicht alles für den Menschen gemacht? Solte Gott den Weinstock geschaffen haben, wenn es nicht sein Wille gewesen wäre, daß die Menschen von dem süßen Safte Gebrauch machen solten, welchen er ihnen giebt? — das Gesetz, welches dem gemeinen Manne den Wein untersagt, ist weise: denn der gemeine Mann hat nicht Philosophie genug, mäßig zu trinken, und Mahomet sah den Mißbrauch vorher, welcher mit dem Wein gemacht werden könnte, wenn er ihm dem gemeinen Volke erlaubte.„ —

Damit Sie von den Einsichten eben dieses Effendi urtheilen können, so muß ich Ihnen sagen, daß er besser, als ich selbst, von unsern ewigen Religionszwistigkeiten unterrichtet war. Er hielt sich darüber auf, er zeigte mir, wie lächerlich sie sind, und bedaurte uns mit vieler Menschenliebe. Er kannte unsre Schriftsteller,

und

und ich wunderte mich nicht wenig, als er mich fragte: was Toland für ein Ende genommen hätte, und ob er bey seinem Tode standhaft oder zaghaft gewesen wäre? —

Doch mein Bogen wird bald voll seyn; ich muß nur von der Religion der klügern Muselmänner sogleich auf das besondere kommen, welches diejenigen Türken an sich haben, die aus einer Ehe mit Ausländern geboren sind, weil Sie davon Nachricht verlangen.

Diese Ehen, welche sehr häufig unter den Türken vorfallen, bringen unzählige Wirkungen hervor, worüber Sie sich sehr wundern würden, wenn Sie nicht, wie Sie erzählt haben, viele Versuche mit Vermischung verschiedener Arten der Thiere gemacht hätten. Die Folgen dieser Versuche sind hier bey Menschen von eben der Beschaffenheit. Die Vorstädte von Pera, Galata ꝛc. sind mit Fremden aus allen Theilen der Welt besezt.

Diese Ausländer haben sich durch Heyrathen so sehr vermischt, daß sie izt die seltsamste Sammlung von Leuten verschiedener Abkunft ausmachen, die sich nur denken läßt. — Sie werden in diesen Vorstädten keine einzige Familie finden, die nicht auf solche Art vermischt wäre; Sie werden vielmehr bey jedem Schritte Perso-

nen

nen antreffen, deren Vater ein Grieche, die Mutter eine Italienerin, der Großvater ein Franzose, und die Urältern Engländer, Moskowiten, Amerikaner, Asier ꝛc. gewesen sind. Diese Vermischung bringt ganz seltsame Geschöpfe hervor, besonders für mich, da ich gewiß glaube, daß es auf der Welt verschiedene Gattungen von Menschen giebt, und daß die Weißen mit ihrer angenehmen Gestalt, die Schwarzen mit ihren kurzen und krausen Haaren, die Chineser und Tartern mit ihren kleinen Augen, die Brasilier ohne Bart, die Einwohner von Nova Zembla mit ihrer gefärbten und ölichten Haut ꝛc. eben so merklich von einander verschieden sind, als die Windspiele, die Schäferhunde, die Bologneser, die Dogs und die artige Gattung meiner kleinen Diane.

So wie nun aus der Vermischung dieser verschiedenen Thiere neue Arten entstehen, so ists auch bey den Menschen, und man findet hier Eintheilungen und Unterabtheilungen, die bis ins Unendliche gehen.

Ich wünschte, daß Sie nach Konstantinopel reisen möchten, um selbst die Beweise dieser Bemerkungen zu sammeln; Sie würden in den ersten Tagen ganz erstaunen, wenn Sie in einer einzigen Person die thörichte Verschwendung der Griechen, das argwöhnische Mißtrauen und

die

ie Lebhaftigkeit der Italiener, den Stolz der Spanier, die Schwazhaftigkeit und den Leichtsinn der Franzosen würden unterscheiden können. — Bemerken Sie aber eine solche Person nicht lange; denn in einigen Augenblicken ändert sich ihr Karakter, und Sie sehen sie in einem Tiefsinn der Engländer versenkt, welcher der Dummheit so nahe kömmt, und welchen die meisten meiner Landsleute von ihren Vorfahren den Sachsen*) geerbt haben.

In eben diesen Vorstädten vergnügte ich mich noch am meisten über diejenigen Familien, welche mit der seltsamen Verbindung eines Holländers mit einer Griechinn herstammen. Die Kinder aus solchen Ehen sind in der That ganz sehenswürdig, wegen des beständigen Widerspruchs ihrer moralischen Eigenschaften, und selbst derjenigen Theile, woraus sie bestehen. Man sollte glauben: ein jedes von diesen Kindern hätte zwo Seelen, welche unaufhörlich mit einander stritten; es wäre eine Menge ganz verschiedener Atomen durch ihre ganze

*) Diese Bemerkung über die Sachsen scheint mir nicht alzutreffend zu seyn. Ich bin zwar selbst kein Sachse, allein ich kenne sie, aber nicht als tiefsinnige Dummköpfe, sondern als gesittete, höfliche, aufgeweckte und freundliche Leute, die sich nur durch eine geringe Dosis von deutschem Phlegma von den Franzosen unterscheiden.

ganze Leibesbeschaffenheit verbreitet, die sich wi der ihren Willen in der Bildung der unregelmäßigsten Züge vereinen, welche sich nur denken lassen.

Diese Geschöpfe, welche halb Griechen, halb Holländer sind, haben die großen schwarzen Augen des Landes, und die Dicke und Weiße der Holländer; eine ungemein lebhafte Miene mit den einfältigsten Gesichtszügen vermischt. Eben diese Leute verrathen in einer Viertelstunde die außerordentliche Verschwendung der Griechen, und die übertriebene Sparsamkeit der Holländer. Die jungen Mädchen aus solchen Familien wenden zum Beyspiele ihr ganzes Vermögen auf den Puz eines schönen Kopfs, bringen den größten Theil des Tages mit ihren Haaren zu, denken gar nicht daran, sich Schuhe oder Pantoffeln anzuschaffen, und machen sich kein Bedenken, mit ihrem schön frisierten Haar barfuß zu spazieren. Hierinn sind sie von dem englischen Frauenzimmer ganz verschieden, welches auf die Kleidung ihrer Füße so sehr sieht, und die Schönheit derselben destomehr zu zeigen, die Reifröcke jedem andern Anzuge vorzieht, welcher sich für ihren Wuchs besser schikken würde. — Ich könnte Ihnen noch eine Menge solcher Anmerkungen mittheilen; aber mein Papier ist voll. Ich bin ꝛc. —

§. 4.

§. 4.

Etwas Seltsames.

Im Journal de Paris Nr. 241. vom 28sten August 1780 lieset man folgenden merkwürdigen Brief an die Verfasser dieses Journals, dessen Mittheilung keinem empfindsamen Leser unwillkommen seyn wird:

„Meine Herren!

„Ich finde ein inniges Vergnügen darin, Sie mit einem Zuge von Großmuth und Wohlthätigkeit bekannt zu machen, der sich vor den Augen aller meiner Landsleute ereignet hat.

Er ist so beschaffen, daß er schöne Seelen interessirt, und den Beyfall des Publikums erhalten muß. —

In einer kleinen Stadt in der Provenze, zwölf Meilen von der Hauptstadt, machte ein vor einigen Jahren verheyratheter Kaufmann, der Kinder hatte, heimlich einer Demoiselle seines Standes die Aufwartung. — Er war jung, munter, und wohlgemacht, und folglich zum Verführen fähig. Er brachte die Schöne so weit, es zu vergessen, daß sie von ihrer unbesonnenen Aufführung Folgen zu befürchten hätte, die deren Urheber nicht wieder gut machen könnte.

Die Liebe macht keine Vernunftschlüsse und vor allem nicht in einem Lande, wo sie gebiethrisch zu befehlen gewohnt ist — Die Schöne merkte gar bald, daß sie nicht alles voraus gesehn hätte; sie gebar, und in einer kleinen Stadt ward ihr Geheimniß bald bekannt. Der Vater konnte auch nicht lange verborgen bleiben; man nannte ihn, und seine Frau war nicht die Lezte, die von diesem verstohlnen Vaterstande Nachricht bekam.

Man erräth leicht, was für Vorwürfe er von ihr habe erdulden müssen. Gefühlvoll, aber auch eben so eifersüchtig, wegen der Zuneigung zu ihrem Manne konnte sie eine Untreue, die sie als eine öffentliche Beleidigung betrachtete, nicht mit Geduld ertragen.

Man muß indessen doch für den Unterhalt des Kindes sorgen, und sie ist die Erste, die darauf denkt. — Das glücklichste Schicksal für unschuldige Geschöpfe, die von ihrer Geburt an zur Schande bestimmt sind, ist, daß man ihnen eine um Lohn gemiethete Amme giebt, die der Schaamvolle Vater öfters nur mit Widerwillen bezahlt. — Ein gleiches Schicksal wartete des unschuldigen Kindes, als die Frau des Kaufmanns befahl, daß man es ihr bringen solte. —

Diese großmüthige Frau hatte einen Sohn welchem sie selbst die Brust reichte, verloren; sie trug kein Bedenken, ihre Milch und Fürsorge dem Kinde einer Person, die ihr fremd war, und der Frucht der Untreue ihres Mannes zu weihen. In kurzer Zeit verschwendete sie eben solche Beweise der Zärtlichkeit an dem Kinde, als sie ihren eigenen Kindern zu geben gewohnt war, und bald hernach unterschied man, wenn sie den Säugling an ihre Brust drückte, den angenommenen Sohn nicht mehr von denen, welchen sie selbst das Leben gegeben hat. —

Ich will mich nicht bemühen, meine Herren, die Großmuth dieser Handlung durch meine Betrachtungen zu erhöhen; es ist mir genug, sie bekannt gemacht zu haben, und einer der ersten gewesen zu seyn, der ihr den Tribut der Bewunderung gezollet hat. Ich bin u. s. w.

Ar — Parlements Advocat.

§. 5.

Geheime Nachrichten zur Verhaftungs-Geschichte des Fürsten Menzikof.

Ehe Menzikof von seinen Gütern abreiste, mußte er seine gewöhnliche Kleider ausziehen,

§ 6.

Schädliche Folgen des Aberglaubens beym Soldatenstande.

Im spanischen Kriege, wo der Herzog von Berwick Oberbefehlshaber über die vereinigten spanischen und französischen Völker war, trug sich folgende seltsame Begebenheit zu:

Als die portugiesische und spanische Armeen am Flusse Sebugal einander im Gesicht standen und auf einander kanonirten, beschloß endlich der König von Portugall, der dem Herzog von Berwick an Macht überlegen war, über den Fluß durch verschiedene Furthen zu gehen, und den Feind anzugreifen. Kaum aber waren sie in den Fluß hinein getreten, als der Herzog von Berwick die portugiesische Armee auf einmal in Schrecken gerathen und die Flucht ergreifen sah.

Die Ursache dieser schnellen Veränderung war sonderbar: — Die Portugiesen haben eine große Ehrfurcht für den H. Antonius von Padua, als den Patron des ganzen Königreichs, durch dessen Hülfe sie viele Schlachten gewonnen zu haben glauben; besonders schreiben sie diesem Heiligen den glücklichen Erfolg zu, als das Hauß Braganza die

reichte, waren zwey vornehme Russen, die unter seiner Ministerschaft verbannet worden. Sie giengen ihm entgegen und überhäuften ihn, während er durch die Stadt seinem Gefängniß zu fuhr, mit tausend Schmähworten. Weit entfernt die geringste Ungeduld zu bezeigen, sagte er zu den einen: „Deine Vorwürfe sind gerecht, „ich habe sie verdienet: da du in dem Stand „worinnen ich mich jetzo befinde, keine andere „Genugthuung von mir erhalten kanst, so laß „dich hieran begnügen. Da mir deine Tugend „und dein rauher Karakter Verdacht erweckte, „so hab ich dich meiner Politik aufgeopfert„ darauf wandte er sich zu den andern und sagte: „Ich wuste nicht einmal, daß du hier wareſt; „Schreib mir dein Unglück nicht zu. Ohne „Zweifel hatteſt du Feinde, die um mich waren, „die mich überraschten, und mir den Befehl „zu deiner Verbannung erschlichen. Ich fragte „oft, warum ich dich nicht zu sehen bekommen; „allein ich erhielte nur zweydeutige Antworten, „und meine Geschäfte erlaubten auch nicht, „daß ich mich viel um anderer Leute Sachen „bekümmern konnte. Glaubst du jedennoch, „daß dein Verdruß minder werde, wenn du „mich mit Schmähungen überhäufst, so kann „ich dir wohl dies Vergnügen gönnen.„

Ein dritter drange sich auch herbey, und aus raffinirter Rachsucht, warf er den Kindern

des Menzikofs Koth ins Gesicht: „Thue es „mir, schrie der von Schmerz durchdrungene „Vater, mir werfe Koth ins Gesicht, aber nicht „diesen Unschuldigen, die dir nichts zu Leid ge„than haben.„

Der Vizekönig von Siberien übergab ihm auf des Zaars Befehl, zur Bestreitung des für ihm und seiner Familie Benöthigten fünfhundert Rubels. Menzikof erhielt die Erlaubniß, das, was ihm in seinem neuen Aufenthalt nöthig, und zur Erleichterung seines zu erwarten habenden Elends dienlich seyn möchte, dafür anzuschaffen. Bey dieser Vorsicht dachte er nur an seine Kinder. Was ihm selbst betraf, überlies er sich gänzlich der göttlichen Vorsehung. Nur das die unschuldigen Opfer seiner Fehler erwartende Schicksal war, was ihm zitternd machte. Er erkaufte Sägen, Beile, Ackerzeug; er versahe sich mit Netzen zum Fischfang, mit Saamen allerley Art, und mit eingesalzenem Fleisch. Da er nun mit allem Nöthigen versehen war, so bate er das übergebliebene Geld unter die dortigen Armen zu vertheilen. Die vergönnte Zeit zu seinem Aufenthalt in Tobolsk war verflossen, man befahl ihm mit seiner Familie weiter zu gehen. Man sezte ihn auf einen ofnen Wagen der nur von einem Pferd, ja gar manchmal von Hunden gezogen wurde. Fünf Monate brauchte er von Tobolsk

bis

bis Jakutsk, während welchen er aller Unbequemlichkeit der in vorigen Gegenden äußerst strengen Luft ausgesezt war. Seine und seiner Kinder Gesundheit litte nichts darunter.

Eines Tags ließen ihn seine Garden vom Wagen steigen, damit er sich mit seiner Familie in einer Russischen Bauershütte ausruhen und eine Mahlzeit einnehmen könnte.

Ein Offizier kam in nemlicher Absicht dahin: dieser kam von Kamchatka zurück, wohin er unter der Regierung Peter des Großen zur Begleitung des Kapitain Bering gesand gewesen war. Der nemliche Offizier hatte unter Menzikof als General-Adjutant gedient, allein dieser war durch seine bäurische Kleidung dermassen verstellt, daß ihn der Offizier nicht mehr erkennen konnte. Menzikof, der ihn sogleich erkennte, rufte ihn bey seinem Namen. Der Offizier wunderte sich, daß er in einem so weit von der Hauptstadt entfernten Lande genennet wurde, und fragte den, den er für einen Bauer hielte, wer er wäre, und woher er ihn kenne? Menzikof antwortete ihm: „Es „ist noch nicht gar lange, so war ich der Fürst „Menzikof; gegenwärtig bin ich Alexander.„ Da der Offizier auf Reisen gieng, hatte er den Fürsten in so glänzenden Umständen verlassen, daß es ihm eine bloße Unmöglichkeit dünkte ihn

in einer so erniedrigten Stelle wiederum zu finden; er dachte also, dies wäre etwa ein wahnsinniger Bauer, und antwortete ihm also eben so verwirrt, als ihm seine Fragen schienen. Menzikof errieth die Gedanken des Offiziers; um ihn aus seinem Wahn zu bringen, nahm er ihn bey dem Arm, führte ihn ans Fenster und sagte ihm: „Sehe mich an!„ der Offizier betrachtete ihm mit Aufmerksamkeit, und schrie, „Ach mein Fürst, durch was für Unglücksfälle sind Ew. Hoheit in einem so bedauernswürdigen Zustande gerathen? Unterlassen Sie dergleichen stolze Titul, erwiderte Menzikof, „Ich „habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich „Alexander heiße. Der Himmel hat mich „wieder in meinem ersten Stand versezt.„ Der Offizier konnte das, was er sahe nicht glauben, er wandte sich zu einem jungen Bauer, der in einem Winkel des Zimmers stand, und mit einer Schnur die Stiefel-Sohlen fest machte, und fragte ihn, wer der Mann wäre, mit dem er jezt gesprochen hätte? dieser junge Bauer war Menzikofs Sohn, der dem Offizier mit erhabner Stimme zur Antwort gab: „Es ist „mein Vater; unser Unglück macht, daß ihr „uns nicht kennt, uns, denen ihr doch so viele „Verbindlichkeit schuldig seyd.„ Menzikof tadelte seinen Sohn, wegen dieser Antwort; Er rufte den Offizier zu sich, und sagte ihm: „Ver„zeihen Sie diesem jungen Unglücklichen; die

„Wider-

„Widerwärtigkeit hat ihn ganz unempfindlich „gemacht. Mit ihm spielten Sie oft „in seiner Jugend. Sehen Sie dies sind „meine Töchter.„ Beyde waren als Bäurinnen gekleidet, saßen auf der Erden, und hatten eine Schaale Milch vor sich, worinn sie harte Krumpen Brods eintauchten. „Diese „hier fuhr Menzikof fort, war mit Kayser Pe„ter dem II. verlobet, und nahete sich schon „dem Augenblick durch unauflösliche Bande „mit seiner Majestät verbunden zu werden.„ Da der Offizier Peter II. als Kayser benennen hörte, blieb er ganz sprachloß stehen. Es waren beynahe vier Jahr vorbey, daß er sich vom rußischen Hof entfernte, und ein unermeßlicher Raum hinderte ihn das zu wissen, was sich daselbst inzwischen zugetragen hatte. Menzikof machte ihm ein Gemälde von allen indessen geschehenen Begebenheiten, der Offizier hörte ihm mit größter Verwunderung zu, das sich jeden Augenblick noch immer mehr vermehrte. Er bezeigte es durch seine Geberden, und suchte in den Augen der Wache Menzikofs eine Bestätigung von allen dem, was er hörte. Der unglückliche Fürst war eine Zeitlang stille, als wollte er nun den Offizier auch reden lassen, fing aber auf einmal wieder an: „Freund, „wilst du mehr wissen? Als unumschränkter „Herr und mehr wie Peter der Erste gefürchtet „hielt ich mich über alle widrige Zufälle er-

„haben und schmeichelte mir die Früchte meiner
„Bemühungen ruhig genießen zu können, als
„die Dolgorouki, und der Ausländer Oster-
„mann mich in den Abgrund stürzten, worinnen
„du mich jetzo erblickest. Der Verlust der Ehre,
„der Güter, der Freyheit selbst, haben mir nicht
„einen einzigen Seufzer entrissen; allein flug
„er hinzu, vergoß einen Strohm von Thränen
„und wieß auf seine Kinder, „hier sehe meine
„Marter, meine Quaalen, die Lebenslang
„dauren werden. Diese unschuldigen Schlacht-
„opfer empfiengen ihr Leben im Schoos der Ho-
„heit und des Ueberflusses; sie mangeln jezt an
„allen, und ohne an meinen Verbrechen Theil
„genommen zu haben, erdulden sie mein Elend
„und mein Unglück. Du gehst an Hof, um
„von deiner Verrichtung einen Bericht abzustat-
„ten. Du wirst alsdort die Dolgorouki und
„Ostermann an der Spitze der Geschäfte fin-
„den. Sag ihnen, ich wünsche, daß sie alle
„nöthige Talente besitzen mögen, um das rußi-
„sche Reich blühend und glücklich zu machen.
„Schmeichle ihrer Nachgierde, und erzähle ih-
„nen, wie du uns unterwegens angetroffen,
„wie die Beschwerlichkeiten einer langen und
„mühsamen Reise, während welcher wir aller
„Strenge einer rauhen Witterung stets ausge-
„setzet waren, uns dennoch an unserer Gesund-
„heit nichts geschadet, sondern vielmehr solche
„noch mehreres befestiget hat, mit einem Wort,

„sag

, ſag ihnen, daß ich in meiner Gefangenſchaft
, einer gänzlichen Freyheit des Geiſtes und einer
, Ruhe genieße, welche ich während den ganzen
, Lauf meines Glücks niemahl gehabt habe.

Der Officier vergoß Thränen, und da er ihn wieder auf ſeinem Wagen ſteigen ſahe, nahm er von ihm den zärtlichſten Abſchied. Er folgte ihm mit den Augen ſo weit es nur möglich war, und erinnerte ſich ſtets dieſen Zug ten in ſeinem Unglück viel erhabner, als in ſeinen ſchönſten Tagen geſehen zu haben.

Menzikof kam an dem Ort ſeines Aufenthalts an, beſchäftigte ſich am meiſten ſeinen Kindern das Nöthigſte zu verſchaffen, und wendete alle mögliche Vorſicht an, um ihnen den Abſcheu für einen Ort zu vermindern, der allem Anſehen nach für ſie ein lebenslänglicher Aufenthalt ſeyn ſolte. Er umgrub einen großen Strich Erdreich, wobey ihm acht ſeiner Bedienten, die ihn begleitet hatten, hülfliche Hand leiſteten, beſäete ihn mit Saamen, die ſeiner Familie Hülſenfrüchte und Gemüß hervorbrachten, vergrößerte die ihm beſtimmte Hütte; fällete Holz das er hierzu benöthiget war. Sein Beyſpiel ermunterte ſeine Leute: in kurzem war eine ganz bequeme Wohnung verfertiget, worinn er mit ſeinen Kindern und Bedienten wohnen konnte. Sie war aus einem Betſaal und vier Zimmern

zuſam-

§ 6.

Schädliche Folgen des Aberglaubens beym Soldatenstande.

Im spanischen Kriege, wo der Herzog von Berwick Oberbefehlshaber über die vereinigten spanischen und französischen Völker war, trug sich folgende seltsame Begebenheit zu:

Als die portugiesische und spanische Armeen am Flusse Sebugall einander im Gesicht standen und auf einander kanonirten, beschloß endlich der König von Portugall, der dem Herzoge von Berwick an Macht überlegen war, über den Fluß durch verschiedene Furthen zu gehen, und den Feind anzugreifen. Kaum aber waren sie in den Fluß hinein getreten, als der Herzog von Berwick die portugiesische Armee auf einmal in Schrecken gerathen und die Flucht ergreifen sah.

Die Ursache dieser schnellen Veränderung war sonderbar: — Die Portugiesen haben eine große Ehrfurcht für den H. Antonius von Padua, als den Patron des ganzen Königreichs, durch dessen Hülfe sie viele Schlachten gewonnen zu haben glauben; besonders schreiben sie diesem Heiligen den glücklichen Erfolg zu, als das Hauß Braganza die

nd der Schmerz seine Kinder im Unglück
nd zwar durch sich selbst, versezt zu sehen, da-
on gehindert hätten.

Kaum war er sechs Monate in seinem
euen Bestimmungs-Orte, als seine älteste Toch-
r von den Blattern angegriffen wurde. Er
erschafte ihr alle mögliche Erleichterung; er
ar ihr Wärter und Arzt. Jedoch seine Be-
ühungen waren fruchtlos, und seine Tochter
ückte täglich dem Tode näher. Da nun verließ
die Stelle eines Leibarztes und wurde ihr
Seelenarzt. — Sobald sie todt war, legte er
in Gesicht auf das ihrige, und benezte es mit
inen Thränen. Da er aber einsahe, daß er sich
r seine beeden andern Kinder schonen müste,
entschloß er sich, seinen Schmerz zu unter-
ücken, und sagte bloß noch zu seinem Sohn
nd seiner Tochter: „Meine Kinder! lernet
on eurer Schwester sterben!„

Hierauf sang er mit denselben und seinen
Bedienten die Gebethe, so die griechische Kir-
he in dergleichen Fällen vorschreibet, wiederhol-
e solche innerhalb 24 Stunden verschiedenemal;
ließ den Leichnam in der von ihm selbst ver-
ertigten Kapelle begraben, und zeigte seinen
Kindern den Ort, wo sie ihn nach seinem Tode
inlegen solten, dies war an der Seite seiner
Tochter. — Er überlebte sie auch nicht
ange. — —

§. 6.

bild des Heiligen immer bey der Armee neben dem Generale getragen werden, und dieser die Befehle in seinem Namen ausstellen solte.

Als nun damals die portugiesischen Völker eben in den Flüß traten, schlug eine feindliche Kanonenkugel den hölzernen Generalissimus in Stücken, und die Portugiesen, die sich nun ohne Anführer glaubten, geriethen in solches Schrecken, daß sie auf nichts weiter, als auf ihre Sicherheit bedacht waren, und der König, aller seiner Bemühungen ungeachtet, sie nicht wieder in Ordnung bringen konnte. —

Seit dieser Zeit muß man dem guten Heiligen entweder der Mühe haben überheben wollen, das Kommando der Armee ferner zu führen, oder ihn gar kassirt haben, sonst hätte man im letztern Kriege 1760. nicht dem Grafen von der Lippe, einem Protestanten, das uneingeschränkte Kommando der Armeen übergeben, und ihn zum portugiesischen Generalissimus erklärt. — —

§. 7.

Schilderung des Generals Washington.

Georg Washington, kommandirender General, Chef der Provinzialarmee in Nordamerika

ka von Geburt ein Virginier, ist einer der
ichsten Einwohner der Provinz, ja von ganz
Nordamerika. Er besitzt unermeßliche Pflan-
ungen von Tobak, und hat sich dadurch eben
unermeßliche Reichthümer erworben. Die
ilitärische Laufbahn betrat derselbe bereits im
rigen Kriege mit vieler Klugheit und Ruhm.
r kommandirte gleich zu Anfange desselben, als
berster ein Regiment Riflemens oder Scharf-
ützen, that sich mit denselben bey aller Gele-
nheit hervor, und fügte den Feinden mit die-
n leichten Truppen überall großen Schaden zu.
urch seine häufigen Streifereyen erwarb er
h eine große Kenntniß von den vorigen Ge-
nden, die ihn zu einen der geschicktesten Pät-
ygänger machte. Seine großen Talente
d Kenntnisse bewieß er unter andern auch
y der Retirade des General Braddocks. Er
ckte dieselbe mit seinen leichten Truppen auf
ne so geschickte Art, und mit so vielem Muth
d Entschlossenheit, daß besagter Braddock
n die Rettung seines Korps lediglich zu ver-
nken hatte.

Nach wiederhergestelltem Frieden, kehrte der-
be in seine Provinz zurück und widmete, so
e die Helden des Alterthums, den größten
heil seiner Zeit, den ländlichen Beschäftigun-
n. In den Erhohlungsstunden suchte er die
trefliche Anlage seines kriegerischen Genies,

durch ausgebreitete Kenntniß noch mehr a
zubilden. Die ausgesuchtesten Werke der
ten und Neuern zierten nicht nur seine Bibl
thek, sondern vervollkommten auch seine mili
rischen Wissenschaften. Der Cornelius N
pos, Cäsar, Tacitus, Livius, Polybius
waren seine täglichen Handbücher, die er n
durch eigene Bemerkungen für sich praktischer
machen suchte. Fabius Cunctator, Mo
tecuculi und Daun waren seine Helden, w
nach er sich bildete, und der schöpferische G
eines Saint Germain, den er nachahmte, g
dieser Bildung einen neuen öconomischen U
schwung. Sein sanguinisch, cholerisch, ps
matisch Temperament kam ihm hiebey fürtre
zustatten.

In der großen Revolution, die seine Lan
leute zur Verwunderung von ganz Europa
so kühnem Geiste unternommen haben, kon
unser Held nicht lange verborgen bleiben. Se
Verdienste waren zu weitstrahlend, als daß
in dieser kritischen Lage nicht hätten sollen gesu
werden. Er wurde daher im May 1775
ein Kamillus vom Pfluge zum Komman
stab, und zum Schutz von seinen Freyheit a
menden Mitbrüdern herbeygerufen. Und
machte sich ihres Vertrauens so sie in ihn
ten, durch die fürtreflichsten Vertheidigungs
staltet vollkommen würdig. Er brachte sogle

er anfangs nur als Oberſter in die Dienſte
s Kongreſſes trat, ein Korps Miliz zuſam-
en; gab ihnen Muſqueten von einer ganz
uen Art; verſahe ſie mit Montur und mit
ldſtücken nach Bernoullis Erfindung.

Durch dieſe kluge Einrichtung, die er ohne
em Eigennutz und faſt gröſtentheils mit ſei-
n eigenen Gelde veranſtaltet hat, machte er
) zu dem großen Poſten eines oberſten Feld-
rns über alle Truppen von Nordamerika,
zu er noch im Junius deſſelben Jahrs er-
nnt wurde, ſo würdig als verdient. Jeder-
nn war mit dieſer Wahl zufrieden, und
iſſagete ſich ſchon zum voraus viel Gutes von
Geſchicklichkeit eines Feldherrn, der bereits
häufige und meiſterhafte Proben davon abge-
t hatte. Der Neid regte ſich, welches etwas
enes iſt, hiebey nicht, und ſelbſt Lee, der
le Urheber des Bundes, opferte in dieſem
ll den Verdienſten dieſes Mannes ſein eigen
ntreſſe großmüthig auf, und wurde mit Ver-
ügen, ob er gleich zu dieſer erſten Stelle die
chſte Anwartſchaft hatte, ſein untergeordneter
efehlshaber. So ſehr können wahre Ver-
enſte, wenn ſie von Demuth und Uneigennü-
gkeit begleitet ſind, auch ſelbſt den Neid feſ-
ln. Im Junius 1775 gieng Waſhington
bſt Lee unter Bedeckung einer Brigade Ka-

vallerie, nach dem Lager bey Boston, und üb
nahm das Commando der Armee, welche d
mals 20000 Mann stark war. Hier zeigte
sich sogleich auf eine kluge Art thätig. Er li
alle Anhöhen, die die Stadt umgaben, beseh
und retrenchiren; schickte hierauf ein Detach
ment nach Tikonderago,*) um sich die
wichtigen Passes zu bemächtigen; ein ande
Korps ließ er nach Kanada marschiren, um d
Engländern eine Diversion zu machen, und
abzuhalten, Boston zu verstärken. Seine Ma
regeln, die er nahm, um die Stadt Boston,
geschwind als möglich, jedoch ohne sonderl
Blutvergießen, in seine Hände zu bekomme
waren alle gut gewählet; und der Erfolg e
sprach vollkommen seinem entworfenen Pla
Howe that seinerseits zwar alles, um sich
zur Ankunft der Verstärkung aus Europa
behaupten; allein die klugen Dispositions d
Washingtons vereitelten seine Hofnung.
sah sich daher genöthiget am 17ten März 177
Boston zu verlassen, wo er nicht Gefahr lauf
woll

*) Ein wichtiges Fort und starker Paß, welcher
Communication zwischen Kanada und Neuengla
bedeckt. Diese Vestung ist von den Franzosen 17
gebauet worden, und durch die Natur und Ku
gleich stark befestiget; denn sie ist auf einem Fel
angelegt, welcher die Zugänge dazu äusserst schw
macht.

ollte, mit seinem ganzen Korps*) aufgerieben werden. Der Abzug geschahe nicht ohne ordnung und Verlust, und in der Eilfertigkeit womit die Einschiffung auf Schuldhams otte unternommen wurde, mußten 100 Kanonen nebst einer Menge Kriegsvorrath zurückassen werden.

Hierauf nahm Washington mit seiner Arme Besitz von der Stadt; ließ sie auf eine istlose aber geschickte Art befestigen; alle umgenden Anhöhen mit beträchtlichen Detachents besetzen; die Stadt selbsten aber mit einer zahlreichen Garnison unter dem Befehl des neraladjutanten Wards versehen. Durch Eroberung dieses wichtigen Platzes,**) legte Washington den ersten Grundstein zu seiner hherigen fürchterlichen Macht. Nichts war mögend seinen Muth und Standhaftigkeit

*) Es bestund aus dem 5, 10, 38, 43, 47, 52 und 64sten Regiment; ferner aus dem Regiment des Königs; und Royal-Galles und Royal-Irland, welche zusammen 8000 Mann ausmachten.

**) Boston, wo sich im August 1774 das Kriegsfeuer zuerst entzündete, ist nicht nur die Hauptstadt in Massachusett von Neuengland, sondern auch nach Philadelphia die größte in Nordamerika. Sie liegt auf einer Halbinsel, ist gut befestiget, faßt 3000 gute Häuser in sich und 20000 Einwohner. Der Hafen ist fürtreflich, und das Kasteel, welches die Stadt beschüzt, mit 200 Kanonen besezt.

zu erschüttern. Dies bewieß die drauf folgend unglückliche Kampagne. Long-Island gien im August 1776 verlohren; nachdem die ame rikanischen Truppen unter Sullivans und Stir lings Commando, eine Niederlage von 500 Mann gelitten hatten; Neuyork ergab sich de 13 Sept. ohne Widerstand, und die Amerik ner wurden zu Hell-Gate bey ihrem Aus marsch aus der Stadt nochmals in einem Hin terhalt geschlagen. Hierauf wurden Bruns wick und das Fort Washington in Decemb gleichfals zur Uebergabe gebracht. Washing ton stund damals mit dem Rest der geschlagene Truppen zu White-Plaind.

Philadelphia zitterte bey Annäherung de Siegers; die Truppen verlohren den Muth und verließen ihn alle bis auf 2500 Mann, di bey ihm standhaft aushielten. Mit diesen zo er sich 10 Meilen von Philadelphia zurück Seine Lage war verzweifelnd. Und eben hie zeigte er seine wahre Größe. Er ließ sich durch nichts aus seiner Fassung bringen. Sein Bei spiel munterte auf; er flößte andern Muth ein Man entschloß sich aufs neue, alles für die Frei heit zu wagen; es kamen aus allen Provinze frische Truppen an; seine Armee verstärkte sich täglich, und er wurde hiedurch, und durch di vortheilhafte Stellung die er nahm, gar bal wiede

lieber in dem Stand geſezt, von der bloßen Vertheidigung ſelbſten zum Angrif auszugehen.

Den 25ten Decemb. machte Washington durch einen glücklichen Ueberfall zu Trenton eine heſſiſche Brigade von 1600 Mann, meiſtens 1 Gefangenen; am 4ten Jenner 1777 grif zu Princetown, ein vermiſchtes Korps von nglischen und heſſiſchen Truppen an, und brach es zum Weichen. In den beyden Gefech n am 23 Febr: an den den Ufern des Fluſ s Milſtone, und den 23 März bey Peckshill ug Washington gleichfalls den Sieg davon. erſey wurde den 31 Junii von den Amerika rn wieder beſezt, und der engliſche General ornwallis konnte ſich von Brunswick und mboy nicht anders als mit Verluſt nach taaten-Island zurückziehen.

Und ſo gab Washington durch ſeine ltblütige Standhaftigkeit der amerikaniſchen rmee ihr Daſeyn wieder! Mit dieſer gleichſam ugeſchaffenen Armee hat er in der Folge der eit, dem General Howe genugſam zu ſchaffen emacht. Den 17ten Sept. grif er denſelben ey Brandiswine, und den 4. Oct. bey Ger antown an, und erſchwerte ihm dadurch ſeinen lan, Philadelphia zu erobern, ob er gleich n beyden Gefechten das Schlachtfeld nicht be auptet hat. Der 17te October war für Was-

hington der merkwürdigste Tag seines Lebens
Das Bourgoynische Korps von 6940 Mann
mußte sich an diesem Tag bey Saratoga, an
Gates und Arnold ergeben. Er wurde hie-
durch wegen dem Verlust von Philadelphia
hinreichend entschädiget. Nun bekamen die
Angelegenheiten der Amerikaner eine andere
Wendung. Howe konnte sich in Philadelphia
nicht länger, als bis zum 5ten Junii 1778 hal-
ten; weil er sich zu schwach fühlte; und Frank-
reich erklärte sich hierauf öffentlich für die Ameri-
kaner. Seit der Zeit hat sich Washington un-
unterbrochen als ein kluger Feldherr bewiesen, und
nie eine Blöße über sich gegeben; sondern viel-
mehr der gegenwärtigen überwiegenden engli-
schen Macht in Nordamerika beständig das Gleich-
gewicht gehalten.

§. 8.

Kriegsverrichtungen des englischen Generals Howe.

Als sich im Jahr 1774 fast alle Kolonien
in Nordamerika wider England empörten, und
der General Gage nicht genug Stärke, Muth
und Entschlossenheit besaß, den Geist der Re-
bellion in der Geburt zu ersticken, so wurde dem
General William Howe das Kommando der
englischen Truppen in Nordamerika übertragen.
Das Vertrauen, so der König und die ganze
Na-

Nazion in dieser kritischen Lage auf benannten General sezte, war eben so groß, als in jenen mißlichen Verfassung des vorleztern Kriegs auf den Herzog Ferdinand, dem damals nach der verlohrnen Schlacht bey Hastenbeck das Kommando der alliirten Armee an des Herzogs von Cumberlands Stelle übertragen wurde.

Voll Muth und Zuversicht beurlaubte sich Howe vom König; gieng zu Schif, und gelangte im May 1775 zu Boston zu einer Zeit an, da der Empörungs-Geist aufs höchste gestiegen war. Uebermuth im Glück und Schüchternheit im Unglück, waren nie das Karakteristische eines großen Feldherrn. Wie gerne beurtheilten wir die Kriegsverrichtungen des Herrn General Howe nach bessern Grundlagen! allein wir sind der Wahrheit alles schuldig. Er bleibet indessen untergeordnet, allezeit ein tapferer und verdienstvoller Offizier.

Kaum war der Generallieutenant Howe zu Boston angelangt: so entwarf er den Plan, die Provinzialen in ihren Verschanzungen anzugreifen. Und er führte ihn mit vielem Glück aus. Der 17te Junius wurde zum Angrif bestimmt. Die Provinzialen unter Putnams Befehlen, hatten die Anhöhen bey Charlestown Brumdshill genannt, ohnweit Boston besezt und sich daselbst stark verschanzt. Howe

ſelbſt wagte einen muthigen Angrif; er gelung, und die Amerikaner wurden nach einem hitzigen Gefecht, welches den Engländern 500 Mann koſtete, zum Weichen gebracht. Sie verlohren dabey den D. Warren einen Mann, der wegen ſeines Muths und Eifers für die Freyheit, unter ihre erſten Helden gerechnet wird, in der Blüthe ſeiner Jahre, und im 33ten ſeines Alters.

Als ſich aber hierauf die Provinzial-Armee täglich verſtärkte; ſo hielt es Howe nicht für rathſam, auf den Angrif ferner auszugehen. Er begnügte ſich die Anhöhen beſezt zu halten; gieng mit ſeinen Truppen nach Boſton zurück; machte daſelbſt gehörige Vertheidigungsanſtalten, und war entſchloſſen nicht eher zum Angrif wieder auszugehen, als bis die Verſtärkung aus Europa würde angelangt ſeyn. Die Amerikaner, feſt entſchloſſen durch die Eroberung von Boſton ihrem Entwurf eine feſte Dauer zu verſchaffen, machten ſich die Unthätigkeit des engliſchen Befehlshabers klüglich zu Nuze. Sie zogen in der Geſchwindigkeit alle ihre Truppen zuſammen; ſchloſſen Boſton auf allen Seiten ein, und nöthigten denſelben durch ihre Ueberlegenheit in der Zahl und Stellung, Boſton zu verlaſſen. Dies geſchahe den 17ten März 1776, und zwar nicht ohne Unordnung und Verluſt. Er ſchifte ſich in der gröſten

Eilfer-

Fertigkeit mit 8000 Mann ein; begab sich damit nach Halifax, wo er bis zum 10ten Junii verblieb, und zu Staaten-Island ans Land stieg, um daselbst die gehofte Verstärkung zu erwarten. Bald darauf stieß der Kommodore Hotham mit einer Division der Flotte zu dem Admiral Schuldham, und da auch der Admiral Howe zu Ende des Junii nebst den hessischen Truppen angekommen war: so hielte sich Howe nun stark genug, von der Vertheidigung zum Angrif über zu gehen. Zu dem Ende nahm er alle Truppen an Bord, und richtete seinen Cours nach Long-Island, wo er den 28ten August. 1776 landete. Es kam hierauf mit den Provinzialen unter Sullivans und Stirlings Kommando, zu einem blutigen Treffen, worinnen dieselben 5000 Mann verlohren, und sich eiligst zurückziehen mußten.

Eine Folge dieses Siegs war die Eroberung von Neuyork, dessen sich der englische Befehlshaber den 13ten Sept. 1776 bemächtigte, und die Provinzialen in einem Hinterhalt, bey ihrem Ausmarsch aus besagter Stadt nochmals schlug. Brunswick, welches keinen Widerstand that, und das Fort Washington ergaben sich im December gleichfalls an Howe, welcher damals in einem Scharmützel am Bein leicht verwundet wurde. Um diese Zeit stund Washingtons Armee zu White-Plains, der

sich

sich damals in einer gefährlichen Krise befand, indem ihn seine Truppen wegen der unangenehmen Nachrichten, die überall einliefen, bis auf 2500 Mann verließen. Er mußte sich daher 10 Meilen von Philadelphia zurückziehen. Zu Philadelphia selbst verbreitete sich überall ein panischer Schrecken in eben dem Maaß als in dem ehemaligen Rom bey Hannibals Annäherung; und hätte Howe davon zu profitiren gewußt: so würde er damals schon den stolzen Gedanken der Amerikaner von einer Unabhängigkeit in einen süßen Traum verwandelt haben. Allein er zeigte sich hier als ein Hannibal bey Cannä, während daß Washington die kluge Rolle eines Fabius Cunctator, spielte. Lezterer wurde täglich durch neue Korps verstärkt, und fand sich bald wieder an der Spitze einer fürchterlichen Armee; weil es ihm bey dem Zeitgewinn nicht an hinlänglichen Resourcen fehlte. Und so verschwand durch Unentschlossenheit eine der günstigen Gelegenheiten, die Nordamerika mit der Abhängigkeit bedrohete, und die sich in der Folge der Zeit nie wieder darbot! Howe, den das zu schnelle Glück über alle Regeln der Kunst und der Klugheit hinaussezte, begnügte sich indessen Rhode-Island mit 5000 Mann und 5 Kriegsschiffen beym Schluß des 1776sten Jahrs noch erobert, und 5000 Fässer Zucker dabey erbeutet zu haben.

Um diese Zeit hatte Großbritannien den höchsten Gipfel des Glücks in Nordamerika erreicht. Alles gelung; und von einer Armee von 34000 Mann regulärer Truppen, nebst einer Flotte von 12 Kriegsschiffen und 21 Fregatten, Schaluppen, Corvetten ꝛc. mit 9000 Matrosen besezt, die damals vereint, in dem nördlichen Amerika wirklich vorhanden waren, hätte man mit Recht die Eroberung von ganz Amerika hoffen können, zumalen da den 13ten December der General Lee einer der besten amerikanischen Befehlshaber von dem Obersten Harcourt aufgehoben wurde. Allein auf einmal änderte sich das Kriegsglück, und lenkte sich auf amerikanische Seite. Den 25sten Dec. überfiel Washington eine hessische Brigade von 1600 Mann zu Trenton, und hob 3 Viertheile davon auf, welche als Kriegsgefangene nach Philadelphia geführet wurden. Der Rest entkam zwar, verlohren aber in Morästen und auf unbekannten Wegen, die meisten ihr Leben. Den 3ten Jenner 1777 wurden zu Princetown abermals 3 englische Regimenter und ein Detachement Hessen angegriffen, und zum Weichen gebracht. Den 23sten Febr. geschahe an den Ufern des Flusses Milstone, und den 23sten März bey Peckshill ein wiederholter Angrif auf die brittischen Truppen, worinnen die Amerikaner siegten.

Howe,

Howe, welcher den Amerikanern zu viele Blöße über sich gegeben, war denselben nun nicht mehr gewachsen, und er mußte seine Zuflucht zu einer Diversion nehmen, die ihm in der Folge der Zeit sehr nachtheilig wurde. Da sein Entwurf dahin gieng, Philadelphia zu erobern: so sahe er sich genöthiget, alle Truppen zusammen zu ziehen, und Jersey, welches er bis zum 21ten Jun. behauptet hatte, von Mannschaft zu entblößen, und seinem Schicksal zu überlassen. Staaten-Island wurde zum Sammelplatz für die verschiedenen Korps, die zur Expedition gebraucht werden sollten, bestimmt. Howe gieng selbst mit 15000 Mann von Neuyork dahin, nachdem er den General Klinton mit 6000 Mann daselbst gelassen hatte. Der General Kornwallis, der bishero mit seinem Korps Brunswik und Amboy besezt hatte, konnte seinen Rückzug nach Staaten-Island nicht anders als mit Verlust nehmen; weil er öfters von den Amerikanern im Nachtruppe angegriffen wurde. Endlich geschahe der Aufbruch von Staaten-Island den 23sten Junii, und Howe stieg, nachdem er die ganze Zeit über, an den Küsten herumgeirret hatte, in dem Meerbusen von Chepaseak ans Land.

Washington der von Howe's Absicht vollkommen unterrichtet war, sezte derselben

alle

alle nur mögliche Hinderniſſe entgegen. Es kam daher den 11ten Sept. bey Brandiswine und den 4ten Octob. bey Germantown zu zwey blutigen Gefechten, worinnen Howe zwar ſiegte, aber dabey viel Volk verlohr. Nachdem Howe ſo bey jedem Schritt war aufgehalten worden: ſo gelung es ihm zwar endlich durch einen verſtellten Marſch am Schuilkill, Philadelphia im Oct. zu occupiren. Allein es war nun nicht mehr derſelbe Fall, als im vorigen Jahr. Den 30ſten Decemb. verlegte Howe nach Philadelphia die Winterquatiere; allein er konnte ſie nicht in Ruhe genießen. Er wurde in denſelben unaufhörlich von den ſtreifenden Partheyen der Washingtoniſchen Armee beunruhiget; litte zuweilen großen Mangel, und ſeine Armee würde dadurch und durch andre widrige Zufälle bis auf 10000 Mann herunter geſchmolzen, ohnerachtet ſie aus Europa verſchiedene Verſtärkungen erhalten hatte. Sie war außer Stand geſezt, weiter etwas zu unternehmen, und verlohr dabey den Muth durch die Nachricht von der unglücklichen Begebenheit des Bourgoyniſchen Korps bey Saratoga

Ja als Howe ſahe, daß er bey ſo bewandten Umſtänden Philadelphia nicht länger behaupten konnte: ſo gab er Ordre zum Rückzug, welcher den 5ten Jun. 1778 ohne ſonderlichen

Ver-

Verlust ins Werk gerichtet wurde. Er übertrug hierauf dem General Clinton das Kommando, und gieng selbst nach London zurück, wo er den 2ten Julii 1778 ankam. Wir werden künftig bey Clintons Kriegsverrichtungen den Leitfaden der fernern Begebenheiten wieder anknüpfen.

§. 9.

Bourgoynes Kriegsverrichtungen.

John Bourgoyne, Königl. Großbritt. Generallieutenant gieng von edler Vaterlandsliebe angefeuert, im März 1775 zugleich mit dem General Howe nach Amerika, um, wo möglich, den dortigen Empörungsgeist der Kolonien noch in der ersten Geburt zu ersticken. Um seine Absicht desto eher zu erreichen, so wandte er sich gleich Anfangs an den General Lee, und ließ sich mit demselben in einen formellen Briefwechsel ein. Sein ehemaliger vertrauter Umgang mit demselben verschaften ihm hiezu eine sehr schickliche Gelegenheit. Allein seine patriotischen Bemühungen entsprachen seinem Erwarten nicht, und er konnte bey einem Manne den die Rachsucht zum ersten Urheber dieses unseeligen Krieges machte, nichts ersprießliches vor sein Vaterland auswürken. Da er nun sahe, daß er durch den Weg der Vermittelung

lung dem völligen Ausbruch des Krieges nicht vorbauen konnte: so suchte er durch kühne Unternehmungen den Feinden seines Vaterlandes allen nur möglichen Abbruch zu thun. Sein erster Versuch gelung, und er erwarb sich dadurch viele Ehre. Der General Howe hatte nemlich beschlossen, die Provinzialen aus ihren Verschanzungen auf den Anhöhen bey Charlestown Breds-Hill genannt, zu vertreiben, die sie seit dem 16 May 1775 mit 6000 Mann unter dem General Putnam besetzt hielten. Im Junius desselben Jahres geschahe nun englischer Seits ein sehr lebhafter Angrif auf besagte Verschanzungen und Bourgoyne war der erste, der in dieselbe sprang, und nebst dem Oberstlieut. Bruce, Butler, Clark, Mitchel, Pitcairne, Schort, Smelt, Spendlowe und Williams, das meiste zur Eroberung derselben beytrug. Seine persönliche Tapferkeit kann also gar nicht in Zweifel gezogen werden, und er hat sie sowohl hier als in dem vorlezzern Kriege in Deutschland, sattsam und oftmals an den Tag gelegt. Ob derselbe aber als Chef die zur klugen Führung einer Armee so nöthigen als seltenen Talente habe, daran zweifeln wir mit Recht, und der unglückliche Vorfall bey Saratoga im 17ten October 1777 bestärkt unsern Zweifel noch desto mehr.

Im Jahr 1776 gieng Bourgoyne, u
seinen mit dem General Howe verabredet
Plan desto nachdrücklicher auszuführen, selb
nach London zurück. Er machte alle möglich
Anstalten zur bevorstehenden Kampagne, un
erwarb sich damals durch seinen Eifer das völlig
Vertrauen des Hofes. Desselben versicher
und in der schmeichelhaften Vorstellung, de
Krieg in Amerika durch eine wichtige Unterne
mung glücklich zu endigen, begab er sich z
Schiffe, und gelangte im April 1777 glückli
zu Quebeck an. Er übernahm sogleich da
Kommando der englischen Armee in Canad
welche damals über 9000 Mann stark wa
Sein Entwurf gieng dahin, mit diesen Tru
pen bis Albany vorzudringen, und sich al
dann mit dem Clintonschen Korps zu verein
gen. Der Plan war vortreflich und er b
bedrohete die Amerikaner mit dem gänzliche
Untergange; allein die Hindernisse, ihn auszu
führen, waren unübersteiglich. Und gleichwol
konnte ihn nichts von seinem Unternehmen ab
bringen. Er sezte sich mit seinem Korps d'A
mee noch in demselben Monathe in Marsch
und erreichte endlich im Junius nach unendl
chen Beschwerden, Tikonderago. Diese
wichtigen Paß, welcher die Communication zw
schen Canada und Neuengland deckt, verlie
der amerikanische General Saint-Clair, ohn
alle Gegenwehr, und wurde englischer Sei
sogleic

sogleich besetzt, nachdem sich der Kommandant desselben, Schuyler, daraus gezogen hatte. Das Korps des General Saint-Clair von 4000 Mann wurde auf dem Rückzug angegriffen, zerstreuet und 800 Mann davon zu Gefangenen gemacht. Bis hieher gieng alles gut, und dieser erste glückliche Erfolg munterte Bourgoynen auf, seinen Entwurf muthig durchzusetzen; benahm ihm aber auch zugleich die heilsame Schüchternheit und die unentberliche Vorsicht, mit denen man immer in einem feindlichen Lande vorrücken muß. Mit unglaublicher Mühe erreichte er Saratoga, nachdem er wegen den sich erzeigten natürlichen Schwierigkeiten in 16 Tagen nicht mehr als 6 Meilen zurückgelegt hatte. Seinen linken Flügel unter Kommando des Herrn General-Major St. Leger ließ er einen andern Weg nehmen, um das Fort Stanwick wegzunehmen; allein St. Leger fand zu vielen Widerstand, und mußte sich zurückziehen. Und dies war eben der fatale Punkt, welcher dem Bourgoynschen Korps den Untergang zuzog; denn nun hatte er den Rückzug nicht mehr sicher, und vor ihm stunden die Generals Gates und Arnold mit 13000 Mann ausgeruheter Truppen. In dieser verzweifelten Lage war Bourgoyne gleichwohl bis Saratoga vorgerückt, und es konnte ihn nun nichts weiter retten, als ein glücklicher Versuch auf Benington. Allein er schlug fehl. Das

Detaſchement, welches dorthin geſchickt ward, um dieſen wichtigen Poſten wegzunehmen, wurde von einem amerikaniſchen Korps unter Starks Kommando aufs Haupt geſchlagen. Bourgoyne ſahe nun, nachdem er auch die Nachricht erhalten, daß ſich ſein linker Flügel unter St. Leger von Stanwick nach Montreal habe zurück ziehen müſſen, das Unvorſichtige in ſeiner Ausführung ein, zumal da ihm bereits vorher ſeine Stabs-Officiere Vorſtellungen darüber gemacht hatten. Seine Truppen waren durch die beſchwerliche Märſche, und andere unvermeidliche Zufälle um ein Drittheil vermindert worden. In der äußerſten Verlegenheit, darinn er ſich befand, entſchloß er ſich zu einem entſcheidenden Treffen, um das Uebrige zu retten. Den 17ten October richtete derſelbe ſeine ganze Macht auf den linken Flügel des General Gates; allein er wurde von demſelben, durch Arnold und Lincoln unterſtüzt, zurückgeſchlagen, und mußte ſich in ſein befeſtigtes Lager bey Saratoga zurückziehen. Er ſuchte zwar hierauf den See Georg zu erreichen; allein, weil ein Korps Amerikaner unter Browns Kommando, eine Defilee, durch welche der Rückzug geſchehen ſollte, beſezt hielt: ſo blieb Bourgoyne nichts weiter übrig, als ſich mit allen unter ihm ſtehenden Truppen zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Eine Art von Kapitulation kam dieſerwegen zu Stande. Sie enthielt 13 Ar-

tikel. Nach derselben streckten 6040 Mann *) das Gewehr und überlieferten ihre 37 Kanonen. Dieser unglückliche Vorfall, der mit der schwedischen Niederlage bey Pultawa im Kleinen kann verglichen werden, war ein empfindlicher Stoß für England; denn Frankreich erklärte sich hiermit öffentlich für die Amerikaner, und schloß den 6ten Febr. eine Allianz mit denselben So hängt oft von eines einzigen Mannes Unvorsichtigkeit der Verlust ganzer Staaten und das Leben vieler Menschen ab! Wir müssen indessen Burgoynen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er hat sich nicht zu diesem hohen und gefährlichen Posten eines Oberbefehlshabers gedrängt. Sein anerweiteter Ruhm oder vielmehr sein widriges Schicksal machte diese Wahl nothwendig, und das Vertrauen des Hofes unvermeidlich. Bey seiner mislungenen Expedition bleibt er gleichwohl eine tapferer, und untergeordnet, ein verdienstvoller Officier, der unter den nehmlichen Umständen eben das thun würde, was ein Carl *XII.* gethan, und ein Graf Estaing auszuführen fähig ist. Sein ganzes Corps hat Wunder der Tapferkeit be-

*) Das Bourgoynische Korps bestund aus dem 9, 20, 21, 24, 47, 53 und 62sten Regimente; aus dem Fraserischen und Breymannischen Korps; aus dem Hessen-Hanauischen Regimente; aus Belcarres leichter Infanterie; aus der Fraserischen Jäger-Kompagnie und Makoy Provinzialregimente

wiesen, und sowohl er, als der General-Major Hamilton, Philips, Powel, Riedesel, Fraser, der Oberste Baum, Breymann, Bebarres und die Kapitains Ackland, Kraig, Karleton, Johnson, Jones, Monning, Taylor und Beorroft, haben sich in allen Gefechten dieser Expedition rühmlichst ausgezeichnet.

§. 10.

Sonderbare Art, ein Parlementsglied in England zu wählen.

Als Herr Fox, dieser berühmte Redner der Oposizionsparthey, nebst dem Admiral Rodney bey der leztern Parlamentswahl zum Repräsentanten für Westmünster erwählt wurde, und am 11ten September 1780 auf der Rednertribune stand, und die wählenden Freyhalter zum Stimmgeben vorüberzogen, rief ihm einer: „Herr Fox! ich komme, Ihnen meine Stimme zu geben.„ — Er machte eine Verbeugung. — „Noch mehr, ich führe auch funfzehn Freunde her, die für sie votiren sollen; aber vorher eine Frage:„ Er beugte sich noch tiefer herunter, um zu hören. — „Wissen Sie: was sie ihren Konstituenten versprochen haben?„ Herr Fox machte eine bejahende Verbeugung. — „Ich hoffe, Sie werden

den Wort halten. — Wenn Sie das aber nicht thun, God dam my! so wundern Sie sich nicht, wenn ich Sie, wo ich Sie erwische, nach der Schwerlichkeit durchkarbatsche!„ — —

Auf diese Zusicherung versezte Herr Fox in aller Kanditaten-Demuth: Er hoffe, sich seinem Versprechen gemäß, und so zu betragen, daß er weder Vorwürfe, noch Züchtigungen verdienen sollte. Nun warf die ganze Versammlung die Hüthe in die Luft, und schrie Huzzah! drein. — Mit solchen Feyerlichkeiten werden die Senatoren von Grosbrittannien erwählt.

§. 11.

Merkwürdige und zuverläßige Nachricht von dem Leben und Karakter des englischen Vice-Admirals John Byron.

John Byron, einer der gröſten Seehelden unserer Zeit, wurde den 8ten November 1723 geboren. — Sein Vater, William Lord Byron von Rochdale, gab demselben, als seinem zweyten Sohne eine standesmäßige Erziehung, und widmete ihn frühzeitig dem Seedienste. Er trat denselben auch, nachdem er die hiezu erforderlichen Wissenschaften erlernet

hatte, sehr jung an, und mußte gleich Anfangs sehr harte Proben ausstehen, die jeden Andern auf immer von dieser gefährlichen Lebensart würden abgeschreckt haben.

Im Jahr 1740, da er kaum sein siebenzehntes Jahr erreicht hatte, gieng er als Freywilliger am Bord des Wager, welches zu der Eskadre gehörte, worüber der Lord Anson Chef, und zu einer weiten Expedition bestimmt war. Da der Wager, welcher von Kapitain Cheap kommandirt wurde, mit Kriegs- und andern Bedürfnissen zum Gebrauch der Eskadre, zu sehr überladen gewesen: so fiel es diesem Schif unmöglich, gleiche Station mit den übrigen Schiffen zu halten. Es blieb zurück und verlohr bey der Mündung der Enge la Maire die Eskadre ganz aus dem Gesicht, und bald darauf durch einen Windstoß auch seinen Mast. Alle Offiziers auf dem Wager riethen bey solchen Umständen, in den ersten Hafen einzulaufen; allein der Kapitain bestund eigensinnig darauf, die Insel Socoro ohnweit Baldivia als den ersten Versammlungsort zu erreichen. Er schien das gar nicht zu befürchten, was alle andere mit Recht so sehr beunruhigte, nehmlich die augenscheinliche Gefahr, unter dem Winde auf eine Küste zu stoßen. Sie hatten schon einige Zeit gemerkt, daß sie sich dem Lande näherten. Der Kapitain wurde auch gar bald, aber

zu

zu spät, von seinem Irrthume überzeugt, und befahl daher, man sollte suchen vom Lande abzuarbeiten. Aber alle Mühe war vergebens, und schon zu spät. Das Schif stieß auf den Grund.

Die Nacht und der Verlust des Steuerruders, welches durch den heftigen Stoß ab und fort gerissen wurde, machte ihre ohnedem traurige Lage noch schrecklicher. Die Gefahr betäubte alle, nur Byron allein zeigte so viele Standhaftigkeit und Muth, daß er die verschiedenen Arten des Eindrucks beobachten konnte, den die Schrecken des nahen Todes auf die trotzigen und verzagten Seeleute machten. Der Steuerman folgte dem Exempel des unerschrocknen Jünglings; er blieb auf seinem Posten, obgleich Steuer und Ruder fort waren. Hiedurch wurden einige aufgemuntert und und faßten wieder Muth. Sie wendeten alle Kräfte an, das Schif nahe ans Land zu bringen, um ihr Leben zu retten. Es gelung ihnen endlich, daß sie in eine Oefnung liefen und das Schif zwischen zwey Felsen klemmten, wo sie den Haupt- und Vordermast kappten.

Mit Anbruch des Tages wurden die Böte ausgesezt und die Mannschaft ans Land gebracht. Byron welcher nicht ein Stück seiner Kleidung retten konnte, gieng mit dem Kapitain zugleich

ans Land, welches noch schrecklicher als die See, öde, unfruchtbar und ohne alle Produkte war. Es lag ohngefähr 90 Grade nordwärts von der westlichen Mündung der magellanischen Straße. Sie hatten, da sie das Ufer erreichten, in zweymal 24 Stunden nicht gegessen, und gleichwohl hatten sie für 140 Menschen, die ans Land gestiegen waren, nicht mehr als 3 Pfund Zwiebackkrumen, eine Rothgans, und etwas wilden Sellery. Hier wurde Byrons Standhaftigkeit auf die höchste Probe gesezt, und er ertrug alle Widerwärtigkeiten mit solcher Geduld und Entschlossenheit, als die Größe seines Geistes und die Würde seines Karakters ihn dazu fähig machten. Ihre Noth und Elend war indessen so hoch gestiegen, daß ihnen die häßlichen Vögel, welche herbeykamen, um die Leichname der ans Land getriebenen Ertrunkenen zu verzehren, die besten Leckerbissen waren; Einige Indianer kamen zwar in Böten in die Bay gerudert und brachten ihnen etwas weniges von Lebensmitteln. Allein die zahlreiche Mannschaft verzehrte diesen geringen Vorrath in einigen Tagen, und sie geriethen wieder in dieselbe Noth und Verlegenheit.

Da die Hungersnoth täglich zunahm; so bemächtigten sich 120 Mann von dem Schifsvolck des großen Boots, verliessen den Kapitain und giengen davon. Die Zahl derer auf der

Insel,

Insel, der man von dem gestrandeten Schiffe den Namen Wagers Insel beygelegt hatte, so zurückgeblieben waren, war nun bis auf 20 herabgeschmolzen. Byron war mit unter dieser Anzahl, weil er sich zu der Treulosigkeit nicht entschließen konnte, den Kapitain mit besagten 120 Mann, die ihn mitnehmen wollten, zu verlassen.

Die Noth und das Elend wurde auch bey dieser kleinen Anzahl nichts destoweniger alle Tage größer. Sie suchten daher gleichfalls die Insel zu verlassen und die Insel Chiloe zu erreichen. Sie sezten sich zu dem Ende in das Boot und dem Nachen, als die einzigen Fahrzeuge, die sie übrig hatten; und nach einer Arbeit von zwey Monathen, in welcher Zeit sie auf das schrecklichste herumgetrieben waren, ihren Nachen verlohren hatten, und viere von ihren Leuten verlassen mußten, sahen sie sich genöthiget, nach Wagers Insel zurückzukehren, weil es ihnen unmöglich war, um die Vorgebürge herumzukommen. Bald nach ihrer Zurückkunft kam eine andere Parthey Indianer in zwey Böten nach der Bay der Insel, worunter sich ein indischer Cacique befand, die in der Nachbarschaft von Chiloe wohnen. Mit diesem trafen sie den Vergleich, daß sie ihm die Barke und alles Eisenwerk, das man aus dem großen Schiff geborgen hatte, geben wollten,

wenn

wenn er sie durch die Bays führen wollte, durch welche er zu der Insel gekommen war.

Der Vergleich wurde von dem Cacique angenommen, und die übrig gebliebene Mannschaft, die nur noch 13 stark war, schikten sich in die Barke ein, und traten die Reise an, eine Reise, die unter allen Expeditionen schwerlich ihres gleichen hat. Indem sie sich bemühten, die Barke gegen einen heftigen Strom hinanzuarbeiten, waren sie dermassen von Mangel an Nahrung entkräftet worden, daß einer, der noch der stärkste war, und das Ruder führte, vom Steuer herunter sank.

Kapitain Cheap, welcher noch ein großes Stück von einem gesottenen Meerkalbe hatte, war durch die anhaltende Noth so hart geworden, daß er diesem Unglücklichen keinen Bissen davon zur Stärkung hergeben wollte. Byron war der einzige, der menschlich und edel dachte. Er gab ihm von den gedörrten Muschelfischen, die er in der Tasche hatte, von Zeit zu Zeit einen in den Mund, welches zwar diesem Kraftlosen seine Marter, aber nicht sein Leben verlängerte.

Ihre Bemühung, den Fluß hinaufzukommen, war vergebens. Sie sahen sich also genöthiget, irgendwo zu landen, um Lebensmittel für ihren Hunger zu suchen. Als sie einsten mit

Lebens-

lebensgefahr ans Land flogen: so eilten bey ihrer Zurückkunft sechs von den übrigen Schiffleuten nebst einem Indianer herbey, bemächtigten sich der Barke, giengen davon, und liessen den Kapitain, Herrn Byron, Hamilton, Champbel und Elliot zurück. Diese mehr als teuflische Treulosigkeit schien ihnen in der ersten Vorstellung gar keine Hofnung mehr übrig zu lassen, und ihren gänzlichen Untergang unvermeidlich zu machen. Allein die göttliche Vorsehung, die über unsern Byron und die Uebrigen wachte, machte dies schwarze Verfahren zu einem Mittel ihrer Errettung, und sie sollten dadurch von den unerforschlichen Wegen der Vorsehung einen immerwährenden Beweiß überkommen.

In dieser verzweiflungsvollen Aussicht und in dem hofnungslosen Zustande, darinnen sie an den Ufern herumirrten, erblickten sie ein Boot. Voll Freude über ihre Errettung gaben sie ein Zeichen, und die Indianer kamen auf dasselbe ans Land. Mit vielen Bitten und Flehen vermogten sie dieselben, daß sie in ihren Böten sie den Fluß hinaufbringen möchten, welches in diesen leichten Fahrzeugen thunlich war, die schwere Barke aber hinauf zu arbeiten unmöglich gewesen seyn würde. Durch Hülfe dieser menschlich gesinnten Indianer kamen sie bey den Hütten dieser Nation an, wo sie freundschaft-

schaftlich aufgenommen wurden. Obgleich Byron ganz von Kleidern gerissen war, und in der traurigen Lage, darinnen er sich damals befand, schlechte Figur machte: so wurde doch sein edles Herz von zwo schönen Indianerinnen auch in dem schlechtesten Aufzuge nicht verkannt, und er wurde auf das zärtlichste von ihnen aufgenommen.

Allein der Umgang war von keiner langen Dauer, indem sie ihre Reise schleunigst fortsetzen mußten, und die Insel Chiloe zu erreichen. Auf ihrer beschwerlichen und gefährlichen Reise wurden sie nebst dem Hunger auch von dem Ungeziefer aufs schrecklichste geplaget; denn da sie verschiedene Monate hindurch, weder ihre Kleider noch Hemden wechseln konnten, so waren sie ganz lebendig von Läusen, und sie glichen einem Ameisenhaufen, wo tausende dieser Insekten umher kriechen. Mit solchem beschwerlichen Gefolge begleitet, traten sie ihren Marsch an, und nach drey mühseligen Tagen erreichten sie einen Landweg. Jeder mußte etwas tragen, und Byron hatte einen schweren Kanevaß, nebst einem Stück vom stinkenden Seekalbe, das dem Kapitain gehörte, zu tragen.

Ihr Weg gieng durch einen dicken Wald, voll Morast, wo man mit jedem Schritt, fast bis zur Lende hineinsank. Byron blieb in dieser schreck-

schrecklichen Gegend zurück, indem er in einem tiefen Morast gefallen war, worinnen er beynahe ertrunken wäre. Er warf daher seine Bürde von sich um seine Gefährten wieder zu erreichen, Allein da der Kapitain ihm wegen dem Verluste seines Seekalbfleisches Vorwürfe machte, gieng er eine große Strecke durch den Wald zurück, um das Seekalb zu hohlen und seinen Kapitain zu besänftigen. Bey seiner Zurückkunft aber begiengen sie die Niederträchtigkeit, daß sie sich, nachdem sie ihm das Stück Fleisch abgenommen hatten, ohne denselben einschiften, und ihn bey dem größten Mangel an Proviant, seinem eigenen Schicksal überließen.

Bey einbrechender Nacht und von Hunger und Arbeit ganz entkräftet, fiel er in einen Schlaf, und da er vor Tag erwachte: so hörte er in einiger Entfernung eine Stimme, und erblickte bald eine Hütte, worinnen Indianer waren, die sich zum Einschiffen anschickten. Nach vielen Bitten nahmen sie ihn mit in ihr Boot. Als sie in der Nacht landeten, zogen sie ihr Boot ans Land, machten sich den Augenblick davon, und ließen Byron in einer dunkeln und traurigen Wüste im stärksten Regen zurück. Den folgenden Tag aber nahmen sie ihn wieder mit, und landeten an einem Ort, wo sie viele Muscheln fanden, die unserm ausgehungerten Jüngling treflich zu statten kamen.

Einige

Einige Tage nachher, traf er seine Gefährten wieder an, die vor ihre Treulosigkeit ein härteres Schicksal hatten, indem sie durch ausgestandenen Hunger so abgezehrt waren, daß man kaum noch eine Menschengestalt an ihnen erblicken konnte. Herr Elliot war von den erschrecklichen Beschwerlichkeiten gestorben, und Hamilton trennte sich jezt von den Uebrigen, und begab sich zu einer andern Parthey Indianer. Nach drey Tagen erreichten sie endlich die Insel Chilor und landeten mit vieler Mühe und großer Lebensgefahr im Junius, und dorten mitten im Winter.

Die Indianer nahmen sie sehr freundschaftlich auf, und die Frauenspersonen hatten besonders so großes Mitleiden mit diesen ausgehungerten Schifbrüchigen, daß sie sich um die Wette beeiferten, ihr Elend zu erleichtern. Sie wurden hierauf mit einer spanischen Bedeckung nach Castro und von da nach Chaco gebracht. Unterwegens erwarb sich unser junge Seemann die Gewogenheit einer Dame und ihrer beyden Töchter, welche auf der Insel Personen vom Range waren. Sie nahmen ihn in ihr Haus, und suchten sein Elend auf alle Art zu erleichtern.

Der edle Karakter unsers Byrons nahm noch ein anderes Frauenzimmer dergestalt ein, daß

daß sie es für ein Glück hielt, mit ihm auf ewig verbunden zu werden. Sie war die Nichte eines alten Priesters, und wurde für die reichste Person auf der ganzen Insel gehalten. Sie ließ ihm durch ihren Onkel den Antrag machen. Der Alte zeigte ihm, um ihn desto bereitwilliger zu machen, alle Reichthümer seiner Nichte, und unter andern auch ein Stück Leinwand, woraus alsobald für ihn Hemden gemacht werden sollten, wenn er seine Nichte heyrathen wollte. Unser standhafte Jüngling wäre durch diese Versuchung beynahe überwältiget worden. Allein sein großer Geist überwand alles, und er schlug das Anerbieten auf eine edle und unbeleidigende Art aus, weil ihn die Vorsehung zu etwas höherem bestimmt hatte.

Nachdem Byron auf dieser für ihn so glücklichen Insel alle nur mögliche gute Begegnung genossen, und sich derselbe von dem ausgestandenen Elend wieder erhohlet hatte, so wurde derselbe nebst andern, weiter gebracht. Zu Anfange des Jenners 1742 brachte man sie am Bord eines Schiffes, das nach Valparaiso bestimmt war. Als sie dort angelanget waren, erhielten sie zwar Unterhalt, allein so kurz, daß sie hätten verhungern müssen, wenn nicht die über sie bestellte Schildwache von eigenem Solde ihnen das Nöthige gereicht hätte. Für diese großmüthige That fand Byron nachmals Gelegen-

heit, ihn wohl zu belohnen. Von hier wurden sie bald darauf nach St. Jago, der Hauptstadt Chil' gebracht, wo sie eine edle Aufnahme und Begegnung genossen.

Ein schottländischer Arzt Namens Don Patricio Gedd, bat sich von dem Präsidenten die Erlaubniß aus, die vier angelangten Engländer in seine Behausung aufzunehmen. Er hielt sie als seine leibliche Brüder, und behielt sie zwey Jahr lang bey sich. Das Vergnügen, und der Ueberfluß, so sie an diesem reizenden Orte genossen, machte, daß sie bald alle ausgestandene Mühseligkeiten vergaßen, und Byron versicherte, daß kein Mann von allgemeinerer Menschenliebe in der Welt sey, als bemelter Arzt.

Im Jahr 1744 den 20sten December, giengen sie wieder zu Schiffe, und kamen nach einer sehr gefährlichen Reise den 22sten October 1745 zu Brest an, wo sie nach einem kurzen Aufenthalte ein holländisches kleines Fischerschiff bedungen, das sie nach Dover brachte. Ihre Baarschaft war so sehr erschöpft, daß sie bey ihrer Ankunft zu London 1746 den 1sten Jenner nicht einmal die Umlaufer bezahlen konnten. Bey seiner Zurückkunft in sein Vaterland erwarb sich Byron bey seinen Landsleuten eben die Achtung und Zuneigung, als er sich durch sein

edles

ndles Betragen bey fremden Nationen zuwege gebracht hatte.

Ob ihn gleich sein ersterer Versuch zur See so viele harte Zufälle zugezogen hatte, so blieb er dennoch standhaft bey der einmal gewählten Lebensart. Seine so frühzeitige Erfahrung machte ihn zu einen guten Seemann, und sein Vaterland suchte seine Talente zu nützen. Er stieg daher, nachdem er sich 1748 im August mit der Miß Treville vermählet hatte, von einer Ehrenstufe zur andern, bis ihm 1758 als Commodore sogar eine kleine Flotille von drey Kriegsschiffen, nehmlich: The America, Coventry und Brillant, zu kommandiren anvertraut wurde, mit welchen er im Kanal kreuzte, und ein französisches armirtes Schif von 14 Kanonen, le Diamant genännt, in die Luft sprengte, einen Kaper aufbrachte, und den Intrepide versenkte.

Nach dieser glücklich abgelegten Probe von seiner Tapferkeit wurde ihm eine grösere Flotte zu Louisburg in Amerika anvertraut. Sie bestund aus den Schiffen: the Fame, Dorsetschire, Achilles, Scarborough und Repulse. Mit diesen grif er die französische Schiffe in der Bay von Chaleurs an, ruinirte sie meistens, und erwarb sich durch seine

hieben erwiesene Tapferkeit und Klugheit große Ehre und Ruhm. Hierauf ließ er die Vestungswerke von Louisburg demoliren, und fügte den Feinden bey mehrern Gelegenheiten großen Schaden zu.

Der bald darauf erfolgte Friede mit Frankreich 1763 sezte seinen Thaten, aber nicht seinem würksamen und unternehmenden Geiste Gränzen. Schon im Jahr 1764 entschloß er sich, die Welt zu umschiffen, um neue Entdekkungen zu machen. Er unternahm diese Seereise mit den zwey Fregatten, the Delphin, und Tamer genannt. Und wir haben ihm die Entdeckung der patagonischen Riesen zu verdanken. Im Febr. 1765 sahe sich nehmlich Commodore Byron widriger Winde wegen, die ihn in die magellanische Meerenge einzulaufen verhinderten, genöthiget, in der südlichen Hemisphäre einen ganzen Tag und eine Nacht längst einer Insel hinzuschiffen, welche nahe an der Spitze des festen Landes von Amerika, beym Ausfluß des Stroms Gallegos gelegen ist und die Einfahrt der magellanischen Meerenge gegen Norden bedecket. Den ganzen Tag nahmen die Engländer wahr, daß ihnen die Bewohner der Küste Zeichen machten, als wenn selbige sie zu einer Landung einladen wollten, und die ganze Nacht brannten viele Feuer auf der Küste.

Den

Den folgenden Tag gieng der Commodore Byron mit 40 Soldaten und in Begleitung einiger von seinen Offiziers ans Land. Man war eine kleine Strecke landwärts eingerückt, daß man von ferne einen ansehnlichen Haufen von Leuten erblickte, die, wie es den Engländern schien, auf sehr kleinen Pferden ritten. Weil die Größe der Pferde in der Entfernung nicht anders, als nach ihrem Verhältniß gegen die Reuter beurtheilet werden konnte, so war dieser Irrthum unvermeidlich. Der Haufen rückte immer näher heran, und einer davon, welches der Heerführer zu seyn schien, entfernte sich von den übrigen, und kam gerade zum englischen Befehlshaber, Herrn Byron, mit Entblößung seiner Brust. Dieser gieng ihm entgegen und bewillkommte ihn mit einigen kleinen Geschenken, dergleichen er auch an andere Patagonen, die nach und nach herbey gekommen waren, austheilte.

Inzwischen hatten sich die englischen Offizier auch näher gemacht, und gaben Bänder und Halsgeschmeide an die Weiber dieser Wilden, derer einige Kinder von 3 bis 3½ Fuß auf den Armen hatten. Der dabey befindliche Schifs-Kapitain Cummings, ein Mann von 6 Fuß und einigen Zollen, konnte kaum, wenn er sich auf die Zehen richtete, mit der Spitze seiner Finger bis an den Mund eines dieser

wunderbaren Menschen reichen. Der Schifs-Lieütenant des Commodore, von welchem man diese Umstände erfahren hat, war zwar nicht mit ans Land gegangen, konnte aber vom Boord genugsam aus Vergleichung der Größe dieser Wilden mit der Statur der Engländer urtheilen, daß erstere 8 bis 9 Fuß hoch waren.

Als bemelte zwey Schiffe drey Monathe nachher abermals bey dieser Insel paßiret, und einige die Neugierde gehabt, wieder ans Land zu gehen: so haben sie zu ihrer größten Verwunderung nichts als kleine magere Menschen vorgefunden. *) Es war zu der Zeit in jenem Himmels-Striche Winter, und man hat Ursache, zu vermuthen, daß die Riesen nur im Sommer auf der Insel sind, um etwa Fischerey zu treiben, und daß sie sich bey einfallender rauhen Jahrzeit in wärmere Gegenden zurückziehen. Daher es denn nicht zu verwundern ist, daß Herr von Bougainville und andere Reisende an solchen Küsten, wo von den Engländern Riesen gesehen worden, nichts als gewöhnliche Menschen angetroffen haben, und man

*) Das englische Ministerium hat nachher von neuem eine stärkere Eskadre nach der magellanischen Meerenge ausgeschickt, von deren glücklichen Fahrt bis an die brasilischen Küsten man auch bereits in denen davon herausgekommenen Reisebeschreibungen hinlängliche Nachrichten findet.

man zweifelt nun nicht mehr an dem wirklichen Daseyn der westindischen Riesen.

Wir übergehen die übrigen Umstände seiner zu Entdeckungen unternommenen Reisen, indem wir unsere Leser auf die davon gedruckt erschienenen Nachrichten verweisen, und folgen ihm auf seiner militärischen Laufbahn. Da unser Byron dem Könige und seinen Landsleuten auf die rühmlichst Art, und als ein Mann von Tapferkeit, Entschlossenheit, Klugheit und Vaterlandsliebe bekannt war: so wurde ihm in dem gegenwärtigen Kriege eine ansehnliche Flotte zu kommandiren anvertrauet, die aus 23 Linienschiffen, 13 Fregatten und 8 Schaluppen bestund, nemlich 1 Linienschiff von 90 Kanonen, 11 von 74, 1 von 70, 7 von 64, 1 von 60 und 2 von 50 Kanonen. Mit dieser grif er nebst dem Viceadmiral Barrington am 3ten Julii 1779 die ihm in allem Betracht überlegene Estaingsche Flotte in St. George Bay vor Grenada an. Das Gefecht wurde hitzig, und er hielt es gegen einen vortheilhaft postirten Feind 6 Stunden lang aus, und fügte ihm einen beträchtlichen Verlust bey. Weil aber seine Schiffe an Mast, Tau und Segel im Treffen, und vorher schon durch Sturm viel gelitten hatten, er auch bemerkte, daß sein Kanonenfeuer wegen des schlechten Pulvers nicht die Würkung that, als es thun sollte: so sahe er sich genöthiget, sich mit einem

Verlust von 189 Todten, und 346 Verwundeten aus dem Treffen zu ziehen. Die Schiffe die dabey am meisten gelitten hatten, waren: the Albion, Boyne, Cornwall, Elisabeth, Fame, Grafton, Lion, Medway, Monmouth, Suffolk, Sultan, Stirling-Castle, und Trident.

Ohngeachtet dieses Seetreffen für England gegenwärtig nicht entscheidend war; so wurde es jedoch nachher einige Monate darauf durch seine Folgen. Der Graf Estaing verlohr in dem Treffen 1200 Mann an Todten, und 2000 an Verwundeten, und da er auf diese Art geschwächt, im September desselben Jahres eine Landung in Georgien that, und im October vor Savannah rückte, so wurde er mit großem Verlust zurückgeschlagen; sein Plan wurde vereitelt, seine Flotte zerstreuet, und die Engländer erhielten dadurch ein großes Uebergewicht; eine Folge von jenem Seetreffen. Zum Schluß müssen wir noch eine kleine Anmerkung machen. Byron hat ein ganz seltsames und besonderes Schicksal. Ohnerachtet derselbe einer der tapfersten, geschicktesten und erfahrensten Seekapitains ist, so hat er gleichwohl nicht viel Glück zur See; besonders hat er durch Stürme jederzeit viel gelitten. Und dieses hat ihn vermuthlich auch zu dem Entschluß gebracht, nach London

Don zurück zu gehen, und sein mühseliges Leben daselbst in Ruhe zu beschließen.

§. 12.

Merkwürdiges Schreiben zweyer Holländischen Bauern an den Czaar Peter den Großen, de Dato Saardam, den 5ten December 1698. aus dem Holländischen.*)

Peter Alexiewiz, günstiger Freund und Bruder in Christo Jesu. Nach Anwünschung alles Guten, hier und dort ewiglich. Unser lezter und erster Brief an Euer Edlen ist gewest vom 28sten November, und ist dieser ein Kopie von dem vorigen, worinn gemeldet, da vor diesem nicht die Ehre gehabt, an Euer Edlen zu schreiben, so dient gegenwärtiges Euer Edlen bekannt zu machen, daß auf unser Dorf Saardam und andere umliegende Plätze in Holland

*) Das Original dieses sonderbaren Briefs ist in Händen des Herrn N. Mokwoo, Kaufmanns zu St. Petersburg, und ist von Peter dem Großen selbst dem Admiral Creys, Aeltervater der Mokwooschen Kinder, zur Beantwortung übergeben worden. Nach einer Ueberlieferung kam im Frühling 1699 das Schif in Rußland an, und der Czaar schenkte den Saardammer Einwohnern die Ladung Roggen.

gelegen, nachdem Ihr aus Holland weggereiſt ſeyd, ſehr plötzlich eine groſſe Theurung in Korn vornehmlich Roggen, gekommen iſt. — So iſt dann in dieſen wenigen Zeilen unſre inſtändige Bitte und Nachſuchung an Euer Edlen, daß wir die Freyheit haben mögen, eine Schifslabung Roggen, groß zweyhundert Tonnen, zu kaufen, und nach Saardam bringen zu laſſen, welches thuend uns verobligiren, und Euer Edlen ruhmwürdigen Nahmen in einem ewigen Gedächtniß erhalten wird bey Euer Edlen ſehr geneigten Saardammer Freunden. Erſuchen ſehr freundlich um eine günſtige Antwort auf das allerſchleunigſte, wornach wir uns regulieren werden, und worin wir Euer Edlen wiederum dienen können, ſeyd unſerer Geneigtheit verſichert. Wir thun Euer Edlen freundlich grüſſen, und danken, daß ihr uns mit Euer Edlen Perſon geliebt habt zu beehren. Geliebet anbey Alexander*) und Gabriel**) zu grüſſen. Schließlich und in göttliche Obhut befehlende, Euer Edlen ſehr geneigte Freunde

P. S. So geſchwind Freyheit vor EE. erhalten, werden ein Schif unter des Herrn Seegen abſenden

Kornelis Mighiels Kalff.
Kornelis Kornelisse Kalff.

*) Der Fürſt Alexander Menzikof.
**) Graf Gabriel Goloffkin.

§. 13.

Urſprung der Inquiſizion.

Die Inquiſition fing zu Toulouſe an, bey Gelegenheit der Sekte der Albingenſer, welche ſich ſehr weit in dem narboneſiſchen Gallien ausgebreitet hatte. Dominicus, ein Spanier von Geburt, des Dominicanerordens Stifter, wurde ohngefähr im Jahr 1216, durch Pabſt Innocentius *III.* zum General-Inquiſitor wider die Albingenſer ernannt, mit Befehl, die Ketzer überall aufzuſuchen und auszurotten. Da Dominicus ſahe, daß die Predigten und Ermahnungen nichts halfen, nahm er das Anſehen der Fürſten zu Hülfe. Er beredete den Grafen von Montfort und verſchiedene andere franzöſiſche, ſpaniſche und deutſche Herren wider die Albigenſer zu ziehen, und einen blutigen Krieg wider ſie zu führen, welcher zu nichts weniger als zur Austilgung dieſer Ketzer diente. Von dieſer Zeit an ſchickten die Päbſte Mönche von dem Prediger-Orden, als Inquiſitores in die Provinzen, wo man vermuthete, daß ſich Ketzer aufhielten. Dieſe neuen Inquiſitores hatten anfänglich kein beſtimmtes noch beſtändiges Gewicht, und erſuchten nur die weltliche Obrigkeit, wider die Ketzer zu verfahren, die ſie anklagten. Da aber Innocentius *IV.* ſahe, mit wie vielem Eifer ſich die Dominicaner bemühe-

müheten, die Ketzer auszurotten, errichtete er im Jahr 1251 ihnen zu Liebe in Italien verschiedene Gerichte, welchen die Verfolgung und Bestrafung der Ketzer allein aufgetragen war. Daraus verbreitete sich dieses Uebel nach und nach, durch die ganze Christenheit, und hinterließ nirgends stärkere Spuren der Grausamkeit und Unmenschlichkeit als in Spanien und Portugall.*) In der That war nichts unbilliger, als diese Inquisizion. Die Art ihres Verfahrens war ein unfehlbares Mittel, wenn man wollte, ins Verderben zu stürzen. Vor diesem Gericht hört man den Beklagten niemalen gegen den Kläger ab, und jedem Kläger giebt man Gehör; kurz, der Beklagte muß selbst sein eigener Ankläger werden, und das Verbrechen, das man ihm Schuld giebt, und davon ihm oft nichts bewußt ist, errathen und bekennen.**)

§. 14.

Karaktere des Prinzen Heinrichs von Preussen.

Ein Held, — der jeden Schritt voll sehnender Erbarmung,
Gleich einem Engel Gottes that,

Für

*) Siehe Geschichte der Inquisizion von Phil. v. Limboch.

**) Siehe den sogenannten Jesuiten Mariana in seiner Geschichte von Spanien.

Für dessen Glück oft selbst durch Großmuth überwunden
Sein Feind im Stillen hat;
Auf dessen Lorbeer nie im Laufe großer Siege
Gekränkter Unschuld Thränen floß,
In dessen großes Herz der Landmann seine Klage
Nie unerhört ergoß; —
Der mit dem Heldengeist in seiner großen Seele
Das menschliche Gefühl vereint,
Und der, wo Barbarey der Menschen Glück zerstöret,
Mit seinen Brüdern weint.
Der kühn und unbesiegt die Schaaren seiner Krieger
Mit hohem Heldenmuth erfüllt,
Und wo die Armuth klagt, gerührt von ihrem Jammer
Der Armuth Thräne stillt.

Dieser mehr als königliche Prinz, gleich groß als Held und Menschenfreund, ist sanguinisch-cholerischen Temperaments, klein von Statur, aber, in allen Theilen so regelmäßig, und nach einem so richtigen Maaßstabe geschaffen, daß man glauben sollte, die Natur habe bey Zusammensetzung seines Körpers jene künstlichen Meister des Alterthums herbeygerufen, welche

welche in dem Begrif des Schönen, untrüglich waren, um über jeden Theil seiner Organe ihr Urtheil einzuholen. Er spricht zwar etwas durch die Kehle, gleichwohl ist seine Stimme sanft und überaus einnehmend, und nähert sich dem Tenor. In seinen Gesichtszügen hat er etwas besonders auszeichnendes, welches Größe des Geistes mit sanften Reizen durchwebt, ausdruckt. Sein Gesicht ist männlich, und wird durch ein in regelmäßige Locken gelegtes schwarzbraunes Haar noch mehr erhöhet. Eine etwas flache Stirn und auswärts gebogene Nase heben sich über einen regelmäßigen Kinn, welches ein schwarzblaulicher Bart umfasset. Seine Augen sind blau, groß und schön. Sie enthalten den ganzen Inbebrif seiner Vorzüge und majestätischen Tugenden. Er übersiehet mit einem Blick das Ganze, und auch der kleinste Theil desselben wird von ihm bemerket. Sein Blick, so einehmend und bezaubernd er gegen Menschen, die ihren Pflichten getreulich nachkommen, ist, so fürchterlich ist er gegen Uebertreter und alle diejenigen, die aus Vorsaz gegen seine Befehle und das Interesse des Dienstes handeln. Sein Geist ist bey vieler Arbeit unverdrossen, und findet in den weitläuftigen Geschäften eines Heerführers seine Nahrung. Auch in seinem Zimmer ist er unermüdet in Geschäften, und dennoch bleibt seine Miene heiter, einnehmend und gefällig; ja sogar alsdann, wenn ihm die

Beschwerlichkeiten des Krieges die gewöhnlichen Ruhestunden versagen. Er kennet seine große Bestimmung in ihrem ganzen Umfange; er durchlauft die große Kette seiner Pflichten mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, verbindet damit immer neue Sorgen, und regieret alles mit einer bewundernswürdigen Ordnung. Seine gröste Leidenschaft ist der rühmliche Eyfer, das Wohl seines Vaterlandes und aller Menschen zu befördern, mit seinem eigenen Ruhme verbunden, welcher, so wie bey allen Helden, also auch bey ihm die Triebfeder grosser Thaten und schönen Handlungen ist. Er ist außerordentlich mildthätig und besizt einen brennenden Eyfer, allen Menschen zu helfen. An den Schicksalen dieses oder jenen Menschen nimmt er öfters einen so lebhaften Antheil, daß man glauben sollte, er sey durch die Bande der Freundschaft mit ihm verbunden. Dieser Antheil vermehret sich, wenn ihm die Person bekannt und durch gutes Verhalten sich seiner Gewogenheit bereits versichert hat. Alsdenn ist sein ganzes Herz Gefühl, Liebe und Gefälligkeit, und scheint gleichsam über die Mittel, wodurch er seinen Antheil äußern könnte, verlegen zu seyn, und man findet, daß der gute dienstfertige Wille allezeit mit der That vereinbaret ist. Dies Gefühl von Menschenliebe haben auch seine Feinde an ihm bewundert, und sein Andenken bleibt bey denselben unvergeßlich. Sein Anzug ist

die

die Uniform seines Regiments, und diese ist einfach aber nichts destoweniger schön und prächtig. Er gehet in vielem von dem Anzuge des Königs ab und kleidet sich mehr nach der Mode. Er liebt die Reinlichkeit in allem und siehet es gerne, wenn seine ihn begleitende Offiziers ihm darinnen nachahmen. Das Gefolge ist nicht groß, aber wohl ausgesucht, und bestehet aus Leuten, von deren Treu und Fähigkeiten er bereits überwiesen ist. Der vornehmste Liebling ist der Major und General-Adjutant von Kapphengst, ein Mann dessen Karakter edel, und der schönen Bildung vollkommen angemessen ist. Nichts liebt der Prinz mehr, als die Mäßigkeit, und seine Tafel ist mit wenigen aber wohl ausgesuchten Speisen und Weinen besezt, und dies ist der Grund seiner bey einer schwächlichen Leibeskonstitution dennoch fortdauernden Gesundheit. Er liebt mehr die stillen Vergnügungen bey we[illegible] der Geist mitwürkt, als solche, die Körper und Geist ermüden. Man siehet ihn daher nie jagen; und wenn er spatzieren gehet: so geschiehet es in keinem Gefolge, sondern mehrentheils in Begleitung des Majors von Kapphengst, ohne irgend einen andern Bedienten bey sich zu haben. Er legt sich mehrentheils früh zu Bette, um die Morgenstunde seinen Geschäften zu weihen. Wenn die Armee aufbricht, es sey zu welcher Stunde es wolle: so ist der große Heinrich der erste, der die Kolonnen

nen formiren und in Bewegung setzen läßt. Er zehet immer mit der Avantgarde voraus, bleibt während dem Marsche allezeit zu Pferde, und wählet den Platz, wo und wie die Armee kamiren soll. Nun bleibt Er auf der Lagerstatt und erwartet die Teten der Kolonnen. Aber auch diese Zeit bleibt er nicht unthätig; denn nun bereutet er das Terrain in seinem ganzen Umfange, zeiget die Aussenposten und bestimmet ihre Stärke. Seine Befehle, die er ertheilet, sind deutlich, gedrungen und bündig. Eine ganz hinreissende Leutseligkeit begleitet sie, und er verbindet sich auch dann die Menschen, wenn man glaubt, er habe nicht die Zeit, dieses zu seinem Endzweck zu machen. Daher übertrift die Liebe und das Vertrauen, welches die Armee auf ihn setzt, alle Erwartung. Sowohl der Landmann als der Soldat verehret ihn als Vater. Und solche Zeugnisse sind Bürgen seiner Verdienste, seiner Tugenden, und ewige Denkmäler seiner großen und schönen Thaten.

§. 15.

Einige Umstände von dem Leben des Herrn Henry Laurens, ehemaligen Präsidenten des amerikanischen Kongresses, und jetzigen Gefangenen in England.

Herr Henry Laurens ist gebohren im J. 1730 in der Provinz Karolina, wohin seine

Familie wegen der Verfolgung der Protestanten in Frankreich nach Aufhebung des Edikts von Nantes geflohen war. Sein Vater war ein Sattler in Charlestown, und wollte seinen Sohn zu gleicher Handthierung anführen; allein der Jüngling, welcher fand, daß die Ausübung einer mechanischen Kunst seinem Ehrgeize oder Fähigkeit gar kein Genüge thue, gab dieselbe bald auf, und legte sich auf die Handlung. Hier stimmte der glücklichste Erfolg mit seinen unumschränktsten Wünschen überein. Das Glück lächelte seinem Fleiße zu, und überhäufte ihn mit Reichthümern. Er war aufrichtig, ordentlich und unermüdet in seinen Geschäften, und behauptete stets den Karakter eines ehrlichen Mannes in seinen Handlungen, wiewohl man ihn auch zu gleicher Zeit, welches unter Kaufleuten eben nicht respektabel ist, für einen harten, scharfen und sehr genauen Mann hielt.

Des Herrn Laurens Fleiß schrenkte sich nicht bloß auf die Erwerbung des Reichthums ein; er bemühete sich eben so stark um die Erlangung der Kenntnisse. Seine erste Erziehung war wegen des allgemeinen Mangels gehöriger Anstalten zur Erziehung der Jugend in Karolina, und wegen der sehr eingeschränkten Umstände des Herrn Laurens seiner Jugend, eben

eben nicht die beste. Allein, nachdem er in bessere Umstände gerathen war, so erwarb er sich vermittelst einer Anstrengung seiner Kräfte und unermüdeten Aufmerksamkeit, die seinen Karakter besonders auszeichnet, eine Kenntniß vermischter Litteratur, welche Leuten in ganz andern Umständen, als worinn er sich befand, Ehre gemacht haben würde. Es ist indessen zu bemerken, daß die Kenntniß die man in männlichen Jahren und mit zunehmenden Jahren erwirbt, wenn man nicht vorher in der Jugend einen guten Grund gelegt hat, für ihren Besitzer selten von großem Nutzen ist. Leute, die nicht frühzeitig zum Studiren und Nachdenken angehalten worden sind; gelangen schwerlich jemals zu dem Vermögen, sich allgemeine Begriffe zu machen, und eine ganze Wissenschaft so zu reden, in ein einziges Theorem zusammen zu pressen. Ihre Wissenschaft ist meistens weiter nichts als eine bloße Sammlung von Factis, ohne einen gemeinschaftlichen Grundsatz, sie mit einander zu verbinden; und sie gleichen dem Sande und Kalk, ehe derselbe durch Wasser zu einer dauerhaften und festen Masse verbunden wird. So ist es großentheils mit den Kenntnissen des Herrn Laurens beschaffen, und die Ursache davon ist der Mangel einer regulairen und guten Erziehung. Es kommt ein andrer Zug in seinem Karakter vor, der vielleicht eben dieser Ursache zugeschrieben ist, dieser

nämlich: Sein Umgang ist so voll gesuchter Höflichkeit; er ist so aufmerksam gegen diejenigen, mit welchen er in Unterredung ist, und so sorgfältig, damit kein unschickliches Wort oder Ausdruck ihm entwische, daß ein Mann von gerader Redlichkeit und gutem Verstande gewiß daher Anlaß nimmt zu glauben, Herr Laurens habe Absichten gegen ihn, und wünsche etwas vor ihm zu verhehlen, welches er gleich sehen würde, wenn es nicht künstlich verheelet würde. Leute von verschiedenem Karakter denken von seinem Betragen ganz verschieden, und geben demselben verschiedene Benennungen. Schwache und unwissende Leute, die ihn nach diesem Umstande beurtheilen, nennen ihn gesprächig und weise; Leute von mehrerer Einsicht aber halten ihn für schmeichelnd und listig. Es fehlt ihm zuverläßig an derjenigen aufrichtigen und offenen Männlichkeit der Aufführung, die eine gute Erziehung, ein guter natürlicher Verstand und das Bewußtseyn der Redlichkeit, ihrem Besitzer stets verleihen.

Die Lebensumstände des Herrn Laurens vor Paßirung der Stempelakte sind eben nicht merkwürdig. Er war zwar im lezten Kriege zum Provinzial-Obersten ernannt, und bey einer Unternehmung gegen die Indianer gebraucht worden; allein seine Kriegsthaten waren nicht so

wichtig,

wichtig, daß sie das Publikum aufmerksam gemacht hätten. Als das Ministerium die Stempelakte in Amerika einzuführen suchte, zog sich Herr Laurens den Haß des gemeinen Volks zu Charlestown zu, indem er dessen Widersetzlichkeit gegen die Akte für unrechtmäßig und Constitutionswidrig erklärte. Es drohete ihm die Wirkungen seiner Rache, ließ sich aber hernach auch bereden, ihn unbeunruhigt zu lassen. Die Aufhebung der Stempelakte erfolgte bald hernach, und die Animositäten, welche sie veranlasset hatten verschwanden entweder, oder schlummerten eine Zeitlang. Allein nun hatte der glückliche Erfolg die Amerikaner kühner gemacht; er hatte ihre Absichten und ihren Ehrgeiz erweitert, und gab ihnen Anlaß, neuen und noch entfernten Siegen entgegen zu sehen. Sie verlangten die Aufhebung der Abgaben von Glaß, von Farben, u. s. w. und droheten, keine Waaren aus England einzuführen, wenn man ihnen ihr Begehren abschlüge. Man schlug es ihnen ab, und sie entschlossen sich also zum Entwurfe der Nicht-Einfuhr. Herr Laurens bewieß sich anfänglich abgeneigt gegen die Maaßregel; da er aber sah, daß die verschiedenen Kolonien entschlossen waren, ihre absonderlichen Kräfte nicht weiter einzeln in dem Streite gegen ihr Mutterland zu gebrauchen, sondern ihre zerstreute Macht durch Errichtung eines Generalkongresses zu concentriren,

triren, so nahm er begierig an einem Entwurfe Theil, den er vorhin gemisbilligt hatte. Dem Verfahren der aufgestandenen Kolonien war nun eine solche Festigkeit gegeben, daß selbst ein kluger und behutsamer Laurens es nicht länger für unsicher hielt, sie durch seinen Beyfall und Beytritt zu unterstützen. Die Amerikaner trugen in diesem, wie in dem vorigen Streite den Sieg davon. — Nachdem die Sachen nach Verrichtung der Verabredung wegen der Nicht-Einfuhr ein festeres Ansehen bekommen hatten, verließ Herr Laurens Karolina, und that eine Reise nach Europa. Er war ungefähr drey Jahr von Amerika abwesend, wovon er den größten Theil in England zubrachte. Im Anfange des 1775sten Jahrs gieng er zeitig genug nach Charlestown zurück, um die entstehende Flamme des Aufstandes anfachen zu können. Sein Reichthum, seine Handlungskenntnisse, sein bekannter Fleiß und Emsigkeit in jedem Entwurfe, womit er sich befaßte, und der Unterricht, den er während seines Aufenthals in England bekommen hatte, machten aus ihm eine sehr schäzbare Acquisition für die amerikanische Sache, und zeichneten ihn als die geschickteste Person aus, welche die Karoliner zum Präsidenten ihres Provinzial-Kongresses wählen könnten. Aber auch hier gieng er von seiner gewöhnlichen Behutsamkeit und List nicht ab; denn ungeachtet des entscheidenden Antheils, den

er,

er, wie seine Handlungen zeigten, an dem grossen Streite genommen hatte, gab er bey den königlich Gesinnten noch immer vor, daß er abgeneigt gegen die Maaßregeln wäre, welche die Amerikaner nähmen, und daß er für sein Theil durch seine Landsleute schlechterdings darzu gezwungen wäre. Er fürchtete sich vor Großbritanniens Rache, wenn es demselben glückte, und suchte durch diesen Kunstgrif derselben zu entgehen. — Von diesem Zeitpunkte an ward des Herrn Laurens Geschichte ein Gegenstand der Aufmerksamkeit von Europa, und mann kann sie in allen öffentlichen Blättern selbigen Zeitraums lesen. Es wird demnach genug seyn, noch zu bemerken, daß er bald hernach, als er zum Präsidenten des Provinzial-Kongresses von Karolina war gewählt worden, als Delegirter von selbiger Provinz zum Kontinental-Kongresse nach Philadelphia gesandt; daß er 1777 zum Präsidenten des Kontinental-Kongresses ernannt worden, und daß zu der Zeit, da er Präsident war, die Konvention zwischen Gates und Bourgoyne zu Saratoga geschlossen worden ist.

§. 16.

Neues Mittel in hektischen Brustbeschwerden.

Die Durchlauchtigste Landgräfinn von Hessendarmstadt hat neulich der Frau von Röden

zu Wittenburg, die Entdeckung eines Arzneymittels mitgetheilt, welches man als eine wahre Wohlthat für das menschliche Geschlecht betrachten kann. Sie zeigt es in ihrem Schreiben an.

„Man hat mir ein Arzneymittel bekannt gemacht, welches der Zufall einem Officier gelehrt, der nach einem heftigen Schnupfen Blut gespieen, und nachmals beständige Brustbeschwerungen empfunden hatte. Die Kunst der Aerzte hatte sich an ihm vergebens erschöpft, und er brauchte schon nichts mehr. — Er hatte ein Faß Wein auf Bouteillen abziehen lassen, und wollte sie selbst zupfropfen, nahm zu dem Ende ein halbes Pfund Harz, und eben so viel gelbes Wachs, und ließ es zusammen in einem irdenen Gefäß über einem Kohlenbecken schmelzen. Als er seine Bouteillen zugepfropft hatte, glaubte er eine Erleichterung in der Brust zu empfinden, und mit weniger Mühe auszuwerfen. Er kam auf die Gedanken, daß vielleicht der Dampf ihm diese Besserung verursacht hätte, ließ also beyde Ingredienzien noch auf dem Kohlenbecken, machte Thüre und Fenster zu, und gieng in dem Rauch auf und ab. Er wiederholte diese Kur vier bis fünf Tage, und wurde völlig gesund. Der erste Regimentsfeldscheer, dem er seine Beobachtung mittheilte, wollte anfangs

fangs diesem Mittel nicht glauben, versuchte es doch aber an einem Soldaten im Hospitale, der an einer Eiterung der Lunge dem Tode sehr nahe war. Er nahm den Kranken zu sich ins Haus, um alle mögliche Aufmerksamkeit auf ihn zu wenden. Der Kranke, mit dessen Uebel es schon zu weit gekommen war, konnte anfangs den Dampf nicht länger als einige Minuten ertragen. Nach und nach aber gieng es besser, und nach sechs Wochen war er gesund. Die Sache ist wahr, meine liebe Röden, und das können Sie so gewiß glauben, daß ich Ihnen sogar Vollmacht gebe, sie dem Herrn Zimmermann selbst zu erzählen. Ich habe eben seinen Freund Tissot, consulirt.„

Von Leipzig aus versichert man in öffentlichen Blättern, daß dieses Mittel in Sachsen an unterschiedenen Orten mit sehr glücklichem Erfolg versuchet worden. Da es an sich unschuldig und mit dem Versuch keine Gefahr verknüpft ist, so verdienet es gemeinnütziger und durch mehrere Proben auch hier bestätiget zu werden. Wir ersuchen auch alle diejenigen, welche Proben zu machen Gelegenheit haben, den Erfolg davon zur öffentlichen Bekanntmachung an uns einzuberichten.

§. 17.

Berechnung des ganzen Standes des ehemaligen Jesuiterordens; aus einem Verzeichnisse genommen, das im Jahr 1762 nach Rom gesandt worden.

Assistenz von Italien.

	Häuser.	Jesuiten.		Priester.
Rom	— 31	— 848	worunt.	425
Sicilien	— 27	— 775	—	317
Neapel	— 26	— 667	—	296
Mayland	— 26	— 625	—	296
Venedig	— 29	— 797	—	357

Assistenz von Frankreich.

	Häuser.	Jesuiten.		Priester.
Frankreich	— 25	— 891	worunter	482
Aquitanien	— 19	— 478	—	240
Lion	— 30	— 773	—	403
Tolose	— 24	— 655	—	344
Champagne	— 22	— 594	—	292
Mißion in Amerika	— 15	— 104		
In Asien	— 13	— 69		
In Griechenland.	7	— 25		

Assistenz von Deutschland.

	Häuser,	Jesuiten.		Priester.
Oberdeutschl.	— 37	— 1060	worunter	496
Oesterreich	— 64	— 1772	—	751

Nieder-

	Häuſer.	Jeſuiten.	Prieſter.
Niederland	— 26	— 542 worunt.	232
Pohlen	— 71	— 1050 —	552
England	— 19	— 299 —	28
Litthauen	— 80	— 4047 —	475
Gallia Belgica	— 20	— 471 —	266
Böhmen	— 47	— 1239 —	673
Ober-Rhein	— 23	— 497 —	240
Nieder-Rhein	— 51	— 772 —	398

Aßiſtenz von Spanien.

	Häuſer.	Jeſuiten.	Prieſter.
Toledo	— 30	— 659 wor.	288
Caſtilien	— 33	— 718 —	368
Arragonien	— 24	— 604 —	272
Baetica	— 31	— 662 —	308
Sardinien	— 10	— 300 —	114
5 Prov. in Amerika	113	— 1945 —	1081
Philipp-Inſeln	— 18	— 126 —	97

Aßiſtenz von Portugall.

	Häuſer.	Jeſuiten.	Prieſter.
Portugall	— 16	— 861 worunt.	384
4 Prov. in Aſien	— 8	— 303 —	277
2 Prov. in Amerika	— 8	— 690 —	316

Die Regiments-Verfaſſung des Ordens theilte ſich in fünf Aßiſtenzen, welche in ſich begriffen, 39 Provinzen, 24 Profeßhäuſer, 669 Collegia 61 Novizíate, 176 Seminarien, 335 Reſi-

Residenzen, 223 Missionen 22787 Jesuiten, worunter 11010 Priester.

R — D.

§. 18.

Fabrik von Basreliefs.

Diese Fabrik ist einzig in ihrer Art, und ein neuer Beweis, wie sehr selbst die simpelsten Gegenstände unter den Händen eines geschickten Beobachters gewinnen.

Der Doctor Vegni, ein Toskaner, berechnete zuerst den Nutzen, den man im Großen von einer gewissen heißen Quelle ziehen könnte, die eine sehr weisse und feine Erde mit sich führet. Diese Quelle lieget auf einem Berge, der eine von den Seiten des untern Theils des Gebirges Sancta Fiora nahe bey Radikofani in Toskana ausmacht, und sich bey dem kleinen Fluß la Paglia endiget. Das Wasser dieser Quelle ist sehr heiß, und kommt beständig in großen kochenden Blasen, und auf das genaueste mit der Erde vermischt hervor, die wir eben erwähnt haben, und die aus aufgelöstem Kalk und Schwefeltheilchen zu bestehen scheint, als woraus wahrscheinlich der ganze Grund dieses Bergs in einer sehr großen Tiefe zusammengesezt ist. Ein starker schwefelartiger Geruch verbreitet sich davon über eine Meile in die

die Ruhe. Das Wasser ergießet sich über den Abgang des Berges in breiten Flächen, und bildet Lagen Stalaktiten, die, sonderlich wenn die Sonne darauf scheinet, eine blendende Weisse haben, und nach der Geschwindigkeit des Wassers oder der Schiefe des Falls, mehr oder weniger hart sind. Der Anblick dieser Stalaktiten, und die Bemerkung der Umstände ihrer Verschiedenheit bewogen den Doktor Vegni den Großherzog um die Erlaubniß zu bitten, eine Fabrike von künstlichem Alabaster auf diesem Berge anlegen zu dürfen, die äußerst merkwürdig geworden ist.

Der Doctor Vegni läßt aus Rom und andern Theilen Welschlands, gipsene Formen von den besten Basreliefs kommen, nach denen wieder andere Formen, von Schwefel und hohl auf die bekannte Art verfertiget werden. Ist der Schwefelform fertig, so wird er in eine Art Faß oder Butte gethan, die im Durchschnitt am Boden enger, als an ihrer Oefnung, und einem an beyden Seiten offen, und umgestürzten Kegel gleich ist. Im Fasse sind hölzerne Quärporren angebracht, die ungefähr die Breite von 3 Zoll haben, damit das Wasser wenn es darauf fällt, genug Oberfläche finde. Ueber diesen Quärstäben, und längst den Wänden des Fasses, werden die Formen an hölzernen Nägeln aufgehangen. Man bringet hierauf das Faß

unter

unter einem von den Wasserfällen der Quelle, und zwar so, daß es im Mittel der Quärstäbe fällt. Um zu verhindern, daß der Wind das Wasser nicht wo anders hinführe, wird das Faß in eine Art vom Hof gesezt, der mit einem hohen Gemäuer umgeben ist. Das Wasser sprizt gegen die innere Fläche des Fasses; und läßt einen Theil von seiner Erde oder Tartaro zurück, so daß nach einer gewissen Zeit nicht allein die Höhlungen der Formen damit angefüllet sind, sondern sich auch noch oben eine Kruste von beliebiger Dicke bildet. Das eigentliche, und vornehmste Geheimniß von der Härte dieser künstlichen, in Form gezwungenen Stalaktiten, bestehet in dem Grade der schiefen Richtung des Forms, der das zurückspritzende Wasser auffangen soll. Je mehr sich der Form der horizontalen Lage nähert, je weniger ist die Materie hart, so daß der möglichste Grad der Härte in der vertikalen Richtung liegt, weil in diesem lezteren Falle der schnellere Schuß des Wassers die gröbern Theile der Erde mit fort nimmt, und nur die feineren im Form läßt. Um daher das Wasser noch mehr zu reinigen, leitet man es durch verschiedene Behälte, und gräbet in mäßigen Säumen Graben an den Hauptörtern, wo es seine Richtung ändert, damit es aufgehalten, und die gröberen Theilchen abzusezen genöthiget werde. Aber in eben dem Grade, wie die Härte zunimmt, nimmt auch die

Weiß

Weisse ab: und der Doctor Vegni muß sich in einer geringeren Härte begnügen, wenn er sie recht weiß haben will, allein diese Härte übertrift demungeachtet noch den härtesten carrarischen Marmor, so wie ihn das Ganze an Weisse übertrift. Die Zeit die man zu Verfertigung des Basreliefs braucht, richtet sich nach ihrer Dicke: bey dünnern dauert es einen Monat, bey den dicksten drey bis vier. Bis jetzt hat sich Hrn. Vegni's Arbeit nur auf Basreliefs erstrekket, die von einer seltenen Schönheit und den Kopien vollkommen ähnlich sind. Vielleicht aber wäre es möglich mit eben dieser Materie, und auf dieselbe Weise, Urnen, Vasen, Tische, und sogar Bildsäulen zu kopiren.

Es würde dieses der Gipfel der Volkommenheit dieser Kunst seyn, den sie erst nach mehreren Jahren von Versuchen erreichen muß, denn itzt ist sie noch in ihrer Kindheit. Alsdenn würde man die Meisterstücke der Bildhauer zu Rom, Florenz ꝛc. in der vollkommsten Nachahmung und Härte, und aus einem Stücke, von diesem künstlichen Stein besitzen können.

Der Doktor Vegni hat es nach vieler Arbeit auch dahin gebracht, seiner Erde verschiedene Farben zu geben, sogar eine schöne schwarze Farbe. Um das Wasser zu färben, sezt man an der Quelle ein Gefäß, daß zur Hälfte mit

der

der Farbe angefüllet ist, die man dem ganzen Werke überhaupt oder nur einigen von seinen Theilen geben will, dergestalt, daß die Farben der Schichten, nach Belieben, und der Natur getreu, verändert werden können: Soll das Gemälde einen andern Grund haben, als die Figuren, so verdecket man diese, und das Wasser sprützet nur auf den Grund; und so umgekehrt.

Doctor Vegni bedient sich zum Färben hauptsächlich des Safts der Pflanzen, und behauptet, daß sie ebenfalls so dauerhaft, als die aus dem Mineralreiche, und überdies noch mannigfaltiger sind. Er drücket auch auf seinen Stein Kupferplatten, und von der Farbe ab, die man haben will.

Hat nun der, im Faß schief, oder (welches selten geschiehet) senkrecht eingesezte Schwefelform seine nöthige Füllung, und der Grund des Basreliefs die gehörige Dicke von 2 oder 3 bis 9 und mehr Linien nach der Größe des Stücks, erhalten, so thut man einen leichten Schlag auf den hölzernen Flock, der den Form hält, um ihn zu zerbrechen, und sondert sodann mit kleinen Hammerschlägen den Stein ab, der sich um den Form mit angesetzt hat, alsdann schlägt man stark an das Faß, nahe bey dem Form, der sich leicht von dem abgeformten Theil löset, oder

oder gewöhnlich in Stücken gehet. Man giebt hierauf dem Stein mehr Weisse und Glanz, indem man ihn mit einem Pinsel von etwas harten und kurzen Haaren reibe, und nachher mit der flachen Hand stark, und zu wiederholten mahlen darüber fährt. An eben der Stelle, wo Doctor Vegni seine Fabrike angelegt hat, befanden sich warme Bäder, die schon zu Zeiten der Römer, und auch in unsrigen bekannt waren, denn man lieset daselbst in einer Inschrift, daß Ferdinand von Medicis, Großherzog von Toscana sich ihrer mit gutem Erfolg bedienet habe.

§. 19.

Merkwürdigkeiten von Kadix.

(Von einem Reisenden)

Das Komödienhaus, das noch nicht völlig fertig war, ließ ich mir als eine der Kadixer Merkwürdigkeiten zeigen, und bat bey dieser Gelegenheit meine Begleiter, mit mir hinauf zu steigen, weil es eines der höchsten Häuser der Stadt ist. Hier hatte ich eine Aussicht, die vielleicht nicht ihres gleichen in der Welt hatte, als zu Babylon auf den hangenden Gärten. Die Häuser sind oben ganz platt und mit vielen Blumentöpfen und dergleichen besezt. Die Vornehmen und Reichen haben über dieses oben

auf den Häusern kleine Kabinetchen oder Thürmchen, dergleichen auch auf dem Komödienhaus waren. Auf diesen konnte ich nun nicht nur die, sondern auch den mit mehr als 500 Schiffen besezten Seehafen übersehen. Jenseits des Hafens gegen der Stadt über, siehet man die ebenen Felder von Andalusien und die Gebirge von Grenada, die den schweizerischen an Höhe wenig nachgeben; also fast mit einem Blick, einen mit Schiffen wohlbesezten Hafen, eben Land, große Gebirge, die offenbare See, und eine Stadt die oben einem Garten gleich siehet. Diese Aussicht ist meiner Meynung nach die einzige. Die Stadt Kadix ist übrigens von innen nicht so schön, als sie sich von außen dem Auge darstellt. Denn die Häuser haben wegen der kleinen und wenigen Fenster kein gar gutes Ansehen, und die Gassen sind sehr eng, und sonderlich Vormittags voller Gestank, weil die Spanier keine Abtritte haben, und das, was sie des Nachts über zusammensparen, des Morgens auf die Gasse schütten. Dieses verursacht, bis es die Sonnenhitze verzehrt hat, einen pestilenzialischen Gestank. Die Stadt ist ferner kaum so groß, als Colmar; aber über die maßen stark bewohnt. Denn man rechnet an die 80 bis 90000 Einwohner, worunter 20000 Franzosen und 12 bis 15000 Italiener gezählt werden. Diese Ausländer haben den Handel meistentheils in ihren Händen, und sind durch

die

die Bank sehr reich; und ungemein höflich. Daher ist die Lebensart viel besser als in den übrigen spanischen Städten, und an der Policey sehr wenig auszusetzen. Des Nachts sind die Straßen mit Laternen behängt, und wegen der vielen fremden Consuln, muß die gemeine Sicherheit weit strenger gehandhabt werden, als in den andern Städten Spaniens. Daher ist wegen des starken Handels, alles was nur erdacht werden kann, ums Geld zu haben, aber außerordentlich theuer. Dieses leztere hat Kadix mit allen reichen Städten gemein, und gewiß, sie ist nach Verhältniß ihrer Größe eine der reichsten Städte des Erdbodens. Schon in den entferntesten Zeiten des Alterthums war sie wegen ihres Handels und ihrer vortreflichen Lage eine berühmte und wichtige Stadt. Da sie sich nun bis auf diesen Tag in gutem Flor erhalten hat, und von dem Handel nach den spanischen Besitzungen in Amerika den besten Vortheil allein zieht; so ist es nicht anders möglich, als daß sie sehr reich seyn muß. Die Kaufleute daselbst gewinnen mit ihren Bestellungen nach Amerika und Spanien mehr, als die meisten andern Handelsleute durch Unternehmungen, wobey das beste für sie ist, daß sie nie wagen, und um zu gewinnen, nur arbeiten dürfen. Die Pracht ist aber auch in dieser Stadt so groß, daß man erstaunt. Die geringsten Handwerksleute gehen in Sammet und Seide einher, und

nicht wenige Kaufmannsfrauen tragen Reichthümer in ihren Haaren, mit denen man in meinem Vaterlande den bedrängten Familien ganzer Städte aushelfen könnte.

§. 20.

Etwas vom Privatleben des Prinzen von Wallis

Se. Königl. Hoheit stehen alle Morgen um 6 Uhr auf; Sein Königl. Vater der noch früher auf ist, pflegte zu ihm zu sagen: Be early George; Seyd früh auf Georg, ich finde den Tag zu kurz, zu den nöthigen Geschäften und wenn Ihr nicht jezt euch gewöhnet, jeden Augenblick Eurer Zeit zu nutzen, so werdet Ihrs einst nicht thun, wenn Sie euch noch kostbarer seyn wird.„ Von sechs bis acht, liegt der Prinz seinem Studiren ob mit Hrn. Arnold; von acht bis neun conversirt und kleidet er sich an. Sein Frühstück ist meist zwischen 10 und 11 vorbey, und eh er entweder ausreitet, spazieret, oder sonst eine Erhohlungsparthie macht, bringt er immer noch eine Stunde beym Studieren zu. Eine Stunde ist sodann der Conversation und dem Lesen gewidmet, entweder mit dem Herzog von Montague oder dem Bischof von Lichtfield, und die Gegenstände sind entweder Politik oder Historie, in welcher nach

des Königs Verordnung, der Staat des brittischen Reichs den hauptsächlichsten Theil ausmacht. Agricultur, Künste, Manufakturen, Commerz, Fischereyen, Kolonien, Kompagnien, Finanzen, Kredit und Taxen, werden alle in solcher Ordnung abgehandelt, daß der Prinz mit deren Entstehen, Fortgang und jetzigem Zustand bekannt gemacht, und solchergestalt in die Maximen der Staatswirthschaft eingeführet wird, die ihn einst leiten müssen. Allezeit vor dem Mittagsmal bezeugt er Ihren Majestäten seine Schuldigkeit, bey welcher Gelegenheit der König immer Anlaß nimmt, ein oder den andern lehrreichen Fall zum Unterricht des Prinzen im vertrauten Gesprächston anzubringen. Se. Königl. Hoheit sitzen nicht länger als eine Stunde bey Tisch; der Prinz ist sehr mäßig wie die ganze Familie. Der Nachmittag wird mit Conversation zugebracht, wobey der Prinz gemeiniglich jene unvermuthete lebhafte Einfälle zeigt, welche höher zu achten sind, als die vorpräparirten und gemeiniglich falsch brillirenden Reden, die den Prinzen zugeschrieben werden. Lezter Tagen, da der Prinz ein Zeitungsblatt, in welchem die seltsamen Reden des Grafen von Abingron wegen Erhaltung der königlichen Familie vorkommen, aus der Tasche zog, sagte er zu dem Herzog von Abingron: „Diese Patrioten Mylord, sind erstaunlich gut gesinnt für mich! — sie wollen dem König nicht getreu seyn, aus Be-

sorgniß für mein Erbe. Glauben Sie, wenn ich König wäre, Sie würden besser mit mir umgehen, als Sie mit meinem Vater umgehen ꝛc., oder wenn er Sie zu seinen Ministern machte, daß mein Erbe nicht vor sich würde sorgen müssen? — — Unter den Ministern, sagt man, stünden besonders die Lords Sandwich und Hilsborough bey ihm in großem Aestime; des Herrn Burke Talente schäzt er unter allen in der Opposition am meisten, dagegen er Herrn Fox nur für einen Partheyredner hält. — Der Abend wird meist in der Familien-Parthie zugebracht, da sie in der Königin Zimmer zusammen kommen. Se. Königliche Hoheit lesen ungemein gut, und das oft vor Ihren Majestäten. Er spricht französisch, deutsch und italiänisch geläufig.

§. 21.

Nachricht

von einer merkwürdigen Veränderung der Farbe an einer schwarzen Weibsperson in einem Briefe an Herrn Alexander Williamson aus Maryland, von Herrn Jakob Bate, Wund-Arzt in dieser Provinz, der königlichen Gesellschaft mitgetheilt von Alexander Russel. *)

An

*) Aus den philos. Transact. 51. B. N. 19

An Herrn Thomas Birch, Sekretair der Königl. Gesellschaft.

Mein Herr,

Da ich einige Nachrichten von den außerordentlichen Zufällen, deren in dem eingeschlossenen Briefe erwähnt wird, von dem Herrn Williamson, aus Maryland, erhalten hatte, hielte ich sie der Aufmerksamkeit werth, und ersuchte ihn also, daß er so gütig seyn mögte, einige Arzneykundige mit zu Hülfe zu nehmen, die Sache ferner zu untersuchen. Darauf sandte er mir den beygehenden Casus; so wie ihn Herr Bate, Med. Pract. der in diesen Gegenden in einem guten Rufe steht, aufgesezt hat.

Die besondern Umstände sind mir durch zwei Herren, die izt in England sind, und die Frauensperson oft gesehen haben, bestätiget worden. Ich werde also weiter keine Entschuldigung mehr machen, daß ich Sie damit beschwere, dieß der Gesellschaft mitzutheilen, und bin u. s. w.

Limestret den 8ten May 1759.

Alexander Russel.

Mein Herr,

Ihrem Begehren zu willfahren, sende ich Ihnen die besondern Umstände von einer außer-

ordentlichen Veränderung, die an einer Schwarzen des Obersten Barnes sich zugetragen, so gut als ich sie habe sammlen können.

Frank, eine Köchin des gedachten Herrn, aus Virginien gebürtig, ohngefähr 40 Jahr alt, besonders gesund, und von starker Natur, hatte eine so schwarze Haut, wie die schwärzeste Afrikanerinn, aber seit 15 Jahren ward die Haut, die nächst den Fingernägeln ist, weiß. Bald darauf geschah an ihrem Munde dieselbe Veränderung, und diese Erscheinung hat sich nachher über den ganzen Körper erstreckt; so daß jeder Theil desselben mehr oder weniger von dieser wunderbaren Veränderung gelitten hat. In ihrem gegenwärtigen Zustande sind vier Fünftheile ihrer Haut weiß, glatt und durchscheinend, wie bey einer schönen Europäerin, und es läßt sich die Vertheilung der darunter liegenden Blutgefäße in ihre Aeste sehr artig erkennen. Die noch übrigen schwärzlichen Theile verlieren alle Tage von ihrer dunkeln Farbe, und nehmen von der herrschenden immer mehr an; so daß in wenigen Jahren wahrscheinlich eine gänzliche Veränderung erfolgen wird. Der Nacken und Rücken längst dem Rückgrade herunter, behalten ihre alte Farbe am meisten, und an einigen Stellen läßt sich ihr ursprünglicher Zustand noch erkennen; Kopf, Gesicht, Brust, Bauch, Schenkel, Arme und

lenden sind fast ganz weiß, die Schaamtheile und die Theile unter der Achsel sind von vermischter Farbe. Die Haut ist an denselben, so weit sie weiß sind, mit weissen Haaren, und wo sie schwarz sind, mit schwarzen bedeckt. Ihr Gesicht und Brust haben alsobald von Röthe geglühet, wenn die Leidenschaften des Zorns, der Schaam u. a. m. erregt worden; oder auch, wenn sie in ihren Geschäften diese der Wirkung des Feuers bloß gestellt hat, wodurch einige Flecken auf der Haut verursacht sind. Da ich ihre gegenwärtige Beschaffenheit, so gut ich gekonnt beschrieben habe, so will ich keine Mutmaßungen darüber wagen, damit ich nicht durch meine Schlüsse verleitet, mich verlieren möge, eine Lieblings-Hypothese aufzurichten. Ich werde mich im Gegentheil darauf einschränken, eine ungekünstelte Erzählung solcher Begebenheiten vorzutragen, die den Misdeutungen oder Schwierigkeiten, so bey der Untersuchung dieses schweren Punkts in der Natur-Historie vorkommen könnten, vorzubeugen geschikt sind. Und zuerst, damit man nicht denke, daß diese Veränderung die Folge einer Krankheit sey; so bezeuget sie, daß sie niemals, ausgenommen in ihrem 17ten Jahre, da sie mit einem Kinde niedergekommen, nur 24 Stunden lang sich übel befunden, daß sie sich nie erinnerte, ihre monathliche Reinigung unordentlich oder verhalten, als nur während ihrer Schwangerschaft gehabt zu haben. Sie hat auch

denklichen Veränderung, die an einer Schwarzen des Obersten Barnes sich zugetragen, so gut als ich sie habe sammlen können.

Frank, eine Köchin des gedachten Herrn, aus Virginien gebürtig, ohngefähr 40 Jahr alt, besonders gesund, und von starker Natur, hatte eine so schwarze Haut, wie die schwärzeste Afrikanerinn, aber seit 15 Jahren ward die Haut, die nächst den Fingernägeln ist, weiß. Bald darauf geschah an ihrem Munde dieselbe Veränderung, und diese Erscheinung hat sich nachher über den ganzen Körper erstreckt; so daß jeder Theil desselben mehr oder weniger von dieser wunderbaren Veränderung gelitten hat. In ihrem gegenwärtigen Zustande sind vier Fünftheile ihrer Haut weiß, glatt und durchscheinend, wie bey einer schönen Europäerin, und es läßt sich die Vertheilung der darunter liegenden Blutgefäße in ihre Aeste sehr artig erkennen. Die noch übrigen schwärzlichen Theile verlieren alle Tage von ihrer dunkeln Farbe, und nehmen von der herrschenden immer mehr an; so daß in wenigen Jahren wahrscheinlich eine gänzliche Veränderung erfolgen wird. Der Nacken und Rücken längst dem Rückgrade herunter, behalten ihre alte Farbe am meisten, und an einigen Stellen läßt sich ihr ursprünglicher Zustand noch erkennen; Kopf, Gesicht, Brust, Bauch, Schenkel, Arme und

Lenden

lenden sind fast ganz weiß, die Schaamtheile und die Theile unter der Achsel sind von vermischter Farbe. Die Haut ist an denselben, so weit sie weiß sind, mit weissen Haaren, und wo sie schwarz sind, mit schwarzen bedeckt. Ihr Gesicht und Brust haben alsobald von Röthe geglühet, wenn die Leidenschaften des Zorns, der Schaam u. a. m. erregt worden; oder auch, wenn sie in ihren Geschäften diese der Wirkung des Feuers bloß gestellt hat, wodurch einige Flecken auf der Haut verursacht sind. Da ich ihre gegenwärtige Beschaffenheit, so gut ich gekonnt beschrieben habe, so will ich keine Mutmaßungen darüber wagen, damit ich nicht durch meine Schlüsse verleitet, mich verlieren möge, eine Lieblings-Hypothese aufzurichten. Ich werde mich im Gegentheil darauf einschränken, eine ungekünstelte Erzählung solcher Begebenheiten vorzutragen, die den Misdeutungen oder Schwierigkeiten, so bey der Untersuchung dieses schweren Punkts in der Natur-Historie vorkommen könnten, vorzubeugen geschikt sind. Und zuerst, damit man nicht denke, daß diese Veränderung die Folge einer Krankheit sey; so bezeuget sie, daß sie niemals, ausgenommen in ihrem 17ten Jahre, da sie mit einem Kinde niedergekommen, nur 24 Stunden lang sich übel befunden, daß sie sich nie erinnerte, ihre monathliche Reinigung unordentlich oder verhalten, als nur während ihrer Schwangerschaft gehabt zu haben. Sie hat auch

niemals Zufälle an der Haut gehabt, oder äußerliche Mittel daran gebraucht, wodurch dieser Zufall hätte können veranlaßt werden. Die Wirkungen der Galle auf die Haut sind den Aerzten sehr bekannt, und haben die Meynung veranlaßt, daß ihre Farbe dadurch bestimmt würde. Für mein Theil glaube ich, daß sie hier nichts zu thun hat, weil ich, so viel ich aus allen Umständen schließen kann, nicht die geringste Ursache zu vermuthen finde, daß dieses flüßige Wesen weder in der Gallenblase noch in der Leber einige Veränderung erlitten habe. Da durchs Brennen die Haut der Negern weiß wird, und sie täglich in der Küche arbeitet; so könnte man es als eine Wirkung der Hitze ansehen. Doch kann dieß ebenfalls der Fall nicht seyn, weil sie immer wohl bekleidet gewesen, und die Veränderung an den bedeckten Theilen eben so merklich ist, als an den unbedeckten, die der Hitze am meisten ausgesezt gewesen sind. Als ein austreibendes Mittel scheint die Haut ihre Pflicht so gut, als nur möglich, zu verrichten, weil der Schweiß mit der größten Freyheit durch die weissen so gut, als durch die schwarzen Theile geht. Die Wirkungen von einem blasenziehenden Pflaster, wovon man Ihnen gemeldet, sind mir unbekannt, weil das, was ich auf die äußere Seite des Arms gelegt, die vorgesezte Wirkung nicht that. Ob die Ursache davon ist, daß der Theil worauf es gelegt ward, der Luft zu sehr

ausgesetzt gewesen, oder daß das netzförmige Wesen zerstört, und dadurch ein solcher Zusammenhang der dünnen Haut mit der dickern verursacht worden, daß man sie nicht von einander trennen können, dies muß ein zweiter Versuch bestimmen. Wenn sie dies an Herrn Russel senden, und er oder einer von seinen gelehrten Freunden es für nöthig halten wird, fernere Versuche hierinn zu machen, so wird es mir ein Vergnügen seyn, sie nach ihrer Vorschrift vorzunehmen. Mir selbst wird dies nicht allein angenehm seyn, sondern ich werde auch dadurch beweisen, mit wie vielem Eifer ich alles thue, wovon ich hoffe, daß es Ihnen oder ihren Freunden angenehm ist, und bin u. s. w.

Leonard-Town,
den 6. Sept. 1758.

Jakob Bate.

§. 22.

Merkwürdigkeiten der Stadt Konstantinopel.

Konstantinopel, die Hauptstadt des ganzen türkischen Reichs, liegt in dem allerösilichsten Theile von Romanien auf einer Landzunge, die nach Natolien gehet, von welchem es durch eine Meerenge abgesondert wird, die ohngefähr eine halbe

halbe Stunde breit ist. Auf der Seite gegen Mittag stößt das Meer von Marmor an seine Mauern, und ein Meerbusen, welchen der Kanal von Konstantinopel, oder der Bosphorus Traciæ daselbst bildet, bewässert die Stadtseite gegen Mitternacht. Seine Lage ist die allerannuthigste und vortheilhafteste von der Welt, und es scheint als ob der Kanal der Dardanellen, und der Kanal des schwarzen Meeres blos in der Absicht gemacht wären, die Reichthümer der ganzen Welt dahin zu bringen. Diese zween Kanäle sind gleichsam das Thor von Konstantinopel, und der Nord und Südwind in gewissem Verstande die zween Flügel dieses Thores. Wenn der Nordwind bläßt, so ist das südliche Thor verschlossen, das heißt, es kan von der südlichen Küste nichts hinein kommen, und dieses Thor öfnet sich wieder wenn der Südwind herrscht. Will man diese Winde nicht für die Thore von Konstantinopel gelten lassen, so muß man doch zugeben, daß sie wenigstens die Schlüssel der Stadt sind. Konstantinopel ist dreyeckigt. Zwo Seiten werden von der See benezt, und die dritte ist auf dem festen Lande; den beiden ersten wird gemeiniglich 8750, und der dritten 11250 geometrische Schritte zugeschrieben. Die Mauren sind sehr gut, auf der Landseite doppelt, etwa zwanzig Fuß voneinander entfernt, und werden von einem feuchten Graben, der ungefähr fünf und zwanzig Fuß breit ist, defendirt,

es kostet nur eine Kleinigkeit sie wieder aufzubauen, und an dem schwarzen Meer steht so vieles Holz, daß man im Fall der Noth Konstantinopel alle Jahre wieder aufbauen könnte; aber es verbrennen Kaufmanns-Waaren, und dadurch wird allemal eine große Menge Familien zu Grunde gerichtet. Seit einigen Jahren sind die fremden Kaufleute klüger geworden und haben zu Galata einer Vorstadt von Konstantinopel, feuerfeste Waaren-Häuser aus Steinen erbauet; diese stehen ganz frey, und haben nur die allernöthigsten Fenster, und alle Thüren sind mit eisernen Platten überzogen.

Die Moscheen sind in ihrer Art sehr schöne Gebäude, völlig ausgebauet, und werden im guten Stande erhalten. Sie stehen alle einzeln auf freyen großen Plätzen, die mit schönen Bäumen eingefaßt, und mit angenehmen Springbrunnen besezt sind. Die Türken lassen keinen Hund in ihre Moscheen, und kein Mensch untersteht sich in ihren Grenzen zu sprechen, oder die geringste unehrerbietige Handlung vorzunehmen. Die Moscheen sind insgesammt wohl ausgeziert, und ungeachtet ihre Bauart der unsrigen bey weitem nicht gleichkömmt, so machen sie doch durch ihre Größe, und durch ihr massives Wesen, einen Eindruck auf das Auge. Sie sind oben rund gewölbt, und diese Gewölbe wie herum mit kleinern verbunden, welche insgesammt

sammt ein genaues Verhältniß zu einander haben, und das ganze Gebäude vollkommener und ansehnlicher machen. Hierzu kommen noch die Minareds; dieses sind spitzige Thürme, so hoch, wie einer der höchsten Glockenthürme, und in der Gestalt eines Kegels; sie geben den Moscheen und der ganzen Stadt eine große Zierde, und wir haben kein einziges so kühnes Gebäude unter uns.

St. Sophia hat vor allen Moscheen den Vorzug, und eine vortheilhafte Lage. Sie stehet in einer der besten und schönsten Gegenden von Konstantinopel auf einer Anhöhe, welche schief nach der See herabgeht, bey der Ecke des Serail. Diese Kirche welche nächst der St. Peterskirche zu Rom das feinste Gebäude in der Welt ist, siehet von außen ziemlich ungeschickt aus. Der Riß ist beynahe viereckigt, und die Kuppel, oder das Hauptgewölbe ruht auf vier ungeheuren Thürmen, die seit wenig Jahren hinzugefügt worden, dieses weitläuftige Gebäude zu unterstützen, und es in einem Lande, wo vielmals ganze Städte von den Erdbeben umgestürzet werden, unbeweglich zu machen. Das Frontispice hat gar nichts großes, oder was dem Begriffe entspräche, den man sich von St. Sophia gemacht hat. Man kommt zuerst in einem Kreuzgang, oder in einer Halle, welche ungefähr achtzehn Fuß breit ist, und zu

den Zeiten der römischen Kaiser zu einem Vestibulum diente. Aus diesem Kreuzgange gehen marmorne Flügelthüren in die Kirche, deren Flügel von Erz mit Basreliefs gezieret, und außerordentlich prächtig sind. In dem Mittelpunkt derselben befinden sich einige Figuren von mosaischer Arbeit, und sogar ein paar Gemälde. Diese Halle ist mit einer andern verbunden, die mit dieser parallel läuft, aber nur fünf Thore hat, die von Erz sind und keine Basreliefs haben. Man kann in diese Vestibula nicht gerades Weges hineinkommen, sondern durch Seitenthüren; bey den Griechen mußten sich diejenigen darinnen aufhalten, welche entweder die Sakramente empfangen, oder öffentliche Büßungen erdulden sollten. Mit diesen Vestibulis in einer geraden Linie haben die Türken ein großes Kloster erbauet, in welchem die Bedienten der Moschee wohnen. Ein Gewölbe von ganz vortreflicher Bauart macht das Hauptgebäude oder die eigentliche Kirche aus. Am Fuße dieses Gewölbes lauft eine Kolonnade hin, auf welcher eine Gallerie ruhet, die dreißig Fuß breit ist, und ganz vortrefliches Bogenwerk hat. Das Parapet zwischen den Säulen ist mit Kreuzen von halb erhabener Arbeit geziert, und diese haben die Türken verschonet. An dem Dache und dem Rande dieses Gewölbes läuft eine schmale Gallerie oder vielmehr Balluſtrade hin, die nicht breiter ist, als daß eine Person auf ein-

mal durchgehen kann, und über dieser befindet sich wiederum eine andere. Wenn der Ramazan, oder das große Fasten der Türken ist, geben diese Balluſtraden einen vortreflichen Anblick, indem sie alle mit Lampen geschmückt sind. Die Säulen sind in der Mitte beynahe so dünne, wie an den beiden Enden, und ihre Kapitäle scheinen zu einer ganz besondern Ordnung zu gehören. Dieses Hauptgewölbe hält hundert und acht Fuß im Lichter, das heißt, von einer Wand bis zu der andern, und ruht auf vier starken Pfeilern, ungefähr acht Fuß dick. Der Bogen scheint eine vollkommne Halbkugel zu seyn, und wird durch vier und zwanzig Fenster erhellet, welche an der Seite angebracht sind. Der östlichen Seite dieses Gewölbes gerade gegen über, findet sich ein halber Schwibbogen, oder eine große Nische, welche das ganze Gebäude beschließt. Sie liegt nach Mecca zu, und die Türken wenden sich mit dem Gesicht allemal nach diesem Orte, wenn sie ihr Gebet verrichten. Diese Moschee, welche die Gestalt eines griechischen Kreuzes hat, ist im Ganzen zwei hundert und zwei und funzig Fuß lang, und zwei hundert und acht und zwanzig Fuß breit. Die Kuppel oder das Gewölbe bedeckt beynahe das ganze Viereck, nebst hundert und sieben Säulen, die aus verschiedenen Arten Marmor, und aus Porphyr oder ägyptischen Granit verfertiget sind. Das ganze Gewölbe

ist

ist mit mancherley Marmor gepflastert; der Ueberzug der Gallerie ist mosaische Arbeit.

Der Hafen von Konstantinopel kann nie zu stark bewundert werden. Er ist ein Becken, welches sowohl die Stadt, als die Vorstadt beynahe zwei deutsche Meilen der Länge nach umgiebt. Seine Einfahrt, die ungefähr sechs hundert Schritte breit ist, fängt bey der Ecke des Seraïl an, welche nach Süden liegt. Von da aus geht der Hafen, in der Gestalt eines gekrümmten Horns, nach Westen fort. In Osten öfnet er sich und vereinigt sich mit dem Kanal des schwarzen Meers. Er endigt sich in Nord-Nord-West, wo der Fluß Lycus hineinfällt. Dieser Fluß bestehet aus zween Strömen; der stärkeste, an welchem sich eine Papiermühle befindet, kömmt von Westen und der andere von Nordwesten. Diese Ströhme sind von ganz vorzüglichem Nutzen, den Hafen zu reinigen; denn sie waschen die ganze Küste von Cassum-Pacha und von Galata, während der Zeit ein Theil des Wassers aus dem Canale des schwarzen Meeres, der von Norden, wie ein Pfeil herabschießt, mit Gewalt wider das Vorgebürge des Bosphorus anschlägt, und rechter Hand nach Westen abprallt. Durch diese Bewegung spülen sie den Schlamm weg, der sich um Konstantinopel sammlen könnte, und schieben ihn durch einen natürlichen Mechanismus

nach und nach so weit fort, wie das süße Wasser geht. Und dieses süße Wasser erhält die Schiffe; denn man weis aus der Erfahrung, daß sie in solchen Hafen, wo süßes Wasser ist, dem Wurmfraße weniger unterworfen sind, als im Salzwasser. Der Hafen von Konstantinopel kann bloß durch den Morgenwind beunruhiget werden, denn diesem ist er gänzlich ausgesetzt. Wenn er aus diesem Striche stark bläßt, besonders bey Nacht, so verursacht es ein fürchterlichs Getöse. Denn die Matrosen schreyen so stark, und die Hunde bellen so heftig, daß man glauben sollte, die Stadt wäre ihrem Untergange nahe, wenn man die Ursache davon nicht wüste.

Wenn man von der Seeseite nach Konstantinopel kömmt, verschaft das Serail des Großherrn, wegen seiner reizenden Gärten, die an der Wasserseite liegen, einen entzückenden Anblick. Seine Bauart ist gar nicht prächtig, sondern in Vergleichung mit den Pallästen anderer mächtiger Fürsten kann man sie vielmehr schlecht nennen. Serai bedeutet ein großes Gebäude, und hieraus haben die abendländischen Christen Serail oder Seraglio gemacht. Dieser Pallast stehet gerade an der Mündung des Hafens. Er hat beynahe drei Viertel einer deutschen Meile im Umfange, stellt ein Dreyeck vor, und die Seite, welche nach

der

der Stadt geht, ist die breiteste. Die Seite nach dem Bosphorus liegt gegen Osten; und die andere, welche die Mündung des Hafens bildet; liegt gegen Norden. Die Zimmer sind oben auf der Spitze des Hügels, und unten am Fuße die Gärten, die sich bis an die See erstrecken. Die Stadtmauern schließen den Pallast auf der Seeseite ein. Die Wohnungen des Serail sind zu verschiedenen Zeiten nach der Caprice der Prinzen und Sultane erbauet worden, so daß es mehr ein ohne Ordnung und Kunst zusammengedrängter Klumpen Häuser, als ein schöner Pallast ist. Indessen sind die Zimmer geraum, bequem und prächtig meublirt. Ihre vornehmste Zierde bestehet nicht etwa in Schildereyen und Statuen, sondern aus Gemälden, die nach türkischer Art mit Gold und Azur ausgelegt sind, mit abwechselnden Blumen, Landschaften, und andern Verzierungen, und in getäfelten Vierecken, in welchen arabische Denksprüche befindlich sind. Das vornehmste Vergnügen der Morgenländer, bestehet in marmornen Bädern und Springwassern; diese bringen sie in das erste Stockwerk ohne zu befürchten, daß sie dem Gebäude dadurch schaden möchten. Das sehenswürdigste in dem Serail sind die Geschenke, welche die fremden Gesandten dahin gebracht haben, dieses sind französische und ve-

nezianische Spiegel, persische Tapeten, orientalische Vasen, und dergleichen mehr.

Es ist noch ein zweites Serail in Konstantinopel, welches das Alte heißt. In diesem werden nach dem Tode des Grosherrn alle seine Beyschläferinnen auf ihre übrige Lebenszeit eingeschlossen, und hier haben sie völlige Freyheit, seinen Tod, oder den Tod ihrer Kinder zu bedauren, welche der neue Sultan öfters erdrosseln läst. In dieses Gebäude kann kein Mensch kommen, denn das Thor wird von Janitscharen und Kapigis bewacht.

Die übrigen öffentlichen Gebäude und merkwürdigen Plätze zu Konstantinopel sind:

Die Bezars oder Bezestins, dieses sind Plätze, welche eine Aehnlichkeit mit unsern Kaufmanns-Börsen haben, und man verkauft alle mögliche feine Waaren daselbst.

Die Karavanserais, eine Art Wirthshäuser zur Aufnahme der Fremden und Reisenden. Sie befinden sich in verschiedenen Theilen der Stadt; haben gemeiniglich weder einen Wirth, noch Thüren, noch Fenster, noch einen andern Hausrath. Der Gast muß schlechterdings selbst für sich sorgen, und hat nichts als die freye Wohnung. Sie stehen für jedermann offen, er sey von einer Nazion, Religion,

gion, oder auch von einem Stande, von welchem er wolle.

Der Hypodromus oder der Platz zu den Pferderennen.* Dieses ist ein langes Viereck, vier hundert Schritte lang und hundert Schritte breit. Vor Alters war es mit vielen vortreflichen Zierrathen geschmückt, von denen aber jezt nur noch drey Pfeiler übrig sind, nemlich der hieroglyphische, der weisse marmorne, und der eherne Pfeiler, und endlich

* Das Schloß der sieben Thürme, welches deswegen so genennet wird, weil es sieben hohe spitzige Thürme hat. Es liegt in der Ecke der Stadt, welche an den Propontis stößt, und ist ein Gefängniß für Staatsgefangene. Keinem Fremden ist es erlaubt, es zu besehen. Zu einem Schloß scheint es zu schwach zu seyn, aber nicht zu einem Gefängnisse. Das verguldete oder goldene Thor, welches unter den römischen Kayfern das angesehenste war, befindet sich gegenwärtig in dem Umfange dieses Gefängniß. Es ist mit Basreliefs auf länglichen Tafeln von weissem Marmor geziert. Auf der einen stehet der Fall des Phanthon, auf der andern Herkules, wie er mit einem Ochsen kämpfet; auf der dritten der Streit dieses Helden mit den Centauren, und auf der vierten die Venus, wie sie den schlafenden Adonis besucht, und ihr von der Fackel des Cupido geleuchtet wird.

Wir kommen nunmehro zu den Vorstädten von Konstantinopel, wenn sie anders so genennet werden können. Denn es sind keine Gebäude, die an die Stadt stoßen; diese bestehet frey und ist auf allen Seiten mit einer Mauer umgeben. Die erste Vorstadt heißt Cassum-Pacha, und scheint ein großes Dorf zu seyn. An der Seite nach dem Wasser ist der Platz, wo die Schiffe des Großherrn erbauet werden. Hier befinden sich hundert und zwanzig gewölbte Häuser, um die Galeeren vor den Anfällen des Wetters zu schützen. Die Vorraths- und Waarenhäuser stehen unter sehr guter Aufsicht, und alles ist dem Capitain Bassa unterworfen. Von dieser Stadt geht man über einen Begräbnißplatz nach Galata, welche die schönste Vorstadt von Konstantinopel ist, und ehemals die dreizehnte Abtheilung davon war. Sie liegt nach Süden gerade dem Serail gegen über. Sie liegt nach Süden, auf einem steilen Hügel, der sich auf der Nordseite des Hafens in ein Gebirge endigt. Sie wird von sehr guten, mit alten Thürmen versehenen Mauren beschüzt, und wenn man die Häuser dazu nimmt, die außer ihrer Ringmauer befindlich sind, so kann sie für eine große, feine und volkreiche Stadt gelten. In dieser Vorstadt wohnen mehr Juden und Christen, als Türken, und sie ist der Sammelplatz aller Kaufleute, welche hier ein recht gutes Bezar haben. Von Galata geht man hinauf

nach

nach Pera, einer Vorstadt, die außerhalb den Thoren von Galata liegt. Ihre Lage ist vollkommen reizend, denn hier kann man die ganze asiatische Küste und das Serail des Grosherrn übersehen. Die Gesandten von England, Frankreich, Venedig und Holland haben ihre Palläste in Pera. Von Pera geht man hinab nach Topana, einer andern Vorstadt, die gleich bey dem Kanale des schwarzen Meeres liegt. Hier nehmen diejenigen, die sich auf dem Wasser vergnügen wollen, ein Fahrzeug. — Nichts kann reizender seyn, als das Amphitheater, welches die Häuser von Galata, Topana und Pera bilden; denn sie laufen längst dem Hügel hin, bis an die See. Topana ist etwas kleiner als die andern. Skutari wird gleichfalls zu den Vorstädten von Konstantinopel gezählt, ohnerachtet es auf dem gegenüber stehenden Ufer auf der Seite von Asien liegt; inzwischen braucht man zu der Ueberfahrt nicht viel über eine halbe Stunde. Es ist eine große und schöne Stadt, und die einzige an den Bosphorus auf der asiatischen Seite. Sie liegt theils in der Ebene, theils auf einem Hügel, und ist vorzüglich im Sommer, wegen ihrer Gärten, grünen Waare und Früchten, so ziemlich angenehm. In dem niedern Theile der Stadt befinden sich gute Bezars oder Marktplätze.

Der berühmte Kanal, welcher die zwey schönsten Welttheile Europa und Asien von einander theilet, heißt gemeiniglich der Helespont, oder die Dardanellen. Den ersten Namen erhielt er von der Helle, welche darinn ertrank, als sie mit ihrem Bruder Phryxus nach Colchis gieng, das goldene Vließ abzuholen. Den zweiten führt er von Dardanium, einer alten Stadt, die nicht weit davon liegt, und schon längstens vergessen seyn würde, woferne nicht der Friede zwischen den Mithridates und den Römischen General Sylla daselbst wäre geschlossen worden. Dieser Kanal ist eine schöne Gegend, auf beiden Seiten mit fruchtbaren Hügeln eingefaßt, auf denen man wechselsweise, Weinberge, Olivengärten, und etwas Pflugland antrift. Wenn man in diesen Kanal hineinfährt; hat man Phrygien und das Vorgebürge Janisari zu der Rechten. Das Meer die Marmora, oder der Propontis zeigt sich gegen Norden, und der Archipel bleibt im Rücken und also nach Süden liegen. Die Mündung des Kanals ist eine und eine Viertelmeile breit und wird von den neuern Schlössern bestrichen, die Mahomed der IV. 1659 daselbst erbauete, um seine Flotte wider die Venezianer zu beschützen, welche sie öfters im Gesichte der alten Schlösser angriffen. Das Wasser dieses Kanals kommt aus dem Propontis; es läuft so schnell, als ob es unter einer Brücke hinwegflösse, und wenn

der

der Nordwind bläßt, kann kein einziges Schif einlaufen; wenn aber der Südwind weht, merkt man beynahe nicht daß es fließt. Bloß vor den Schlössern muß man sich hüten, und doch wäre es möglich; ohne große Gefahr durchzukommen, da diese Schlösser beynahe zwey Stunden weit von einander entfernt sind. So schrecklich auch die türkische Artillerie aussieht, so würde sie doch den Schiffen wenig schaden, sobald diese mit günstigem Winde, und eines hinter den andern segelte. Die Schießscharten an diesen Schlössern sehen wie Kutschenfenster aus, allein die Kanonen liegen auf keinen Lavetten, und können nicht füglich mehr als einmal abgefeuert werden. — Und wer wollte sich auch unterfangen, sie in dem Angesichte der Kriegsschiffe zu laden, die diese Schlösser, welche keine Wälle haben, nebst dem Kanonier und den Kanonen, durch ihr Geschütze gar bald unter dem Schutte begraben würden. Allenfalls wären ein halb Dutzend Bomben hinreichend. Alle Kaufartheyschiffe, die von Konstantinopel kommen liegen an der asiatischen Küste bey diesen Schlössern drey Tage lang stille, und lassen sich durchsuchen, ob sie einen Sklaven am Bord haben, und gleichwohl gehet kein Tag hin, an welchem nicht eines dieser armen Geschöpfe den Versuch zu entfliehen wagen sollte. Ohne ausdrücklichem Befehl von der Pforte, ist nicht einmal ein Kriegsschif von dieser Visita-

zion

sion frey, es gehöre wem es wolle. Doch ist auch gewiß, daß es mehr eine Ceremonie, als eine Visitation ist.

Die größte Länge des Meeres die Marmora, welche zwischen dem Kanale von Konstantinopel oder dem Bosphorus von Thracien, und dem Kanale der Dardanellen liegt, ist ohngefähr sieben und dreißig deutsche Meilen. Das Klima ist sehr gemäßig, und weder der scharfen Kälte, noch der brennenden Hitze ausgesezt, und daher kommt es auch, daß vor Alters auf beiden Seiten so viel berühmte Städte erbauet worden.

§. 23.

Merkwürdige Nachrichten von dem Sklaven-Handel.

Eben diejenigen Christen, welche in Europa jede nicht alltägliche schimmernde Handlung, die der Weise für Pflicht, oder gar für glänzende Sünden erkennet, als Werke der Menschenfreundlichkeit bis über die Wolken erheben, treten in beiden Indien alle Rechte der Menschheit mit Füßen. Seit drithalbhundert Jahren kaufen sie in Afrika Menschen, und in ihren Kolonien geißeln sie sie bey der Arbeit zu Tode. Auf Isle de France und Bourbon gehen sie zum Zeitvertreib und Vergnügen auf die Jagd

der

der Heloten. — In Europa bauen sie Findelhäuser, und auf der afrikanischen Küste werfen sie den Säugling der gekauften Sklavinnen den Hayen vor, weil er ihnen nichts nutzet. — Der Mulate reiset in Angola im Lande herum, um Negerinnen zu befruchten, und zur gesetzten Zeit holet er die Kinder ab, um sie als Sklaven zu verhandeln. — Nach Algier und Tripoli senden die Europäer gesammelte Almosen um Sklaven zu befreyen, und zu gleicher Zeit nach Guinea Geld, um Sklaven zu machen, und mit ihnen zu wuchern. — In Europa hebt man die Frohnen auf, oder beschrenkt sie durch Gesetze, und in Indien übertreten die Richter den Code noir. — Die Pariser Bluthochzeit, und die Vertilgung der Mexicaner verdammet ganz Europa, dessen Hälfte sich ein Gewerb daraus macht, jährlich viele hundert tausend langsam zu Tode zu quälen. — Wir gewöhnen unsere Schönen, vor dem Theater ein erdichtetes Unglück zu beseufzen und zu beweinen — und sich mit dem zu verschönern, zu zieren und zu erfrischen, was mit dem Blute der unglücklichsten Menschen gewonnen ist. — Und dieser schimpfliche Widerspruch in unsern gesitteten und erleuchteten Zeiten! — Blos um entbehrliche Waaren wohfeil zu erhandeln. Darf man denn einen Reisenden auf der Heerstraße ermorden, um wohlfeil eine Uhr zu erhalten? Dieser Gewinn — wenn anders die

Un=

Unmenschlichkeit gewinnen kann; allemal kauft die Ungerechtigkeit zu theuer, nur die Gerechtigkeit bezahlt nach dem wahren Werthe. — Dieser Gewinn, wie gering er ist, wenn man ihn berechnet!

Ein Schif fasset so viel Neger, als es Tonnen hält. Ein französisches Schif hat 300 Tonnen, und bringt 300 Neger von Guinea nach den Antillen. Seine Austüstung kostet zum allerwenigsten 20000 Livres, oder 5277 Rthl. Zur Besatzung gehören 60 Mann; jeder bekömmt täglich 20 Sols; gewöhnlich dauert die Reise 20 Monathe; also beträgt die Unterhaltung der Besatzung 36000 Livres. Auf solchem Schiffe ist ein Kapitain, der monatlich 150 Livres, also für die ganze Reise 3000 Livres erhält. Der Unterkapitain bekömmt monatlich 100 Livres also überhaupt 2000 Livres. Der monatliche Gehalt eines Premier-Lieutenants ist 80 Livres, also überhaupt 1600 Livres. Jeder Unterlieutenant bekömmt 60 Livres; also beide, denn zween müssen gehalten werden, für die ganze Reise 2400 Livres. Der Gehalt eines Schreibers ist monatlich 60 Livres, überhaupt 1200 Livres. Der Gehalt des Proviant-Meisters 1200 Livres. Endlich noch die übrigen 51 Menschen zur Besatzung, deren monatlicher Gehalt man auf 30 Livres rechnen kann, erhalten überhaupt 30600 Livres.

Jeder

Jeder Neger koſtet wenigſtens beym Einkauf 300 Livres, oder ungefähr 79 Rthl. alſo 306 Neger koſten 90000 Livres.

Dieſe Neger müſſen vom Tage des Ankaufs bis zum Verkaufe auf den Antillen, wenigſtens 5 Monate unterhalten werden; jeden Tag wenigſtens 5 Sols, welches in allem 10750 Livres macht.

Dem Regenten auf der Küſte von Guinea muß für die Erlaubniß des Handels ungefähr 300 Livres bezahlt werden.

Die ganze Summe beträgt 201,050 Livr. oder 53054 Rthl. oder nach dem Geldcours auf den Antillen 301,575 Livres.

Geſezt, es ſey auf der ganzen Ueberfahrt kein Neger geſtorben, welches doch ein ganz ungehörter Fall iſt, und auf den Antillen werde jedes Stück, jede Piéce d'Inde, wie jezt, zu 1100 Livres verkauft, ſo würde die Einnahme betragen 330,000 Livres. Man ziehe hievon den Aufwand ab, ſo bleibt 28425 Livres oder nach franzöſiſchem Gelde 18950 Livres oder ungefähr 5000 Rthr. welches etwas mehr als 9 Prozent beträgt, da ſonſt im amerikaniſchen Handel leicht zwölf und mehr Prozent gewonnen wird.

Dieſer

Dieser geringe Ueberschuß würde gänzlich verschwinden, wenn man den Verlust der verunglückten Neger, die Assecuranz, die Interesse des Kapitals und viele andere Ausgaben zusammen rechnen wollte. Der ganze Gewinn beruhet darauf, daß die Schiffe auf ihrer Rückreise mit Zucker und andern Waaren der Kolonien vortheilhaft befrachtet werden.

Eben so gering, eben so nichtig ist der Vortheil, den die amerikanischen Kolonien von diesen unglücklichen Knechten haben können. Hier ist eine Berechnung für die Antillen, als daselbst ein Neger mit 1200 Livres, oder ungefähr 316 Rthl. bezahlt wurde.

Rechnet man zehn Procent, und das ist wenig für den dortigen Handel, so beträgt der jährliche Zinß von dem Kaufgelde 120 Livr. Die Neger kommen in der äußersten Verzweiflung in Amerika an; man fodert von ihnen eine Arbeit, der sie nicht gewohnt sind; man speiset sie elend; man mißhandelt sie mit Schlägen, und also sind sie auch in kurzer Zeit aufgerieben. Viele erhänken sich, viele ersäufen sich, viele ersticken sich mit ihrer eigenen Zunge, viele vergiften sich und andere, in der gewissen Hofnung, nach ihrem Tode in ihr Vaterland zurück zu kommen: andere laufen davon, werden gefährliche Marons. Die, welche zurück-

rückbleiben; bekommen durch ihre Weiber von den Europäern gefährliche aufreibende Krankheiten; sehr wenige werden alt. Selbst auf den Antillen rechnet man, daß jährlich ein Achtel der daselbst nöthigen Sklaven durch neue ergänzet werden muß, so daß eigentlich ein Neger im Durchschnitte gerechnet, nur acht Jahre dienet; wir wollen aber, um die Sache gewiß nicht zu übertreiben, zehn Jahre rechnen. Also nach zehn Jahren ist das alte Kaufgeld verlohren, und schlägt man dieses zu dem neuen, so ist der jährliche Unterhalt eines Negers 240 Livr. Interesse.

Auf zehn Sklaven muß allemal ein Aufseher oder Gewaltiger gehalten werden; ein starker, furchtbarer Neger, der aller Sklaven-Arbeit kundig und ohne Mitleiden ist; der selbst wenig oder nichts arbeitet, aber desto härter und unerbittlicher die übrigen zur Arbeit prügelt, und eben deswegen kostbarer als ein neuer roher Neger ist. Ein solcher Henker ist nicht unter 1800 livres oder 475 Rthlr. zu haben. Vertheilt man diesen Aufwand unter den zehen Negern, denen er vorgesezt ist, so beträgt dieß für jeden 18 Livr., daß also der jährliche Unterhalt eines Negers schon auf 258 livres Interesse steiget.

Ein solcher Gewaltiger wird etwas besser als die übrigen Sklaven gehalten, er arbeitet

weniger, hat etwas beſſere Koſt, auch beſſere Kleidung; alſo lebt er auch länger; doch kann man ſeine Dauer nicht über 15 Jahre annehmen. Das macht für jedes Jahr einen Verluſt von 120 livr., wodurch die Unterhaltung eines Negers um 12 livres höher wird; da haben wir alſo zuſammen 270 livres für jeden.

Kleidung und Nahrung eines gemeinen Negers, ſo ſchlecht beyde ſind, ſteigen doch jährlich auf 100 livres. Kleidung und Nahrung des Gewaltigers vertheilt unter den zehen Untergebenen, macht für jeden 12 livr; alſo zuſammen bereits 382 livres.

Keine Kolonie kan Sklaven halten, ohne Marons zu haben. Dieſe, die der Sklaverey entronnen ſind, ſind die grauſamſten Feinde, beſtändig bereit, Häuſer, Scheuren, Mühlen und Waarenlager anzuzünden, die zurückgebliebenen Neger und ſelbſt die alte Herrſchaft zu ermorden. Wider dieſe muß beſtändig eine koſtbare Gegenwehr gehalten werden, und dennoch wiſſen ſie zu ſchaden. Freylich läßt ſich dieſer Aufwand und Schaden nicht ſo gar genau berechnen, aber gewiß rechnet man nicht zu viel, wenn man dafür den Unterhalt eines jeden Sklavens um 38 livres erhöhet.

Ohn

Ohne nun noch den Schaden, der von den Negern, aus Unwissenheit oder aus Unwillen und Bosheit, an den Gerathschäften geschieht; ohne den Nachtheil zu rechnen, den man an der Erndte bey solchen Widerspänstigen hat, sind die Kosten von einem Neger auf 420 Livres. Drei hundert Arbeitstage gerechnet, so ist das Taglohn 28 Sols, welches nach unsern Gelde 9 Gr. beträgt. — Ist ein solches Taglohn gering? Muß man nicht vielmehr gestehen, daß der Europäer sich verrechnet hat, als er sich entschloß, alle göttliche und menschliche Rechte zu übertreten, um durch den Sklavenhandel zu gewinnen!

Wenn ein Schif auf der Küste von Guinea landet, erhält der Kapitain von den afrikaschen Regenten gegen Geschenke die Erlaubniß Sklaven zu erhandeln, und er macht alsdann bekannt, für welchen Preiß er sie annehmen wolle. Die Einwohner, welche die Sklaven zum Verkauf haben, führen solche an Ketten und schweren Hölzern, die jeder auf dem Kopfe tragen muß, geschlossen herbey, damit sie nicht entrinnen können. Jeder Sklave wird auf das genaueste besichtigt. Für jeden fehlenden Zahn werden von der Bezahlung 4 Rthlr. abgezogen. Wenn die dänischen Factors den Portugiesen, die bey diesem Handel die vorsichtigsten sind, Sklaven verkaufen wollen, so salben sie solche

mit Palmöl, damit sie gut ins Aug fallen. Der Käufer betrachtet jede Piéçe d'Inde vier Stunden und länger. Er läßt den Neger lachen, singen, springen, laufen, er betastet ihn überall, er riecht seinen Odem, er befühlt den Kinn, ob er einen Bart habe, hat er Narben, so verwirft er ihn, oder bezahlt ihn geringer. Den Weibern werden vor dem Handel die Kinder genommen, damit sie mehr gelten mögen; aber bey der Uebergabe giebt der Factor die Kinder zurück, die der betrogene Käufer ins Meer oder an den Strand wirft.

Die verkauften Neger bilden sich ein, sie würden von den Europäern gehandelt, um von ihnen gemästet und verzehrt zu werden, und diese Furcht vermehrt sich, wenn sie das Schifvolk sich in rothem Weine berauschen sehen, oder wenn einer von ihnen, der Gesundheit wegen zur Ader gelassen wird. Um ihnen diese nagende Furcht und das Bestreben zum Selbstmorde zu mindern, wird auf dem Verdecke mit Trommeln und Pfeiffen ein betäubendes Gelärm gemacht, bey denen man sie wechselweise, auch zur Erhaltung ihrer Gesundheit, tanzen läßt, unterdessen die Uebrigen unten im Schiffe, wo kein Licht hinein fällt, und wohin nur frische Luft gepumpet wird, an einander geschlossen liegen. Ein heimliches Gespräch der Neger, oder eine größere Geschäftigkeit machet das Schifvolk eine

eine Meuterey argwöhnen, die durch die grausamsten Geißeln hintertrieben wird. Dennoch ist es nicht selten, daß die Besatzung von den Negern überfallen und ermordet wird, worauf diese das Schif ans Land treiben lassen. Von den hundert tausend Negern, die jährlich allein nach den englischen Kolonien, die im Jahre 1772 überhaupt 850000 hatten, gebracht werden, stirbt ein Drittel unterweges. Zuweilen überfällt die Sklavenschiffe an der Linie eine Windstille von sechs und mehr Wochen, und wenn nun Wasser und Lebensmittel zu fehlen anfangen, muß der Kapitän, um sich und seine Leute zu retten, die Neger als die Waare, über Bord werfen, oder in ihre Speisen Gift mischen. Auch den Europäern selbst ist diese Reise gefährlich; die Schiffe verlangen eine doppelte Besatzung, von der gemeiniglich die Hälfte unterweges im Skorbut und andern Krankheiten des heißen Klima's stirbt.

Wenn das Schif in Amerika ankömmt, so werden die Neger gewaschen, geschoren und mit Oehl geschmieret. Sie werden einer nach dem andern auf einen Tisch gestellet, wo ein dazu bestellter Wundarzt ihre Gesundheit untersucht. Nachdem er versichert hat, daß derjenige, auf welchem geboten wird, gesund und ohne Fehler sey, so wird er versteigert. Das Kaufgeld wird gemeiniglich erst nach drey Wo-

chen bezahlt, doch hat der Käufer eigentlich nur 24 Stunden Zeit zu unterſuchen, ob er betrogen ſey, in welchem Fall er ihn, wenn er noch nicht gezeichnet worden, wieder zurückgeben kann. Sklaven, welche ſchon oft gegeiſſelt worden, und ſolches durch die weißen Narben ihres ſchwarzen Rückens beweiſen, werden als Taugenichte gering bezahlt.

Die Preiſe der Sklaven ſind veränderlich, ſo wie die Preiſe anderer Waaren. Die däniſchen Factors auf Guinea kaufen einen Mannsſklaven im Lande für ſechs Unzen Gold oder 86 Rthlr. und verkaufen ihn dem Schiffer wieder für acht Unzen Gold oder 128 Rthlr., oder auch wohl für 10 Unzen oder 160 Rthlr. In Braſilien wurde ein Mannsſklave von 10 Jahren mit 16 Unzen Gold oder 256 Rthlr. bezahlt. Auf St. Thomas iſt jezt der Preis 400 Rthlr., und in Surinam 300 oder 400, auch wohl 450 holländiſche Gulden. Isle de France erhält die Sklaven, deren daſelbſt 20000 ſind, die alle 18 Jahr neu angeſchaft werden müſſen, aus Madagascar, und bezahlt das Stück mit 50 Rthlr. Auf dem Vorgebürge der guten Hofnung, wo die Neger am beſten gehalten werden, iſt der Preiß 100 Rthlr. und darüber. Man läßt die Sklaven gewiſſe Handwerke lernen, und bezahlt dann in Surinam für einen, der die Wagnerkunſt verſteht, 2500

Gülden,

Gülden, für einen Maurer 2000, und für einen Koch 800 Gülden; aber die Mühe der Unterweisung wendet man auch nur an junge Neger.

In Brasilien werden die angekauften Neger meistens in die Bergwerke gesteckt, aus denen sie nie zurückkommen. Die Patres müssen zuweilen zu ihnen hinabfahren, um sie zum Christenthume zu bewegen, und sie zu taufen. Auf den Antillen arbeiten sie vom Morgen bis in die Nacht in den Zucker- oder Indigo-Pflanzungen, und genießen nur zwo Stunden Ruhe dazwischen, in denen man ihnen etwas gesalzenes Fleisch, gesalzene Fische, und etwas Mehl von Manioc zur Nahrung reichet. Einige Herren sorgen für ihre Speise gar nicht, sondern geben ihnen den Sonnabend frey, um sich selbst Speise für die kommende Woche zu verschaffen. Selten heurathen die Neger, dagegen wählt sich jeder eine Negerinn, die er behält, bis sie durch Verkauf, oder Tausch oder Versendung von einander getrennet werden. Kinder wünscht dieses unglückliche Paar nicht. Denn entweder müssen die Aeltern hungern, oder des Nachts arbeiten, um die Kinder zu ernähren, oder sie müssen sie erhungern lassen; denn für die Jungen thut der Europäer keine Speise gut.

§. 24.

Mediciniſche Entdeckung,

Denen Aerzten wird es wohl nicht unangenehm ſeyn, zu erfahren, daß eine für die Menſchheit wichtige und intereſſante Entdeckung gemacht worden: — Rad. Gei. Urbani Linn. thut in Wechſelfiebern, periodiſchen Krankheiten u. ſ. w. eben das, was die Fieberrinde bisher gethan hat. Wenigſtens heilt ſie die hartnäckigſten Quartanfieber mit großer Leichtigkeit. Der Erfinder iſt D. Buchhave, Arzt der Ritterakademie zu Sorõe. Er hat alles hieher gehörige im Druck gegeben. Ueber hundert kurze Krankengeſchichten werden angeführt, und dazu kommen noch die beſtätigenden Wahrnehmungen von verſchiedenen andern Practicis. — Mehrere Verſuche hat die Zeit noch nicht verſtattet. Genug, daß alle bisher gemachte günſtig für die Behauptungen des Hrn. D. Buchhave ausgefallen ſind.

§. 25.

Merkwürdige Rede des Durchl. Herzogs v. Würtemberg bey dem Beſchluſſe der öffentlichen Prüfungen.

„Hofnungsvolleſte Jugend!
Liebſte Söhne!

„Glänzend, rührend, beſonders aber wichtig iſt der heutige Abend, der jetzige Augenblick. —

Dieſe

Diese zahlreiche Versammlung, der Anblick so vieler zärtlichen Aeltern, Verwandten, Freunde, die sich um die Wette sehnen, und theils mit Ueberzeugung der Freude, theils auch mit beklemmten Herzen dieser Stätte näher treten, um den Ausspruch eures bisherigen Benehmens aus dem Munde des gemeinschaftlichen Vaters zu vernehmen; dieses alles ist Ueberzeugung des Glänzenden, des Rührenden. —

Die Wichtigkeit dieser Handlung sowohl auf euer jetziges als künftiges Wohl; der Einfluß, den diese Wichtigkeit auch für die Zukunft, auf die euch Untergeordnete haben kann und wird; dieses, hofnungsvollesste Jugend! Euch in dieser Rede überzeugend vor Augen zu stellen, ist mir um so mehr Pflicht, angenehme Pflicht, als der Beweiß allein aus der Nothwendigkeit und Folge der Erziehung, nämlich der auf ächten Grundsätzen gebauten Erziehung, hergeleitet werden kann. —

Der Schöpfer, dem wir alles zu danken haben, hat in jedem Menschen einen Keim gelegt, der, gleich einer Pflanze, der weitern Bearbeitung überlassen bleibt. Wir kommen auf diese Welt; in uns liegt das schon alles, was wir werden können. Glück, Unglück, Gelegenheiten, oft Zufälle entscheiden.

Alle Geschichte älterer und neuerer Zeiten sind voll solcher Beyspiele. Sie auch nur theils anzuführen, wäre zu weitläuftig, und nicht so auffallend als der Stoff, der sich uns täglich vor Augen stellt. —

Hier peiniget, martert ein Unmensch sein eignes Blut, reizet es zu allen Lastern, das Glück will dem Jünglinge, er wird dem Vater entrissen, gut erzogen, nach ächten Grundsätzen gebildet, und gebietet vielleicht ganzen Staaten.

Dort ist ein Vater bekümmert, biß auf das äußerste für das Wohl seines Kindes bekümmert; der Tod trennet ihn, alle Hofnung verschwindet, der Jüngling ist verlassen, geräth in böse Hände und ist verloren.

Der Reiche, der oft in seinen Schätzen seine ganze Nahrung findet, überläßt solche seinen Kindern, hat ihre Erziehung versäumt, und macht sich dadurch, ohne der schweren Verantwortung zu gedenken, zu ihrem unversöhnlichsten Feinde. —

Oft beklagt der Dürftige sein Unvermögen, besonders in Absicht der Bildung seiner Angehörigen; es fehlt ihm an der Entschlossenheit, Standhaftigkeit, diejenigen Mittel zu ergreifen, die sich ihm darbieten. Er verfehlt den Zweck, die Erziehung mißräth, und die Schuld liegt auf ihn. —

Nicht

Nicht selten entscheiden Zufälle. Der Glückliche findet Wege. Der Unglückliche irret meistens. In ganzen Staaten will man ohne Unterlaß für das Gute wachen, alle Mißbräuche abstellen, Verbesserungen vornehmen; es fehlet aber auf beiden Seiten. Der Körper hat keine gebildete Seele. —

Es entstehet in einer Provinz ein großer Geist; er wird nach ächten Grundsätzen erzogen; der Staat wird durch ihn aufgeklärt, glücklich, der sonst vielleicht die immerwährende Dunkelheit zum Loos behalten hätte. —

Müssen wir nicht den Nutzen vieler grossen Geister entbehren, weil der Mangel der Erziehung, oder des Wollens sich erziehen zu lassen, sie in die Tiefe der ewigen Vergessenheit einschließet? —

Auch kann der Mangel der Entschlossenheit der Grund des Verderbens seyn. —

Ungewißheit ist Irrweg; edle Standhaftigkeit der sichere Leitfaden. Diese bahnet den Weg zum Großen. Jedem Menschen, liebste Söhne, ist auferlegt, darnach zu trachten; nur niederträchtige Seelen sind fähig, in dem Staube der kriechenden Erniedrigung ihre Nahrung zu suchen; vielleicht auch darinn das Unglück einer falschen, unächten Erziehung zu finden.

Es ist nicht wohl möglich, dem Bösen standhaft entgegen zu gehen, wenn nicht gute Erziehung den Weg gebahnet hat. —

Seltene Beyspiele kann man diesem Satze entgegen stellen; sie werden aber, im genauen Betracht genommen, niemals das Ganze gewähren; die Lücken werden deutlich bleiben, das Glück wird immer die Oberhand behalten haben.

So wie das allmächtige Ganze, das uns umgiebt, und so erhaben über alle unsere Begriffe und Einsicht ist, auf den ächtesten Grundsäulen der Weißheit und Vollkommenheit gebauet, so wie unser aller Daseyn, ein jeder als ein einzelnes Ganzes des großen Ganzen betrachtet, ebenfalls von dieser Hand mit den ähnlichen Grundsäulen eingerichtet, und nur durch unser eignes Verschulden so weit herunter gesetzt steht, eben so sollte man fordern können, daß unsre Handlungen nach möglicher, menschlicher Vollkommenheit aus solchen Quellen fließen sollten, die ihren Ursprung allein in ächten Grundsätzen geschöpft hätten.

Zu diesem allen aber gehört systematische, gute Erziehung, und von dieser, liebste Söhne, will ich euch einige Augenblicke unterhalten. —

Anfangs unserer Unterredung sagte ich, daß der Schöpfer in einem jeden Menschen einen Keim geleget, der gleich einer Pflanze der weitern

tern Bearbeitung überlassen bleibe, daß alles schon in uns liege, was wir werden können, daß Glück, Unglück, Gelegenheiten, Umstände, oft Zufälle entschieden.

Was ist die weitere Bearbeitung des in uns liegenden Keimes anders, als die Erziehung. Was ist meistens die Haupturſache unsers Glücks, Unglücks, unserer Umstände, deren Zufälle, in die wir uns oft wissentlich, oft aus Unwissenheit begeben, anders, als eine Folge der Erziehung? Ist diese nicht eine zweite Geburt? Darf sie nicht oft der ersteren vorgezogen werden? Und sollte nicht der Gedanke aufgehen, die erste nicht zu wünschen, wann die zweite durch unser eigenes Verschulden gänzlich mißrathen gebliehen.

Wir sind dem, von welchem allein alles wahrhafte Gute kommt und kommen kan, genaue Rechenschaft schuldig, unsere heilige Religion überzeugt uns dessen. Er hat den Keim mit weisen Absichten in uns gelegt; wann wir das Feld, wo er gedeyhen soll, immer gut bauen und rein halten, so gehet der Saame auf, wächset, zeitiget, trägt Früchte. Nur alsdann siehet man es öde, wenn Disteln die Oberhand genommen, wenn die Oberfläche durch die innerliche unächten Triebe verwüstet und unfruchtbar gemacht werden. Ein weiterer Beweis der Nothwendigkeit einer systematischen Erziehung.

Der

Der zärtliche Vater, die nachgebende Mutter sind selten Erzieher. Die Umstände des nahen Verwandten erlauben ihm nicht allemal, die Stelle des Vaters zu vertreten. Die Amtsberufe der Freunde hindern meistens an dieser sonst angenehmen Pflicht. Der Fremdling einzeln in der Erziehung betrachtet, wird immer mit so vielen veränderten Rücksichten beladen bleiben, daß die Pflichten den gutdenkenden Eltern immer genaue Aufmerksamkeit anrathen werden.

So wenig sich zwo unterschiedene ganz gerade Linien denken lassen, eben so wenig lassen sich zween Erziehungsentwürfe reimen. Nur ein ächter, im Ganzen genommen kann mit Zuverläßigkeit bestehen. Die Furcht Gottes, die vorzügliche Achtung und Gehorsam gegen Vorgesetzte, die Liebe seines Nächsten und der ächte Trieb zur möglichen menschlichen Vollkommenheit, müssen seine Grundsäulen seyn.

Diese, liebste Söhne, wollen wir zergliedern; so wie die Furcht Gottes der Hauptleitfaden ist, der zu allen übrigen den Weg öfnet, bahnet, so macht sie auch uns allein fähig, allen unsern übrigen Pflichten ein Genüge zu leisten; sie weiset uns zu dem Gehorsam, zu der vorzüglichen Achtung an, die wir den Vorgesetzten aus so vielem Betracht schuldig sind, sie lehret uns, die

Pflicht

Pflicht zu erfüllen, die als die nothwendigste des menschlichen Lebens anzusehen, und die den wichtigsten Einfluß auf die ächte Zufriedenheit der Tage mit sich bringt; sie lehrt den Weg zur möglichen menschlichen Vollkommenheit zu gelangen, und dadurch sich in dem Stand zu stellen, zu seiner Zeit sich, den Seinigen, seinem Herrn, dem Staate sich nüzlich zu machen.

Mit diesen Gesinnungen jeden Tag anfangen, mit diesen jeden Tag endigen, wird das sicherste, das einzige Mittel seyn, zweckmäßig zu handeln, allen Ausschweifungen auszuweichen; es wird das ächte Mittel werden, diejenigen ununterbrochnen Schritte zu machen, die nur allein zum Guten führen. Glücklich der Jüngling, der auf diesem edeln Pfad geleitet wird.

Wo ist aber die Jugend, die sich selbst überlassen, diesen Weg der Tugend, und der Rechtschaffenheit finden, geschweige ächt kennen, und in Ausübung bringen wird.

Man betrachte das Innerliche, das Wesentliche der jetzigen herrschenden Denkungsart, der jetzigen Sitten, der bedauerlichen Neigung, alles nur in seiner Oberfläche zu betrachten, Urtheile, entscheidende Urtheile über Dinge zu fällen, deren Grund immer ein Geheimniß gewesen; große Geister seyn zu wollen, ohne nach der reinen Wahrheit geforscht zu haben,

oder nur urtheilen zu können, wo die Gränzen des Mittelmäßigen anfangen.

Man betrachte den natürlichen Hang der Jugend, das Feuer, welches diesem Alter eigen, die Neigung unter zwo Seiten die leichteste zu erwählen, dadurch aber sich immer von den auch nothwendigsten Grundkenntnissen zu entfernen, die Begierde sich der Welt zu überlassen, ohne ihre meist auf allen Seiten gefährlichen Klippen zu kennen, das Gefährliche der übeln Gesellschaften, worinn die Jugend oft aus alleiniger Unwissenheit ihrem Abgrund preisgegeben wird.

Man nehme ferner die täglichen Beyspiele der wankenden Gesundheit, der sich selbst überlassenden Jugend, und ihren Ursprung, die betrübten Folgen, welche als eine natürliche Folge in Zukunft aus allen Seiten daraus entstehen müssen, in reife Ueberlegung, so werden alle diese Betrachtungen eine Ober-Aufsicht, einen systematischen Erziehungs-Plan eben so nothwendig machen, als es Pflicht ist, dem ganzen Staatskörper ächte Bürger zu bilden.

Wenn ich mir den ganzen Umfang der öffentlichen Erziehung vorstelle, so werde ich in ein so großes, in ein so weites Feld dahin gerissen, worinn allein die einzelnen Gesichtspunkte eines

eines jeden Anvertrauten mich einen Augenblick verweilen machen, ohne deswegen auf meiner ganzen Lebensbahn einen Aufenthalt zu machen. Ich eile immer zum Hauptzweck und alles, was mir begegnet, suche ich dahin zu reissen.

So ist die öffentliche Erziehung im Ganzen genommen, und so soll sie auch im Einzelnen betrachtet werden.

So viele zu Erziehende, so viel Hauptplane, jedoch im Ganzen nur ein Hauptplan.

Tugend.

So viele zu Erziehende, so viel Unterschiede an Leibesbeschaffenheit, an Seelenkräften, an Neigungen, an Endzwecken, doch alle müssen zu einem Weg geführet werden, ich sage

Tugend.

So viele zu Erziehende so viele neue Hinderniſſe, so viele neue Sorgen, so viele Entdekkungen von menschlichen Fehlern und Schwachheiten, sie werden aber überwunden, und geleitet zur Tugend.

Nicht das Werk eines Einzelnen ist es einen solchen Plan ohne Gehülfen im Ganzen zu entwerfen, noch weniger auszuführen. Aus diesem folget die Nothwendigkeit einer ausgebreiteten

teten Aufsicht; ihr Endzweck ist der nämlich
und das nenne ich die Harmonie, die unter de
Aufsehenden stufenweise zur Nothwendigkeit de
Ganzen immer unentbehrlich bleibt; so wie di
mildthätige Sonne ihre Strahlen zur Erquickun
annimmt; dem gleich soll das gute Beyspiel, di
guten Lehren, das sanfte mit nothwendigem
Ernst verknüpfte Benehmen der Obern de
ganzen Umfang des Erziehungskörpers beleuch
ten, und zur erquickenden Nahrung dienen.

Wie beruhigend, wie getrost auf die zukünf
tige Rechenschaft ist die Folge eines solchen Be
nehmens, und wie groß muß nicht ihr Einflu
auf die anvertraute Jugend seyn, da dadurch
auch ihr Vertrauen gewonnen, und ihnen de
Weg gebahnet wird, sich freudig zu ihren zu
künftigen Bestimmungen durch Anstrengung ih
rer Seelenkräfte geschickt zu machen.

Zu diesem aber gehört Gesundheit, ein vor
züglicher Gegenstand der Aufsicht.

Entfernt, allen dem zu widersprechen, wo
in Betref dieses Hauptheils der Erziehung m
der alle öffentliche Erziehungen vielleicht m
Recht bisher gesagt worden, begnüge ich mic
eine unausgesezte stufenweise Aufsicht entgeg
zu setzen, dem eine immerwährende Unmöglic
keit, dieser zu entkommen oder auszuweiche
an die Seite zu stellen, das Bewußtseyn d

Haup

Hauptgegenstände der besondern Rücksichten beyzugesellen; und aus diesem den beruhigenden Schluß zu fällen, daß die zukünftigen Jahre die Wahrheit dieses Satzes bewähren müssen.

Die Verzärtelung der Jugend ist gewiß ben so schädlich als alle übertriebene Bewegungen in mehreren Jahren, mithin auch hier die Mittelstraße der Hauptgesichtspunkt.

Bey dem Anstrengen der Seelenkräfte aber rscheinen wiederum neue Schwierigkeiten, worau sich noch der auffallende Unterschied, der ufgewickelten und unentwickelten Gaben in rößerem oder kleinerem Maaße geselle.

Doch alles durch den Weg der Erkenntiß zu einem Zweck. Ich sage wiederholt, Tugend.

Wie viel Entwürfe müssen nicht hier zum Vorscheine kommen, wie viel Schwierigkeiten müssen nicht auf die Seite geräumet werden, m viel Zwecke zu Einem zu bringen, und die nterschiedenen, mannigfaltigen Gegenstände der Anwendung, so viel möglich in einem auptgesichtspunkt zu vereinigen.

Die Hauptabsicht aber soll die Bildung s Herzens, des Verstandes und die möglichste ntwickelung der Gaben seyn. So wie der

Obersten und Uebrigen Aufsicht alles daran gelegen das Herz des Jünglings kennen zu lernen, um es den angemessensten Weg zu seiner künftigen Bestimmung und Glück zu führen, eben so sehr schärft sich der Lehrer seine Pflicht, untersucht die Kräfte, den Willen seines Zuhörers; der Zweck ist unveränderlich, er muß und wird tüchtig werden, der Staat bekommt an ihm ein nüzliches Mitglied, und das, was er in diesem Fach weniger an Vollkommenhe besizt wird er in einem andern ersetzen. Mit der Bildung des Verstandes, mit der Zunahme in Wissenschaften bildet der Lehrer zugleich das Herz, und ersezt in diesen ihm anvertrauten Stunden die Stelle derjenigen, deren Beruf anderwärts ihre Gegenwart erfodert.

Glückliche Harmonie, ohne welche kein Ganzes ist.

Glücklich der Gedanke, die Ueberzeugung der Nothwendigkeit, daß alle Arbeitende ein jeder einzeln, das Ganze in sich betrachte, und darnach mit einem redlichen Eifer handele.

Ich sehe hier einer Frage, einem Einwurf entgegen. Wie werden Jünglinge, die künftige Staatsmänner, oberste Befehlshaber, erhabene Verwalter der landesherrlichen Einkünfte, Aufseher der Forsthoheiten und Holzungen, geschickte, gewissenhafte Aerzte, redliche, für das

Best

Beste ihrer Staaten, arbeitende Handlungs-Verständige, tüchtige Lehrer, Künstler, gute Bürger werden sollen, in einer Erziehung so viel unterschiedene Gesichtspunkte antreffen, wie werden sich alle diese so weit von einander stehende Zweige zu einem Stamm leiten und bringen lassen, ohne daß dem einen oder andern Theil etwas in der ganzen Uebersicht seiner Laufbahn entgehe.

So schwer diese Frage, dieser Einwurf ist; so schwer diese Hindernisse auch in die Augen fallen und vielleicht auch wegzuräumen sind; so leicht werden sie sich beseitigen lassen, wenn aller Arbeiten auf einen Zweck zielen, wenn die Einrichtungen nach systematischen Grundsätzen abgemessen, und nur das in Plan gemeinschaftlich bestimmt bleibt, was zum Grunde aller Wissenschaften hauptsächlich und wesentlich nothwendig ist.

Da Religion, als der Grundstein zur Bildung des Herzens und Verstandes, Sprachen Naturkunde im höhern und niedern Verstande, Geschichte, Leibesübungen, nicht zu entbehrende Nothwendigkeiten der guten und wissenschaftlichen Erziehung sind, so werden diese den zarten Herzen der zu Erziehenden nach Verhältniß ihrer Jahre gemeinschaftlich beygebracht, und so angewandt, daß von diesen Ausfahrtspunkten

en an eine jede besondere Bestimmung das Ihrige zweckmäßig zu dem künftigen Gebrauche anwende, und mit desto größeren Schritten seiner Laufbahn entgegen gehe.

Man betrachte es mit ganz unverfangenen Augen als ein Ganzes, aus welchem die ausgehenden Theile in sich wiederum Ganze ausmachen, und aus welchen einzelnen Ganzen seiner Zeit wiederum fruchtbare Theile, Ganze hervorbringen sollen.

Niemand alsdann wird daran zweifeln, daß der Keim der in jedem der Erziehung Anvertrauten vom Schöpfer gelegt worden, nicht nach ächten Grundsätzen fruchtbar bearbeitet worden.

So wie ich oben gesagt, daß die Ausführung eines solchen Gegenstands ganz nicht das Werk eines Einzelnen sey, eben also muß Ich es hier wiederholen, dann nur vollkommene Zusammensicht, Standhaftigkeit, Uneigennützigkeit, Schärfe mit Liebe genährt, besonders aber Begierde zur Verbesserung können das Ganze erhalten, und täglich der Vollkommenheit näher bringen,

Glückliche Harmonie, deren Töne melodisch und der Seele eindringend werden.

Du erquickende Lehre des Heils, lege den Grund den festen Grund zu allen übrigen Wis-enschaften, durch die wir dich täglich mehr ver-herrlichen sollen, ohne die nichts wahres, Gutes, ohne die kein Gedeyen. Und Ihr, dessen Lehrer, seyd stolz auf dieses Vorrecht, und bleibet es, aber allein in diesem Betracht. Fast gleiche Ansprache dürft Ihr übrige wissenschaftliche Väter machen, durch euren Eifer und Bemühungen Jünglinge der meisten Staaten unserer Welttheile gebildet zu wissen, durch euch sie in heilligen, in nothwendigen Sprachen, in der alles umfassenden Lehre der so gütigen, der so reichen Natur der älteren und neueren Begebenheiten; der Art mit Nutzen und Ehre seinem Staate brauchbar zu werden, solchen zu vertheidigen, einem Herrn zu dienen, seinem Nebenmenschen die Mittel zu seinem besseren und reicheren Auskommen, gründlich an die Hand zu geben, selbsten für dessen Gesundheit, für dessen Leben zu wachen, durch euch, sage ich, sie zu dem möglichen Grad der Vollkommenheit gebracht zu wissen, ist die gröste Stufe der Zufriedenheit, die edle Seelen sich zum anfeuernden Stolz rechnen, weiter zu gehen, und dem gemeinen Wesen immer brauchbarer zu werden.

Und Ihr, deren edler Stolz, vermöge Eures wichtigen Amts seine Nahrung in der Bildung junger zarten Herzen findet, deren künf-

tiger Dank von Europens weitesten Enden auf Euch fließen wird, wer kann es Euch verdenken, wenn Ihr Eure Erhohlungsstunden da suchet, wo andere es vor scheiternde Mühe, Unannehmlichkeit und Arbeit ansehen.

Die Aufopferung Eures Vergnügens, die Aufopferung Eurer Tage, Eurer Nächte, werden eben so viele reine und innerliche Zufriedenheit nach sich ziehen; der Gerechte ist für Euch, der große, der nichts bedeutende Haufen vielleicht gegen Euch. Eine wahre Wohlthat für den Gutdenkenden.

Bleibet stolz, edle Freunde, edle Gehülfen, Eure Arbeit ist im Seegen, dann sie hat Seegen gebracht; bleibet stolz auf den, der die erhabene Arbeit gesegnet, und nach unserem Wunsch und Flehen noch ferner segnen wird.

Der Welt rechtschaffene Bürger, dem Staat erhabene, ächtdenkende Mitglieder, dem Herrn getreue, redliche, ihm allein gewidmete Diener, den Eltern aus Ueberzeugung gehorsame Kinder, seinem Nebenmenschen Freunde, und in diesen allesammt ächte Christen, ächte Verehrer Gottes gebildet zu haben, und noch ferner zu bilden, sey und bleibe immer Euer edler Gegenstand.

Glückliche Harmonie, glückliche Aufsicht, glückliches Band.

Wir

Wir alle Ein Band, wir alle ein Willen; Ihr alle aber, liebste Söhne! Unser Gegenstand. Der vorzügliche Gegenstand Eures gemeinschaftlichen Vaters.

Der aufmerksame Sohn, immer bereit dem Wink seines Vaters entgegen zu eilen, empfindet Vergnügen in Ausübung seiner kindlichen Pflichten; Gott hat schon in der Geburt diese Neigung so weislich in ihm rege gemacht, daß nur ganze verstockte, ganz ausgeartete sich im Gegentheil auszeichnen.

Alles dieses ohne Erziehung. Liebste Söhne! ohne Erziehung.

Was soll, was kann also diese fordern?

Die aufmerksamen meiner Söhne, immer bereit, dem Wink ihres gemeinschaftlichen zärtlichen Vaters entgegen zu eilen, empfinden gewiß Vergnügen an der ihnen geöfneten Laufbahn.

Habe ich Euch, hofnungsvolleste Jugend! von der Nothwendigkeit, von der Wichtigkeit der öffentlichen unpartheyischen Erziehung auch nur zum Theil überzeugt; so ist euer zukünftiges gesetzmäßiges Benehmen mir der alleinige sicherste Beweis davon.

Ein jeder von Euch konnte sich seine Schilderung ohne Mühe wählen, ein jeder in dieser

sein Innerstes prüfen, und jeder, so ungerne Einige, zum Glück aber wenige, vielleicht daran gekommen, mußte mir im Ganzen beypflichten.

So groß Eure Anzahl ist, so entfernt die Gegenden unsers Welttheils sind, in welchen seiner Zeit die Anweisungen, die Ermahnungen eures zärtlichen gemeinschaftlichen Vaters durch Euch in Ausübung gebracht werden sollen, eben so groß soll eine edle Begierde in Euch immer angefeuert bleiben, diesen Ermahnungen vollkommenes Genüge zu leisten.

Viel, und mit Recht viel, liebste Söhne! erwartet die Welt von eurer Erziehung. Dieser zu entsprechen ist eure Pflicht, die um so leichter wird, als jeder Schritt, jede Handlung, die Ihr gesetzmäßig thut, Euch den Weg zu dieser edeln Bahn von neuem eröfnet.

Betrachtet mit unverfangenen Augen, von mir, eurem gemeinschaftlichen zärtlichen Vater an, diese zahlreiche Reihe würdiger, für die Bildung eurer Herzen und Verstands besorgter rechtschaffenen Männer, betrachtet sie in dem Endzweck, der sie immer um euch versammlet; müsset Ihr nicht gestehen, daß jeder von Euch aus der entweder längeren oder kürzeren Erfahrung, überzeugt seyn müsse, daß das Wohl des einzelnen von Karls Söhnen der al-

leini-

leinige Endzweck aller ist, müsset Ihr nicht zugeben, daß die Wohlfahrt Euer aller, der Hauptgegenstand eines jeden von ihnen sey, müsset ihr nicht bekennen, daß entfernt von aller Eigenliebe, von allen Vorurtheilen, von allen andern, auch den geringsten Rücksichten, alles was an Euch geschiehet, euer wahres und gründliches Wohl zum einzigen Gesichtspunkt habe.

Dieses mit Grund vorausgesezt, wo könnet Ihr noch Stof zur Entschuldigung hervorsuchen, wann der erhabene Endzweck nicht an Euch erfüllet werden sollte. Warlich, liebste Söhne! Worte werden Euch fehlen, denn Ihr werdet nichts vor, wohl aber alles gegen Euch behalten.

Gott, eurem Euch zärtlich liebenden gemeinschaftlichen Vater, denenjenigen, denen ihr das Licht der Welt zu danken habt, Verwandten, Freunden, ja ganzen Staaten, die auf eure Bildung aufmerksam gemacht werden, allen diesen, liebste Söhne! werdet Ihr von euren Jahren, Tagen, Stunden genaue Rechenschaft geben müssen, diese vermehret sich immer, je grösser; je auffallender die Gelegenheiten sind, die man zu seiner Bildung vor Augen hat; sprechet also selbst euer Urtheil.

Betrachtet die Würkung, die meine so eben geschlossene und meistens auf Selbsterfahrung gegründete Worte auf die hier in eurer Mitte stehen-

stehende zärtlich gesinnte Eltern, Verwandte und Freunde machen, sehet aber hoffentlich nicht ohne Rührung, wie theils Thränen der Freude, theils der Bekümmernisse, ihre väterliche und freundschaftliche Wangen benetzet. Theilet diese Freude, diese Bekümmernisse, liebste Söhne, und theilet sie nach den ersten Pflichten, die die gütige Natur in jedem Menschen gelegt.

Es sey vor die Zukunft weitere Anfeurung für Euch, die Ihr durch bisheriges rühmliches und gesetzmäßiges Betragen Euch die Liebe, die Zufriedenheit unser Aller zugezogen habet, es sey aber Beschämung, zugleich auch Antrieb zur Besserung für die, deren ihr Innerstes selbst die Rückkehr zum Guten anräth.

Mit jedem Fehltritt beleidiget, betrübet Ihr uns alle von neuem, dagegen auch jede aufkeimende Neigung zur Besserung, zum Guten, die Hofnung zur glücklichen Zukunft aufgehen macht, und möchte doch diese, liebste Söhne! immer leuchten, helle leuchten; wie zufrieden, wie glücklich, Karl, der Euch und in Euch besonders euer Wohl liebet, wie zufrieden, wie glücklich, Karls getreue Gehülfen!

Glückliche Väter! o möchtet Ihr es immer seyn!

Glückliche Freunde! seyd es immer!

Alle

Alle durch dieses Haus, durch Karls Stiftung.

Liebstes Vaterland! Entfernte Staaten! Hell sollen bey Dir, bey Euch Karls Söhne leuchten.

Durch sie sollen Stufen der Glückseligkeiten einander die Hände bieten; durch die Söhne dieser Stiftung die Werke dessen, der allein die Herzen prüfet, immer mehr und mehr in den entferntesten Ländern aufgesucht, hervorgebracht und verherrlichet; durch sie, diese hofnungsvolleste Jünglinge, Kron und Scepter geehret, gehandhabet; durch sie endlich, Väter geschätzt, Freunde geliebet und Nebenmenschen gebildet werden.

Wer widersteht dieser glücklichen Zukunft?

Wer findet sich, der keinen Antheil an dieser Glückseligkeit haben wollte?

Wer kann von Euch, liebste Söhne! anders als einen festen, einen unwandelbaren Vorsatz des Guten fassen?

Hofnungsvolleste Jünglinge! in euren Händen ist euer Glück, vielleicht das Wohl ganzer Provinzen.

Tief, tief seyen meine heutige Worte in eure zarte Herzen gelegt; tief eindringend sey meine Ermahnungsstimme.

Mein

Mein Amt, meine Jahre, meine daraus fließende Erfahrung gebieten mir dieses Recht.

Aus der Fülle meines Herzens habe ich sie ausgesprochen, Euch Wahrheiten vorgestellet, Euch ermahnet.

Liebe und Pflicht streiten.

Beide harmonisch behalten die Oberhand, dann sie sind gleich stark.

Wie blutend für euren gemeinschaftlichen Vater, wie betrübt für eine Reihe grauer und getreuer Vorsteher, wann ungehorsame, undankbare, die große Anzahl der ächten Kinder dieser Stiftung beflecken sollten. Nein, Karl ist voll Hofnung eines Bessern. Der heutige Abend, die würkliche Dämmerung bedeckt alles Vergangene, und die Morgenröthe, die nach Verfluß einiger Stunden uns den neu anbrechenden Tag verkündigen wird, sey auch die Gewährleistung des einmüthigen, des festen Vorsatzes, der heutigen zärtlichen väterlichen Ermahnung durch alle Theile Genüge zu leisten.

Liebste Söhne! ihr vermehret durch dieses und dessen Festhaltung Karls noch übrige vielleicht wenige Tage, sprechet, sind sie Euch werth? Diese Euch, und zugleich hundert tausenden meiner lieben und getreuen Unterthanen ganz gewidmete Tage, sollen sie Euch werth seyn?

Noch-

Nochmals, liebste Söhne! überdencket, sprechet, folget der Sprache des Herzens, und alsdann die Ordnung vor Augen, handelt.

Liebste Söhne! zur gewissenhaften Rechenschaft freuet Euch, seyd nicht gleichgültig, erschrecket über den Ausspruch.

Er mache bey jedem die Wirkung, die euer gemeinschaftlicher Vater, eure Eltern, alle Rechtschaffene für die Zukunft erwarten.

Hofnungsvolleste Jünglinge! wie unterschieden die innerlichen Bewegungen, die wirklich in Euch vorgehen müssen, wie unterschieden die Verhältnisse, in denen Ihr euch befindet. Aber genug davon.

Liebste Söhne! lasset es Euch nochmalen zum Beschluß wiederholen: Sind euch meine Tage werth? so überdenket, sprechet, folget, und alsdann die Ordnung vor Augen, handelt.

§. 26.

Das Memoire, welches die Exjesuiten in Portugall gegen den Markis v. Pombal der Königinn überbracht haben.

Dieses Memoire, wovon man die Wirkung nun erwartet, ist viel zu merkwürdig, um nicht einen Platz unter dieser Sammlung zu verdienen. Es besteht aus 13 Paragraphen, und ist von folgendem Inhalte:

1) War-

1) Warum hat er (Marq. v. Pombal) gegen alle göttliche und weltliche Rechte niemalen einen einigen Jesuiten über die verleumderischer Weise erfundene, und um sie zu verschwärzen, fälschlich erdachte schreckliche Verbrechen zu Rede gesezt, so daß es Ihnen hiedurch unmöglich geworden, sich zu vertheidigen, welches in der That die gröste Ungerechtigkeit und ein wahres tyrannisches Betragen ist.

2) Was für eine Ursache hatte er, der kurzen, in das Italienische übersezten, gedruckten, und am Hofe zu Rom ausgetheilten Relation, eine Note beyzufügen, wodurch zu vernehmen gegeben wird, daß die Jesuiten die ersten Urheber des von dem Volke zu Porto, gegen die Wein-Kommißion von Alto-Douro erregten Aufstandes gewesen, obgleich die, zur Untersuchung dahin abgeschickte, und mit den strengsten Befehlen versehene Kommissarien bekennen mußten, daß sie nicht die geringste Anzeige entdecken können, welche gedachte Religiosen, wegen eines Antheils an dieser Revolte hätte verdächtig machen können.

3) Warum hat man eine nämliche Note beygefüget, daß es denen Jesuiten durch ihre Intriguen gelungen habe, bey der königlichen Familie sowohl, als bey dem ganzen Hofe, Zwist und Spaltungen zu erregen; da doch

diese

Wir alle Ein Band, wir alle ein Willen; Ihr alle aber, liebste Söhne! Unser Gegenstand. Der vorzügliche Gegenstand Eures gemeinschaftlichen Vaters.

Der aufmerksame Sohn, immer bereit dem Wink seines Vaters entgegen zu eilen, empfindet Vergnügen in Ausübung seiner kindlichen Pflichten; Gott hat schon in der Geburt diese Neigung so weislich in ihm rege gemacht, daß nur ganze verstockte, ganz ausgeartete sich im Gegentheil auszeichnen.

Alles dieses ohne Erziehung. Liebste Söhne! ohne Erziehung.

Was soll, was kann also diese fordern?

Die aufmerksamen meiner Söhne, immer bereit, dem Wink ihres gemeinschaftlichen zärtlichen Vaters entgegen zu eilen, empfinden gewiß Vergnügen an der ihnen geöfneten Laufbahn.

Habe ich Euch, hofnungsvolleste Jugend! von der Nothwendigkeit, von der Wichtigkeit der öffentlichen unpartheyischen Erziehung auch nur zum Theil überzeugt; so ist euer zukünftiges gesetzmäßiges Benehmen mir der alleinige sicherste Beweis davon.

Ein jeder von Euch konnte sich seine Schilderung ohne Mühe wählen, ein jeder in dieser

5) Was für eine Absicht hatte er, als er den Kardinal Patriarchen Don Emanuel, widerrechtlich, und auf eine gar nicht kanonische Art nöthigte, denen Jesuiten alles Predigen und Beichtsitzen zu untersagen; während daß dieser Prälat seinem Beichtvater in Beyseyn verschiedener Zeugen erklärte, daß er nicht nur keine Ursache habe, sich über besagte Patres zu beklagen, sondern daß er sie vielmehr wegen ihrer Wissenschaften, Fähigkeiten, und erbaulichen Wandel, hochschätze.

6) Warum erkühnte er sich in dem, über die hingerichteten Herren gefällten Urtheil vorzugeben, daß 3 Jesuiten, Mitschuldige oder Anstifter der vorgeblichen Verschwerung seyen, da er doch sie nicht examiniren, nicht verhören, mit denen andern Schuldigen nicht konfrontiren, und nicht eher als nach gesprochenem Urtheil, auch nur wenige Stunden, bevor dasselbe denen hingerichteten vorgelesen wurde, arretiren lassen.

7) Warum erwähnte er erst nach 9 Jahren in seiner chronologischen Deduktion, dreier anderer Jesuiten, als Mitschuldiger an dem nämlichen Attentat, ohne derselben auch nur auf eine indirekte Art in dem Todes-Urtheil erwähnet zu haben? Ihre Unschuld war so klar und so gewiß, daß die zur Beschönigung dieses vermeyntlichen Verbrechens gebrauchte Anschuldigun-

leinige Endzweck aller ist, müsset Ihr nicht zugeben, daß die Wohlfahrt Euer aller, der Hauptgegenstand eines jeden von ihnen sey, müsset ihr nicht bekennen, daß entfernt von aller Eigenliebe, von allen Vorurtheilen, von allen andern, auch den geringsten Rücksichten, alles was an Euch geschiehet, euer wahres und gründliches Wohl zum einzigen Gesichtspunkt habe.

Dieses mit Grund vorausgesezt, wo könnet Ihr noch Stof zur Entschuldigung hervorsuchen, wann der erhabene Endzweck nicht an Euch erfüllet werden sollte. Warlich, liebste Söhne! Worte werden Euch fehlen, denn Ihr werdet nichts vor, wohl aber alles gegen Euch behalten.

Gott, eurem Euch zärtlich liebenden gemeinschaftlichen Vater, denenjenigen, denen ihr das Licht der Welt zu danken habt, Verwandten, Freunden, ja ganzen Staaten, die auf eure Bildung aufmerksam gemacht werden, allen diesen, liebste Söhne! werdet Ihr von euren Jahren, Tagen, Stunden genaue Rechenschaft geben müssen, diese vermehret sich immer, je grösser; je auffallender die Gelegenheiten sind, die man zu seiner Bildung vor Augen hat; sprechet also selbst euer Urtheil.

Betrachtet die Würkung, die meine so eben geschlossene und meistens auf Selbsterfahrung gegründete Worte auf die hier in eurer Mitte stehen-

5) Was für eine Absicht hatte er, als er den Kardinal Patriarchen Don Emanuel, widerrechtlich, und auf eine gar nicht kanonische Art nöthigte, denen Jesuiten alles Predigen und Beichtsitzen zu untersagen; während daß dieser Prälat seinem Beichtvater in Beyseyn verschiedener Zeugen erklärte, daß er nicht nur keine Ursache habe, sich über besagte Patres zu beklagen, sondern daß er sie vielmehr wegen ihrer Wissenschaften, Fähigkeiten, und erbaulichen Wandel, hochschätze.

6) Warum erkühnte er sich in dem, über die hingerichteten Herren gefällten Urtheil vorzugeben, daß 3 Jesuiten, Mitschuldige oder Anstifter der vorgeblichen Verschwerung seyen, da er doch sie nicht examiniren, nicht verhören, mit denen andern Schuldigen nicht konfrontiren, und nicht eher als nach gesprochenem Urtheil, auch nur wenige Stunden, bevor dasselbe denen hingerichteten vorgelesen wurde, arretiren lassen.

7) Warum erwähnte er erst nach 9 Jahren in seiner chronologischen Deduktion; dreier anderer Jesuiten, als Mitschuldiger an dem nämlichen Attentat, ohne derselben auch nur auf eine indirekte Art in dem Todes-Urtheil erwähnet zu haben? Ihre Unschuld war so klar und so gewiß, daß die zur Beschönigung dieses vermeyntlichen Verbrechens gebrauchte Anschuldigun-

Alle durch dieses Haus, durch Karls Stiftung.

Liebstes Vaterland! Entfernte Staaten! Hell sollen bey Dir, bey Euch Karls Söhne leuchten.

Durch sie sollen Stufen der Glückseligkeiten einander die Hände bieten; durch die Söhne dieser Stiftung die Werke dessen, der allein die Herzen prüfet, immer mehr und mehr in den entferntesten Ländern aufgesucht, hervorgebracht und verherrlichet; durch sie, diese hofnungsvolleste Jünglinge, Kron und Scepter geehret, gehandhabet; durch sie endlich, Väter geschätzt, Freunde geliebet und Nebenmenschen gebildet werden.

Wer widersteht dieser glücklichen Zukunft?

Wer findet sich, der keinen Antheil an dieser Glückseligkeit haben wollte?

Wer kann von Euch, liebste Söhne! anders als einen festen, einen unwandelbaren Vorsatz des Guten fassen?

Hofnungsvolleste Jünglinge! in euren Händen ist euer Glück, vielleicht das Wohl ganzer Provinzen.

Tief, tief seyen meine heutige Worte in eure zarte Herzen gelegt; tief eindringend sey meine Ermahnungsstimme.

Mein

5) Was für eine Absicht hatte er, als er den Kardinal Patriarchen Don Emanuel, widerrechtlich, und auf eine gar nicht kanonische Art nöthigte, denen Jesuiten alles Predigen und Beichtsitzen zu untersagen; während daß dieser Prälat seinem Beichtvater in Beyseyn verschiedener Zeugen erklärte, daß er nicht nur keine Ursache habe, sich über besagte Patres zu beklagen, sondern daß er sie vielmehr wegen ihrer Wissenschaften, Fähigkeiten, und erbaulichen Wandel, hochschätze.

6) Warum erkühnte er sich in dem, über die hingerichteten Herren gefällten Urtheil vorzugeben, daß 3 Jesuiten, Mitschuldige oder Anstifter der vorgeblichen Verschwerung seyen, da er doch sie nicht examiniren, nicht verhören, mit denen andern Schuldigen nicht konfrontiren, und nicht eher als nach gesprochenem Urtheil, auch nur wenige Stunden, bevor dasselbe denen hingerichteten vorgelesen wurde, arretiren lassen.

7) Warum erwähnte er erst nach 9 Jahren in seiner chronologischen Deduktion; dreier anderer Jesuiten, als Mitschuldiger an dem nämlichen Attentat, ohne derselben auch nur auf eine indirekte Art in dem Todes-Urtheil erwähnet zu haben? Ihre Unschuld war so klar und so gewiß, daß die zur Beschönigung dieses vermeyntlichen Verbrechens gebrauchte Anschuldigun-

Nochmals, liebste Söhne! überdencket, sprechet, folget der Sprache des Herzens, und alsdann die Ordnung vor Augen, handelt.

Liebste Söhne! zur gewissenhaften Rechenschaft freuet Euch, seyd nicht gleichgültig, erschrecket über den Ausspruch.

Er mache bey jeden die Wirkung, die euer gemeinschaftlicher Vater, eure Eltern, alle Rechtschaffene für die Zukunft erwarten.

Hofnungsvolleste Jünglinge! wie unterschieden die innerlichen Bewegungen, die wirklich in Euch vorgehen müssen, wie unterschieden die Verhältnisse, in denen Ihr euch befindet. Aber genug davon.

Liebste Söhne! lasset es Euch nochmalen zum Beschluß wiederholen: Sind euch meine Tage werth? so überdenket, sprechet, folget, und alsdann die Ordnung vor Augen, handelt.

§. 26.

Das Memoire, welches die Exjesuiten in Portugall gegen den Markis v. Pombal der Königinn überbracht haben.

Dieses Memoire, wovon man die Wirkung nun erwartet, ist viel zu merkwürdig, um nicht einen Platz unter dieser Sammlung zu verdienen. Es besteht aus 13 Paragraphen, und ist von folgendem Inhalte:

1) War-

1) Warum hat er (Marq. v. Pombal) gegen alle göttliche und weltliche Rechte niemalen einen einigen Jesuiten über die verleumderischer Weise erfundene, und um sie zu verschwärzen, fälschlich erdachte schreckliche Verbrechen zu Rede gesezt, so daß es Ihnen hiedurch unmöglich geworden, sich zu vertheidigen, welches in der That die größte Ungerechtigkeit und ein wahres tyrannisches Betragen ist.

2) Was für eine Ursache hatte er, der kurzen, in das Italienische übersezten, gedruckten, und am Hofe zu Rom ausgetheilten Relation, eine Note beyzufügen, wodurch zu vernehmen gegeben wird, daß die Jesuiten die ersten Urheber des von dem Volke zu Porto, gegen die Wein-Kommißion von Alto-Douro erregten Aufstandes gewesen, obgleich die, zur Untersuchung dahin abgeschickte, und mit den strengsten Befehlen versehene Kommissarien bekennen mußten, daß sie nicht die geringste Anzeige entdecken können, welche gedachte Religiosen, wegen eines Antheils an dieser Revolte hätte verdächtig machen konnen.

3) Warum hat man eine nämliche Note beygefüget, daß es denen Jesuiten durch ihre Intriguen gelungen habe, bey der königlichen Familie sowohl, als bey dem ganzen Hofe, Zwist und Spaltungen zu erregen; da doch

diese

haft behauptete, daß alles, was ihm die Furcht der Marter, zum Nachtheil der übrigen Herren, seiner Anverwandten, und der Jesuiten, ausgepresset, nichts als Unwahrheit sey, denen Akten des Prozesses einverbleibt hätte.

12) Was kann er für Ursachen und Beweise anführen, um die, denen Jesuiten angedichtete widersprechende Gründe und Absichten zu vereinigen, mittelst welcher er sie, wie er im Urtheil und in der Deduktion vorgiebt, in das Projekt der Konspiration verwickeln will. In einer Stelle sagt er, sie hätten den Herzog von Aveiro zum Haupt der Regierung des Königreichs erklären wollen; und in einer andern giebt er vor, daß sie den Grund zur jesuitischen Monarchie legen wollen. Bald war ihre Veranlassung hiezu, die Vermählung der jetzigen Monarchinn, als damaligen Prinzessinn von Brasilien zu bewürken; bald schildert er sie, als ob sie sich dieser Vermählung aus allen Kräften und dergestalt widersezt hätten, daß sie sogar die Dispensation, welche der höchstseelige König Johann V. vom päbstlichen Hofe erhalten, und die sie, wie er vorgiebt, nebst andern wichtigen, dem P. Carboni anvertrauten Schriften, mit Vorwissen des Königs Joseph I. der hievon genau unterrichtet war, in Verwahrung hatten, zu unterdrücken,

5) Was für eine Absicht hatte er, als er den Kardinal Patriarchen Don Emanuel, widerrechtlich, und auf eine gar nicht kanonische Art nöthigte, denen Jesuiten alles Predigen und Beichtsitzen zu untersagen; während daß dieser Prälat seinem Beichtvater in Beyseyn verschiedener Zeugen erklärte, daß er nicht nur keine Ursache habe, sich über besagte Patres zu beklagen, sondern daß er sie vielmehr wegen ihrer Wissenschaften, Fähigkeiten, und erbaulichen Wandel, hochschätze.

6) Warum erkühnte er sich in dem, über die hingerichteten Herren gefällten Urtheil vorzugeben, daß 3 Jesuiten, Mitschuldige oder Anstifter der vorgeblichen Verschwerung seyen, da er doch sie nicht examiniren, nicht verhören, mit denen andern Schuldigen nicht konfrontiren, und nicht eher als nach gesprochenem Urtheil, auch nur wenige Stunden, bevor dasselbe denen hingerichteten vorgelesen wurde, arretiren lassen.

7) Warum erwähnte er erst nach 9 Jahren in seiner chronologischen Deduktion, dreier anderer Jesuiten, als Mitschuldiger an dem nämlichen Attentat, ohne derselben auch nur auf eine indirekte Art in dem Todes-Urtheil erwähnet zu haben? Ihre Unschuld war so klar und so gewiß, daß die zur Beschönigung dieses vermeyntlichen Verbrechens gebrauchte Anschuldigun-

dem Vater solche Reden beyleget, worüber auch die frechste Gottlosigkeit erröthen würde. Das Institut der Gesellschaft und die regelmäßige Lebensart ihrer Glieder, wurde von ihm geradezu angegriffen, und in dieser Absicht eine Menge von Kalumnien, Betrügereyen, auch falscher und ketzerischen, von der H. Kirche verdammten und schon hundertmal widerlegten Büchern aufgehäufet. Zuweilen gab er übelverstandenen Texten, theils aus Bosheit, theils aus Unwissenheit eine gehäßige Wendung, und bemühte sich auf die ungerechteste Art die Verehrung der Gläubigen für die Heiligen der Gesellschaft, dergestalt zu vernichten, daß einige genöthigt wurden, das Bildniß ihres Stifters zu verbergen, wobey er auch aus dessen Officio das Gebet und die von der Kirche verordnete Lectionen ausstreichen ließ, und den berühmten H. Franz von Borgia so wenig schonte, daß er ihm sogar den Titel und die Ehre eines Patrons des Königreichs abnahm. Andere ließen auf sein Anstiften, oder um seine Huld zu erwerben, von Gemälden die Habits der Societät vertilgen, und sie mit denen von andern geistlichen Orden verwechseln, so wie es wirklich mit denen Gemälden der Heiligen bey dem Eingange in die St. Rochuskirche geschehen ist. Es gab sogar Leute, welche den H. Namen Jesus von den Altären wegnahmen, und dagegen allerley profane Zierrathen anbrachten. Endlich geschahe es auch auf seinem

Befehl, daß man verschiedene gottselige und recht orthodoxe Werke blos deswegen unter die verbotenen Bücher sezte, weil die Verfasser Jesuiten waren, während, daß man in dem Königreiche allen ärgerlichen Schriften der Deisten, der Freygeister, der Ketzer und einer Menge verwegner Autoren, welche offenbar die Religion und die Sitten angriffen, den Frieden und die Ruhe des Staates störten, und sogar fähig waren, die Unterthanen zu Anfällen auf das Leben der Fürsten und Könige zu verleiten, freyen und uneingeschränkten Lauf ließ.

§. 27.

Grund und Beschaffenheit der innerlichen Unruhen in Genf.

(Die diesjährigen Unruhen zu Genf sind ein zu wichtiger Gegenstand, um nicht einen Plaz in dieser Sammlung zu verdienen. — Herr Prof. Müller zu Schafhausen, giebt uns hiervon folgende Nachricht.)

Die Republik Genf bestehet aus 1800 Citoyens und Bourgeois, aus 3000 Natifs (Nachkommen der Ankömmlinge zu Genf, welche sich daselbst wohnhaft niedergelassen haben, ohne das Bürgerrecht zu erlangen) aus einer großen Anzahl Habitans, und aus einigen tausenden Unterthanen. Die Volksmenge in der

Stadt

Stadt steigt auf 25000, und die Volksmenge in dem Stadt-Gebiet, auf 5000 Seelen. Die Genfer leben von ihrem großen Fleiß, durch welchen sie auch so viel erworben haben, daß sie über 120 Millionen französische Livres an auswärtige Staaten haben verleihen können. Volksmenge und Reichthum hat die Stadt im gegenwärtigen Jahrhundert erlangt. Als sich sehr viele reformirte Franzosen hieher begaben, nahm der Rath eine so große Menge derselben zu Bürgern (Bourgeois) auf, daß schwerlich die Hälfte des Conseil General im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts hier seine Vorfahren gehabt hat. So viel Ausländer, welche die alten Grundsätze der Republik nicht kannten, und von welchen die Meisten zu Neuerungen geneigt waren, haben einen anhaltenden Einfluß in die Regierung gehabt. Die alten Genfer waren einsam und häußlich, die neuen lieben die Gesellschaft, und haben große Versammlungen der Mannspersonen, unter dem Namen der Zirkel (les cercles) eingeführt, welche nach und nach politisch geworden sind. Das Genfer Volk ist das aufgeklärteste, aber vielleicht nicht das glücklichste.

Zufolge der Verordnung der die Republik Genf in ihren Gesetzen garantirenden Mächte, und eines 1738 errichteten Traktats zwischen den Partheyen, sollte ein vollständiges Gesetz-

durch entworfen worden. Aber die meisten Mitglieder der Gesetz-Kommißion, waren im Herzen für die Volkspartheyen, die übrigen wurden durch den Uebermuth dieser Parthey bald vertrieben. Es ist aber die Volkspartheyen nicht das Volk, sondern ein Theil desselben, welcher sich von einigen Anführern wider die Regierung hat lassen gewinnen. Diese Anführer sind ein Kaufmann von Gris und Vermögen, ein spitzfindiger und hefftiger Sachwalter, und einige im weltlichen Stand getretene Geistliche.

Der erste Artikel des 1779 bekannt gemachten ersten Theils des Gesezbuchs, übertrug dem Konseil General, welcher aus dem 1800 Citoyens und Bourgeois bestehet, die unumschränkte Macht. Nach dem garantirten Traktat von 1738, war die Macht unter die 25, die 60, die 200 und den Conseil General, gehörig vertheilt: also widersezten sich dieser Neuerung über 400 Citoyens, meist alte Geschlechter, und vom größten Vermögen. Diese traten den Natifs bey. Denn da diese nicht in dem Conseil General kommen, urtheilen sie, es sey nöthig, daß andere Collegia diesem das Gleichgewichte hielten. Für diese Parthey erklärte sich auch das französische Ministerium; weil Frankreich nebst Zürch und Bern, für die vorige Verfassung im Jahr 1738, die Gewähr geleistet hat. Durch diesen

mäch-

mächtigen Beytritt wurde die Regierungspar-
they (Constitutionaires) in ihrem Widerstand
bestärkt. Von beiden Theilen wurden in die
Schweiz und nach Versailles Gesandte abgeord-
net: indessen stieg zu Genf die Gährung der
Gemüther.

Als die Demagogen sahen, daß Frankreich
ihnen entgegen sey, ließen sie 1789. d. 29. Oct.
durch 900 Anhänger, gegen alle Einmischung
der Mächte (die doch die alten Gesetze in Schutz
genommen haben,) protestiren; worauf die Con-
stitutionaires den 5. Nov. die gewährleistende
Gewalt eben dieser Mächte zum Beystand ihrer
fallenden Verfassung feyerlich aufriefen. Da
versprach Frankreich Schirm, bald auch Bern.
Zürch wankte, hat aber seither hierüber zu Arau
mit Bern conferirt.

Am Tage dieser Conferenz, den 5ten Febr.
d. J. entstand in Genf, (wie leicht geschieht,
wo vielerley Meynungen ein Volk trennen) erst-
lich Wortwechsel, bald Handgemenge, Blut-
vergießen, und endlich Auf in Waffen und all-
gemeiner Aufruhr. Da nun die Natifs keine
Waffen hatten, fiel bald alle Macht, nebst den
öffentlichen Plätzen in die Hände der Volkspar-
they. Diese suchte die Regierung zu einem
Traktat nach ihrem Willen zu bewegen: allein
obwohl diejenigen Korps, die sich Rath und

großer

Soldatenwaisen, hat schon auf seine Kosten 72 Kinder ernähret, ohne 17 die untergebracht sind, zu rechnen. 6) In der Katunfabrick sind 160 Knaben beschäftigt. 7) Die Zahl der kleinen Mädchen, die Baumwolle spinnen, ist schon 70. 8) Das Hospice de Charité geht bekanntlich mit dem besten Erfolge fort. 9) Das Waisenhaus für Mädchen fällt 100 Kinder enthalten, und muß neu gebauet werden. Man hat damit schon angefangen, und wird die dazu geschenkten Summen darauf verwenden. Nachricht. Die Gebäude für die Priesterwohnungen um den Platz von S. Sulpice haben mit dieser Armen-Anstalt nichts zu thun, sondern werden vom König und der versammleten Geistlichkeit erhalten. Der Artikel der verschämten Armen ist der wichtigste. Da keine öffentliche Rechnungen davon abgelegt werden, so zeigt der Herr Pfarrer mit gehöriger Vorsicht die Rechnungen von denselben guten Leuten. Es gehen unter des Pfarrers Namen Bettler herum, die für diese Anstalten sammlen, vor welchen er ernstlich warnet. Sobald gesammlet werden müßte, würde er selbst herumgehen. Die Haustaxe für die Hospitäler, die in diesem Kirchspiel gesammlet wird, geht diese Anstalt nichts an, und sie bekömmt nichts davon.

§. 30.

Stadt steigt auf 25000, und die Volksmenge in dem Stadt-Gebiet, auf 5000 Seelen. Die Genfer leben von ihrem großen Fleiß, durch welchen sie auch so viel erworben haben, daß sie über 120 Millionen französische Livres an auswärtige Staaten haben verleihen können. Volksmenge und Reichthum hat die Stadt im gegenwärtigen Jahrhundert erlangt. Als sich sehr viele reformirte Franzosen hieher begaben, nahm der Rath eine so große Menge derselben zu Bürgern (Bourgeois) auf, daß schwerlich die Hälfte des Conseil General im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts hier seine Vorfahren gehabt hat. So viel Ausländer, welche die alten Grundsätze der Republik nicht kannten, und von welchen die Meisten zu Neuerungen geneigt waren, haben einen anhaltenden Einfluß in die Regierung gehabt. Die alten Genfer waren einsam und häuslich, die neuen lieben die Gesellschaft, und haben große Versammlungen der Mannspersonen, unter dem Namen der Zirkel (les cercles) eingeführt, welche nach und nach politisch geworden sind. Das Genfer Volk ist das aufgeklärteste, aber vielleicht nicht das glücklichste.

Zufolge der Verordnung der die Republik Genf in ihren Gesetzen garantirenden Mächte, und eines 1738 errichteten Traktats zwischen den Partheyen, sollte ein vollständiges Gesetz-

seines Monarchens entgegen zu setzen, und zu würklicher Errichtung einer General-Konföderazion zu Baar alle gehörige Anstaltung zu treffen. Um aber diesen Zweck desto richtiger auszuführen, so führete er auch vorzüglich unter andern den Fürst Karl Radziwil Woywoden von Willna, der eben dazumal 8000 Mann Kriegsvölker auf den Beinen hatte, und von dem er wußte, daß ehedessen bey seinem Vater der jetzige König in seiner Jugend als Edelknab bey der fürstlich Raziwilischen Tafel aufwarten mußte, gleichfalls auf seine Seite zu ziehen, und damit sich dieser Fürst desto williger zu Beitretung der vorhabenden Konföderazion finden lassen möchte, so bot ihn der Graf Rezewuski, seine älteste Tochter, von ungefähr 14 Jahren zur Gemahlin an, und dieses schien ihm das sicherste Mittel zu seyn, um die zwei hohen Radziwil, und Rezewuskischen Häuser auf das genauste mit einander verbinden zu können. Und diese Vermählung gieng zwar in möglichster Schnelle, doch wider den Willen der Tochter für sich; sie bezeigte sich hiedurch gehorsam gegen ihren Vater, dessen Verordnungen sich sie nicht widerstreben getraute.

Unterdessen grif ein großer Theil der pohlnischen Nazion zu den Waffen, als welcher sich sowohl mit Worten als Werken als Feind des rußischen Scepters, unter dessen Beschützung eigen-

mächtigen Beytritt wurde die Regierungspar-
they (Constitutionaires) in ihrem Widerstand
bestärkt. Von beiden Theilen wurden in die
Schweiz und nach Versailles Gesandte abgeord-
net: indessen stieg zu Genf die Gährung der
Gemüther.

Als die Demagogen sahen, daß Frankreich
ihnen entgegen sey, ließen sie 1789. d. 29. Oct.
durch 900 Anhänger, gegen alle Einmischung
der Mächte (die doch die alten Gesetze in Schutz
genommen haben,) protestiren; worauf die Con-
stitutionaires den 5. Nov. die gewährleistende
Gewalt eben dieser Mächte zum Beystand ihrer
fallenden Verfassung feyerlich aufriefen. Da
versprach Frankreich Schirm, bald auch Bern.
Zürch wankte, hat aber seither hierüber zu Arau
mit Bern conferirt.

Am Tage dieser Conferenz, den 5ten Febr.
d. J. entstand in Genf, (wie leicht geschieht,
wo vielerley Meynungen ein Volk trennen) erst-
lich Wortwechsel, bald Handgemenge, Blut-
vergießen, und endlich Auf in Waffen und all-
gemeiner Aufruhr. Da nun die Natifs keine
Waffen hatten, fiel bald alle Macht, nebst den
öffentlichen Plätzen in die Hände der Volkspar-
they. Diese suchte die Regierung zu einem
Traktat nach ihrem Willen zu bewegen: allein
obwohl diejenigen Korps, die sich Rath und

seyn möchten. Allein die kluge Vorstellungen in dem Munde einer jungen Fürsten wurden als leere Hirngespinste verworfen und des Vaters Ungnade, wie auch der Haß und die Verfolgung des eigenen Gemahls waren die eingeerndteten Früchte dieser edlen Bemühung.

Der Fürst Radziwil, welcher sich der Konföderazion würklichen einverleibet, und auch alle seine vorhandene Kriegsvölker zur Unterstützung der Unruhen bereits gewidmet hatte, wurde gleichwohl von dem leidigen Schicksale seines Mitgenossen des Grafen Rezewuski dergestalten gerühret, daß ihm alle Lust länger im Vaterlande zu verbleiben, auf einmal vergangen war. Kurz, er packte alle seine vornehmsten und kostbarsten Kleinodien zusammen, und bequemte sich zu seiner Abreise nach Deutschland, nachdem er sein Vaterland mitten unter den Flammen eines innerlichen Krieges, und seine Gemahlinn auf einem seiner Schlösser in Lithauen Namens Minskow, mit einem sehr geringen jährlichen Gehalt von 3000 fl. und einigen Laquayen zu ihrer Bedienung verlassen hatte. Es geschahe aber ungefähr ein Jahr darauf, daß ein gewisser pohlnischer Edelmann Namens Ignaz Geiseiski, der an der Spitze eines Schwarms Conföderirter alle dortigen Gegenden mit Rauben und Morden erfüllte, auf Befehl der rußischen Generalität in einem Dorf unweit

jenes

jenes Schlosses, da die Fürstin Theresia von Radziwil ihren Wohnsitz hatte, öffentlich enthauptet worden war.

Während der Zeit als die Konföderirten, und Russen in Pohlen einander in den Haaren gelegen, hat der Fürst ihr Gemahl nicht nur Deutschland, und Holland, sondern auch Frankreich, und Italien, Ragusa und Dalmatien durchreiset, von dannen er sich nach Deutschland wiederum zurück gewendet. Den 23 Junii 1775 ist er mit 32 Mauleseln, und 14 großen Wägen, die alle mit schweren Gepäcke beladen waren, unter einem Gefolge von 54 Personen in der Stadt Augspurg angelanget; Von dannen er sich aber nach Verlaufe einiger Monate mit Erlaubniß des Kurfürsten in Bayern, in das Schloß Isereck unweit München, sammt seinem ganzen Gefolge hinbegeben hatte.

Innerhalb den 8 Jahren, als des Fürsten seine Reisen währeten, hatte er immerzu mit seiner in Littauen zurückgelassenen Gemahlinn Briefe gewechselt, und sich ihres Wohlseyns halber fleißig zu erkundigen nicht ermangelt, gleichwie aber dieselbe einmal wie allemal, eine abgesagte Feindin der Konföderazion zu Baar, und aller ihrer Anhänger geblieben ist, so glimmete auch immerfort das Rachfeuer, und der Unwille gegen Sie in dem Herzen ihres Gemahles, und er suchte

sie aller jener großen Länder und Einkünften, die ihr in ihrem Heurathskontrakte zum Eigenthume versichert waren, völlig zu berauben, und dagegen selbe seinem jüngern Hrn. Bruder Hyeronimus Radziwil, zuzuwenden. Dieser verfügte sich von Mannheim, allwo er studiet hatte, nach Isereck zu seinem Bruder nach Bayern, um sich dieser Sache halber zu berathschlagen. Da denn endlich unter ihnen beschlossen wurde, daß man sich um die Heurath einer Prinzeßinn des kayſ. Hrn. Principal-Commissarii Fürsten von Thurn und Taxis bewerben müßte. Der Schimmer eines der gröſten pohlnischen Prinzen eines Herrn von 17 Jahren, samt der Vorspieglung einer weitläuftigen Menge von Gütern und Herrschaften, deren Einkünfte sich jährlich auf 4 Millionen erstreckten, bestimmten endlich die Wahl des fürstlichen Hrn. Vaters, daß er in die Vermählung seiner Tochter von ungefähr 16 Jahren mit dem Prinzen Hyeronimus willigte, so daß dieselbe mit Anfange des 1776sten Jahres in Regenspurg auf das prächtigste vollzogen wurde.

Inzwischen wurde an dem Warschauer Hofe, an völliger Aussöhnung des Fürsten Karl Raziwils mit dem König in Pohlen auf das lebhafteste und mit Nachdruck gearbeitet, und diese wurde auch soweit glücklich bewürket, daß gedachter Fürst mit dessen Bruder und seiner Gemahlinn

mahlinn, in Gefolge 16 schwer beladenen 6 spänniger Reisekutschen von gedachtem Schloß Iserreck über Wien nach Lemberg in Pohlen abreisete: Und gleich wie ihr damals bekannt war, daß seine Gemahlinn ihren bisherigen Wohnsitz in Littauen verlassen habe und nunmehro sich gleichfalls nach Lemberg hinbegeben hätte, um ihren lieben Gemahl zu bewillkommen, und mit ihme in Zolkiew (ein Radziwilisches Schloß etwa 3 Meilen von Lemberg entlegen (in vergnügtester Ehe zu leben, so beredeten ihn seine Hausofficiers, als wahre Ahitoffelische Räthe, wie daß seine Gemahlinn eine Mörderinn wäre, die erst vor acht Jahren den unschuldigen Obristen Geiseisli auf ihrem Befehl hätte auf ihrem Schlosse hinrichten lassen, nachdem sie ihm zuvor seine ganze Schatulle mit 12000 Dukaten diebischerweise entwendet, und daß sie drei Bediente ihres Gemahles in der Weichsel hätte ersäufen lassen, so daß es ihr auch ein leichtes seyn würde, ihn selbsten mit Gift aus der Welt zu schaffen, wofern er sie je wiederum zu sich am Hof aufnehmen würde.

Diesen boshaften Rathgebern gelunge es, den leichtgläubigen Fürst ins Netz fallen zu machen. Er glaubte ihren Worten, und er besann sich auf Mittel sein Leben vor den vermeynten Nachstellungen seiner Gemahlinn in Sicherheit zu setzen. Zu solchem Ende schickte er den

und Geräthschaften entwendet, hatte umbringen lassen, daß sie ferner auf ihrem Befehl drei Bedienten ihres Gemahls, als dieser in Frankreich war, in Pohlen hätte in einem Sak einbinden, und in den Weichselfluß ersäufen lassen, und daß es ihr als einer rachgierigen und gewaltthätigen Frau ein leichtes wäre, auch andern Leuten, und folglich auch gar ihrem Mann, wenn sie Gelegenheit dazu fände, vom Brode zu helfen.

Zu Unterstützung der Klage, die diese Breschka wider die unschuldigen Fürstin vor dem Richterstuhle zu Lemberg anstellen sollte, wurden ihr annoch 12 erkaufte Zeugen zugeordnet, welche die vorgegebenen Mordthaten durch gerichtliche Eidschwüre bestätigen sollten. Und diese alle zusammen wurden mit einem kräftigen Empfehlungsschreiben an Herrn Advocat Wolinski nach Lemberg abgesandt, als welchem in gedachtem Schreiben 2000 Species Dukaten verheissen wurden, wofern er die peinliche Klage wider die Fürstin nur fein schnellführen, und dieselbe zur wohlverdienten Todesstrafe verurtheilen lassen möchte.

Herr Wolinski dem die versprochene Summe gleich baar eingehändiget wurde, erzeigte sich nicht wenig emsig in Führung seines Amtes, und bemühete sich nach allen seinen Kräften, daß das Urtheil nach Wunsch derer, die ihm

diese schöne Belohnung so baar und so richtig zum Voraus bezahlten, ausfallen möchte. Es geschahe aber mittlerweile, daß dem einen der falschen Zeugen das Gewissen aufwachte, welcher ehe der Eyd abgeschworen werden sollte, seinen Beichtvater deswegen um Rath fragte, was er diesfalls zu thun hatte, dieser warnte ihn von solcher bösen That auf das ernstlichste ab, und befahl ihm sogleich von Lemberg zurücke nach Warschau sich zu begeben, von dannen er hergekommen war. Die übrigen 11 Zeugen hingegen die nichts als die eigene Laquayen, Kutscher, Stallknechte, Köche und Heyducken des fürstlichen Gemahls waren; und die alle nicht mehreres verdienten, als daß man sie bey den Füßen hätte aufknüpfen sollen, diese nebst der saubern Breschka schwuren einen feyerlichen Eyd, daß alles, was der peinliche Advokat Wolinski wider die Fürstinn angebracht hätte, wahr wäre, und daß folglich sie die Breschka wider die durchlauchtige Beklagte für ihren ermordeten Bruder, um Rache zu schreyen genöthiget wäre, dahero dann auch vor allen Dingen auf die Arretirung der Fürstinn, die sich während des Prozesses ganz ruhig und unerschrocken in Lemberg aufhielte, und alltäglich auf der Gasse öffentlich zu sehen war, gedrungen wurde.

Die Aussage einer Anzahl von 11 beeydigten Zeugen samt der klagenden Breschka wohlgegrün-

seines Monarchens entgegen zu setzen, und zu würklicher Errichtung einer General-Konföderazion zu Baar alle gehörige Anstaltung zu treffen. Um aber diesen Zweck desto richtiger auszuführen, so führete er auch vorzüglich unter andern den Fürst Karl Radziwil Wojwoden von Willna, der eben dazumal 8000 Mann Kriegsvölker auf den Beinen hatte, und von dem er wußte, daß ehedessen bey seinem Vater der jetzige König in seiner Jugend als Edelknab bey der fürstlich Raziwilischen Tafel aufwarten mußte, gleichfalls auf seine Seite zu ziehen, und damit sich dieser Fürst desto williger zu Beitretung der vorhabenden Konföderazion finden lassen möchte, so bot ihn der Graf Rezewuski, seine älteste Tochter, von ungefähr 14 Jahren zur Gemählin an, und dieses schien ihm das sicherste Mittel zu seyn, um die zwei hohen Radziwil, und Rezewuskischen Häuser auf das genauste mit einander verbinden zu können. Und diese Vermählung gieng zwar in möglichster Schnelle, doch wider den Willen der Tochter für sich; sie bezeigte sich hiedurch gehorsam gegen ihren Vater, dessen Verordnungen sich sie nicht widerstreben getraute.

Unterdessen grif ein großer Theil der pohlnischen Nazion zu den Waffen, als welcher sich sowohl mit Worten als Werken als Feind des rußischen Scepters, unter dessen Beschützung eigent-

Fürstinn machte, ihr Gepäcke in aller Schnelle zusammen, sezten sich in die Postschaise ein, und fuhren noch selbige Nacht aus Lemberg hinaus, beschleunigten auch ihre Reise dergestalt, daß sie in Zeit von 7 Tagen beide schwach, abgemattet und krank, in Wien ankamen.

Kaum aber war der hohe Rath zu Lemberg die Flucht der Theresia gewahr, als derselbe sogleich das wider sie bereits abgefaßte Todes-Urtheil nach Wien abschickte, damit dasselbe von dem allerhöchsten Justiz-Rath bestätiget, und die Verurtheilte vom Leben zum Tode gebracht werden möchte. Unterdessen war Herr Naski seinerseits eben so wenig müßig, und wachtsam lauerte er auf alle mindesten Bewegungen seiner Feinde, daß er einen ganz geschickten Kanal fande, um Ihro K. K. Ap. Majest. die ganze Species Facti der bedrängten Fürstinn nebst demüthigster Bitte, und auf Stellung einer unpartheyischen Commission in Lemberg in einem allerunterthänigsten Schreiben in eigene allerhöchste Hände einreichen zu lassen.

Die Monarchinn, welche hiedurch von der eigentlichen Lage der Sachen auf das genaueste belehret wurde, befahl unverzüglich, daß eine Kommission von einem Präsidenten, 3 deutschen und 3 pohlnischen Rathsherrn in Lemberg aufgestellet wurde, die zur gründlicher Untersu-

chung

chung der peinlichen Klage bestimmt seyn sollten. Und da der Fürstinn zugleich erlaubet wurde, sich persönlich vor gedachter Kommission zu stellen, und sich zu vertheidigen, so reisete sie mit dem Hrn. von Naski abermalen dahin, und erschiene vor diesem neuangeordneten Gerichte. Ihre gute Sache schien zwar selbst vor sie das Wort zu sprechen, doch die allerkräftigsten Beweise ihrer Unschuld, die sie alle im Original vorzeigen konnte, gaben der Klage auf einmal eine ganz andere Gestalt. Kurz die Mitglieder des hohen Raths zu Lemberg, die eben sowohl zu Sprechung ihres lächerlichen Todesurtheils, als die 11 falsche Zeugen zu Ablegung der Eydschwüre mit Radziwilischen Geldern erkaufet und bestochen worden, mußten alle schamroth erzittern, und die Kommission sprach die angeklagte Fürstinn von der ihr boshafter Weise angedichteten Mordthat frey, ledig und loß, welches Urtheil auch wiederum eine wenige Zeit darnach nach Wien, da die Fürstinn ebenfalls, sodann von Lemberg wiederum nach Wien in ihrem Sicherheitsorte zurückgereiset war, von der dasigen K. K. Obristen Justizstelle, folgenden Inhalts bestätiget wurde.

„Von der röm. kaiserl. zu Hungarn und „Böhmen königl. apost. Majest. Erzherzoginn „zu Oesterreich unserer allergnädigsten Frauen „wegen der Hochgebohrnen Fürstinn Frau Theresia

„resia Fürstin von Radziwil, gebohrnen Grä-
„fin von Radzewuschka, auf ihr de präs. 24ten
„Febr. abgewichenen Jahres allermilteste An-
„ordnung einer et cum derogatione omnium
„Instantiarum delegirenden Hof-Commission zur
„Rechtfertigung der ihr zugeschuldeten Entlei-
„bung des pohlnischen Edelmanns Ignatz Gei-
„seiski allerdemüthigst eingereichte Bittschrift
„hiemit zu Gnaden anzufügen.

„Höchstgedacht Ihro K. K. Maj. hätten
„auf dem — von dem — in dem angeordneten
„Iudicio delegato sub dato 12. dieses Jahres
„allerunterthänigsten abgestatteten Bericht, und
„den Ihro hierüber gehorsamst gemachten Vor-
„trag allergnädigst zu resolviren, und Sie Frau
„Theresia Fürstinn von Radziwil von dieser ihr
„unerweislich zugemutheten Anschuldung des
„entleibten Geiseiski vollkommen unschuldig er-
„kläret, auch alle diesfällige weitere Verfahrung
„dergestalten darzuthun, zu tilgen und aufzu-
„heben befunden, daß Sie Frau Fürstinn von
„dieserwegen von allweiterer Klage, Frag und
„allen künftigen Verstoß für allzeit gänzlich ent-
„hoben, ledig, und sicher gestellet, auch hierob
„von allen K. K. Gerichtsstellen feste Hand ge-
„halten, und übrigen Ihr Frauen wegen der
„erlittenen Diffamation, Schaden und Unko-
„sten der Regreß wider jedermänniglich, wider
„wen sie sich im Wege der Rechten aufzukom-
„men

sie aller jener großen Länder und Einkünften, die ihr in ihrem Heurathskontrakte zum Eigenthume versichert waren, völlig zu berauben, und dagegen selbe seinem jüngern Hrn. Bruder Hyeronimus Radziwil, zuzuwenden. Dieser verfügte sich von Mannheim, allwo er studiet hatte, nach Isereck zu seinem Bruder nach Bayern, um sich dieser Sache halber zu berathschlagen. Da denn endlich unter ihnen beschlossen wurde, daß man sich um die Heurath einer Prinzeßinn des kayſ. Hrn. Principal-Commissarii Fürsten von Thurn und Taxis bewerben müßte. Der Schimmer eines der gröſten pohlnischen Prinzen eines Herrn von 17 Jahren, samt der Vorspieglung einer weitläuftigen Menge von Gütern und Herrschaften, deren Einkünfte sich jährlich auf 4 Millionen erstreckten, bestimmten endlich die Wahl des fürstlichen Hrn. Vaters, daß er in die Vermählung seiner Tochter von ungefähr 16 Jahren mit dem Prinzen Hyeronimus willigte, so daß dieselbe mit Anfange des 1776sten Jahres in Regenspurg auf das prächtigste vollzogen wurde.

Inzwischen wurde an dem Warschauer Hofe, an völliger Aussöhnung des Fürsten Karl Raziwils mit dem König in Pohlen auf das lebhafteste und mit Nachdruck gearbeitet, und diese wurde auch soweit glücklich bewürket, daß gedachter Fürst mit dessen Bruder und seiner Gemahlinn

mahlinn, in Gefolge 16 schwer beladenen 6 spänniger Reisekutschen von gedachtem Schloß Jsereck über Wien nach Lemberg in Pohlen abreisete: Und gleich wie ihr damals bekannt war, daß seine Gemahlinn ihren bisherigen Wohnsitz in Littauen verlassen habe und nunmehro sich gleichfalls nach Lemberg hinbegeben hätte, um ihren lieben Gemahl zu bewillkommen, und mit ihme in Zolkiew (ein Radziwilisches Schloß etwa 3 Meilen von Lemberg entlegen (in vergnügtester Ehe zu leben, so beredeten ihn seine Hausofficiers, als wahre Ahitoffelische Räthe, wie daß seine Gemahlinn eine Mörderinn wäre, die erst vor acht Jahren den unschuldigen Obristen Geiseisli auf ihrem Befehl hätte auf ihrem Schlosse hinrichten lassen, nachdem sie ihm zuvor seine ganze Schatulle mit 12000 Dukaten diebischerweise entwendet, und daß sie drei Bediente ihres Gemahles in der Weichsel hätte ersäufen lassen, so daß es ihr auch ein leichtes seyn würde, ihn selbsten mit Gift aus der Welt zu schaffen, wofern er sie je wiederum zu sich am Hof aufnehmen würde.

Diesen boshaften Rathgebern gelunge es, den leichtgläubigen Fürst ins Netz fallen zu machen. Er glaubte ihren Worten, und er besann sich auf Mittel sein Leben vor den vermeynten Nachstellungen seiner Gemahlinn in Sicherheit zu setzen. Zu solchem Ende schickte er den

Mangel schmachten siehet, befindet sich in Wien ohne die mindeste Bewegung zu machen, wie er das Schicksal seiner Schwester erleichtern sollte.

Der Zustand dieser Fürstinn war also sehr rührend, sie war unglücklich, doch niemals verzagt. Sie faßte dahero endlich den Entschluß sich der Monarchinn selbsten zu Füßen zu werfen, und dieselbe um die Anschaffung einiger Gelder auf Abschlag ihrer beträchtlichen Forderungen, so sie theils an ihren Gemahl, theils an ihren Bruder zu machen hatte allerdemüthigst anzuflehen. Ihro K. K. Apost. Majest. welche die Güte hatte sich von der Gründlichkeit dieser Forderungen selbsten zu überzeugen, befahl also gleich, daß ihr einstweilen aus der K. K. Casse 6000 fl. bezahlet werden sollten mit dem ferners an Herrn Grafen von Sellern Excellenz gemachten Auftrag ihr noch mehrers auf Abschlag ihrer an den Bruder zu fordern habenden Summen, sofern und wie viel sie benöthiget seyn wird, auszahlen zu lassen, als welche allerhöchste Gnade sie denn auch mit dem allerempfindlichsten Danke angenommen hatte.

Der Graf Feldherr Rezewuski, welcher die höchste Gnade, die seiner Schwester von der Monarchinn wiederfahren ist, inne wurde, mochte hierüber vor Zorn zerbersten, und er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, um die Fürstinn nach und nach auf den Weg guter Freundschaft gegen

gegen ihn zu leiten, endlich ersuchte er die Gräfin von Thorn, sie möchte der Fürstinn ihrer Freundinn, eine Summe von 100 Dukaten, (die er ihr eingewickelt behändigte, im Namen eines fremden und unbekannten Freundes zu einem kleinen Zeitvertreib übersenden. Als der Gräfin ihre Kammerjungfrau der Fürstinn von Radziwil dieses Geld überbrachte, mit Vermelden, sie möchte es von der Hand einer unbekannten Person zu einem kleinen Zeitvertreib annehmen, ohne jedoch, daß man solche Person benennen wollte, so hat dieselbe, da sie leichtlich muthmaßen konnte, daß solche unbekannte Person niemand anders, als ihr vielgeliebter Bruder seyn könnte, der Ueberbringerinn ganz kaltsinnig diese kurze Antwort ertheilet: Gehe sie hin, mein Kind, und melde sie ihrer Frau Gräfin, daß die Fürstinn von Radziwil nicht gewohnt seye, von einer Person Almosen zu empfangen, an welche die Fürstinn mehr als noch tausendmal soviel mit gesetzmäßigem Grunde zu fodern hat; und auf diese Weise schickte sie zugleich der Frau Gräfin das zusammengerollte Paket mit 100 Dukaten ganz unbesehen wiederum zurück.

Da nun die Fürstinn von Radziwil, weder von ihrem eigenem Bruder, noch ihrem Gemahle durch den Weg der Güte ihre Rechte und ansehnliche Gefälle zu erhalten vermögend ist, als hat sich dieselbe gemüßiget befunden durch

Hülfe der Gesetze sich dasjenige zu verschaffen, was ihr bishero auf eine so ungerechte, als schändliche Weise vorenthalten wurde. Nebst dem aber genießt sie gleichwohl den Trost zu sehen, daß der vornehmste Adel der Stadt Wien sie mit ihrem Besuche beehret, und daß der päbstliche Hr. Nuncius selbsten, und viele andere Großen sich ihrer täglichen Gesellschaft nicht unwürdig achteten, gleichwie sie denn auch bey Ihro königlichen Hoheiten denen Erzherzoginnen den freyesten Zutritt ganz ungehindert genoß. Und auf diese Weise sieht man eine der größten pohlnischen Fürstinn, die ihre Landesleute ja ihr eigener Gemahl dem Schwerdt des Scharfrichters überliefern wollte, eine wahre Zierde ihres Geschlechtes, die größten Ehren in der kaiserlichen Stadt Wien genießen, allwo sie durchgehends von Hohen und Niedern ihres erhabenen Ranges und persönlichen ruhmvollen Eigenschaften willen hochgeschätzt, und verehret wird.

§. 31.

Nachricht von Cooks lezten Reise und Ende.

Hr. Prof. Forster in Kassel hat uns über Kapitän Cooks lezte Reise und sein Ende wichtige Nachrichten geliefert, wovon wir hier einis

diese schöne Belohnung so baar und so richtig zum Voraus bezahlten, ausfallen möchte. Es geschahe aber mittlerweile, daß dem einen der falschen Zeugen das Gewissen aufwachte, welcher ehe der Eyd abgeschworen werden sollte, seinen Beichtvater deswegen um Rath fragte, was er diesfalls zu thun hatte, dieser warnte ihn von solcher bösen That auf das ernstlichste ab, und befahl ihm sogleich von Lemberg zurücke nach Warschau sich zu begeben, von dannen er hergekommen war. Die übrigen 11 Zeugen hingegen die nichts als die eigene Laquayen, Kutscher, Stallknechte, Köche und Heyducken des fürstlichen Gemahls waren; und die alle nicht mehreres verdienten, als daß man sie bey den Füßen hätte aufknüpfen sollen, diese nebst der saubern Breschka schwuren einen feyerlichen Eyd, daß alles, was der peinliche Advokat Wolinski wider die Fürstinn angebracht hätte, wahr wäre, und daß folglich sie die Breschka wider die durchlauchtige Beklagte für ihren ermordeten Bruder, um Rache zu schreyen genöthiget wäre, dahero dann auch vor allen Dingen auf die Arretirung der Fürstinn, die sich während des Prozesses ganz ruhig und unerschrocken in Lemberg aufhielte, und alltäglich auf der Gasse öffentlich zu sehen war, gedrungen wurde.

Die Aussage einer Anzahl von 11 beeydigten Zeugen samt der klagenden Breschka wohlgegrün-

Hülfe der Geſetze ſich dasjenige zu verſchaffe
was ihr bishero auf eine ſo ungerechte,
ſchimpfliche Weiſe vorenthalten wurde. Ne
dem aber genießt ſie gleichwohl den Troſt
ſehen, daß der vornehmſte Adel der Stadt Wi
ſie um ihrem Beſuche beehret, und daß d
päbſtliche Hr. Nuncius ſelbſten, und viele and
Großen ſich ihrer täglichen Geſellſchaft nic
unwürdig achteten, gleichwie ſie denn au
den Ihro königlichen Hoheiten denen Erzher
gunnen den freyeſten Zutritt ganz ungehinde
genieß. Und auf dieſe Weiſe ſieht man eine d
großen katholiſchen Fürſtinn, die ihre Landesle
in der engen Gemahl dem Schwerdt d
Scharfrichters überliefern wollte, eine wah
Zierde ihres Geſchlechtes, die größten Ehren i
der kaiſerlichen Stadt Wien genießen, allwo
ſie durchgehends von Hohen und Nieder ihres
erhabenen Ranges und perſönlichen rühmvol
len Eigenſchaften allen hochgeſchätzt, und
geliebet wird.

§. 31.

Nachricht von Cooks lezten Reiſe und Ende.

Hr. Prof. Forſter in Kaſſel hat uns üb
Jakobs Cooks lezte Reiſe und ſein End
wichtige Nachrichten geliefert, wovon wir hi
ein

nige Fragmente liefern wollen, die für das Publikum eben so interessant als nützlich sind, aber aber auch dem Hrn. Prof. Förster selbst den kussen.

Wer bey Lesung neuer Reisebeschreibungen n dem Schicksale der Entdecker und Entdeckten ntheil genommen, der wird es fassen können ie einem, der eine große Reise bereits einmal itgemacht, zu Muthe werden mußte, als ihm ei Männer die Abendtheuer ihrer neuen Fahrt zählten. Zwei Deutsche, Heinrich Zimmer- ann aus Speyer und Barthold Lohmann aus assel haben der lezten Entdeckungsreise der ngelländer beygewohnt. Auf ihrer Durchreise be ich sie hier gesprochen; dabey in Gedanken eine eigene Reise wiederholt, und die neuen rgonauten aller Orten begleitet.

Unzählige Fragen, die ich diesen beiden Leu- n vorlegte, wurden von ihnen so beantwortet, aß mir kein Zweifel über ihre Glaubwürdigkeit rücke blieb. Ich möchte daher den kleinen orschmack, den ich auf solche Art von den reignissen der lezten Reise erhalten habe, gern ittheilen, wenn man sich nur immer dabey er- nern wollte, daß ich ihn für nichts bessers sgeben will, sondern vielmehr den Lehrbegie- gen rathe, sich mit so viel Geduld, als nöthig zu rüsten, damit es ihm bis zur Herausgabe

chung der peinlichen Klage bestimmt seyn sollten. Und da der Fürstinn zugleich erlaubet wurde, sich persönlich vor gedachter Kommission zu stellen, und sich zu vertheidigen, so reisete sie mit dem Hrn. von Naski abermalen dahin, und erschiene vor diesem neuangeordneten Gerichte. Ihre gute Sache schien zwar selbst vor sie das Wort zu sprechen, doch die allerkräftigsten Beweise ihrer Unschuld, die sie alle im Original vorzeigen konnte, gaben der Klage auf einmal eine ganz andere Gestalt. Kurz die Mitglieder des hohen Raths zu Lemberg, die eben sowohl zu Sprechung ihres lächerlichen Todesurtheils, als die 11 falsche Zeugen zu Ablegung der Eydschwüre mit Radziwilischen Geldern erkaufet und bestochen worden, mußten alle schamroth erzittern, und die Kommission sprach die angeklagte Fürstinn von der ihr boshafter Weise angedichteten Mordthat frey, ledig und loß, welches Urtheil auch wiederum eine wenige Zeit darnach nach Wien, da die Fürstinn ebenfalls, sodann von Lemberg wiederum nach Wien in ihrem Sicherheitsorte zurückgereiset war, von der dasigen K. K. Obristen Justizstelle, folgenden Inhalts bestätiget wurde.

„Von der röm. kaiserl. zu Hungarn und „Böhmen königl. apost. Majest. Erzherzoginn „zu Oesterreich unserer allergnädigsten Frauen „wegen der Hochgebohrnen Fürstinn Frau Theresia

und sich nicht abweisen ließen. Da die Societätsinseln und O-Taheiti schon in Ansehung des Klima, der Lebensart, der Sitten und Regierungsform so viele Vorzüge vor Neuseeland voraus haben, so bestimmte Cook diese beiden Wilden zur Bedienung seines tahetischen Zöglings O-Mai, und ließ sie in der Folge wirklich auf jenen Inseln zurück, in der Meynung, daß er durch diese Verpflanzung hinlänglich für die Verbesserung ihres Schicksals gesorgt habe. —

Die Ostwinde zwischen den 30° und 40° S. Breite nöthigten Cook, sich nach den freundschaftlichen Eilanden zu begeben, und an der Insel Tongatabu oder Amsterdam vor Anker zu gehen. Hier hatte er die Freude, eines seiner Lieblingsvölkchen zu besuchen, und 5 bis 6 Wochen im Ueberflusse von frischen Lebensmitteln sehr angenehm zuzubringen.

Man empfieng ihn mit offenen Armen. Finau und Ferfi, zween Könige, der eine von Tongatabu, der andere von einer benachbarten, noch nicht zuvor entdeckten Insel, gewannen ihre neuen Gäste so lieb, daß sie sichs angelegen seyn ließen, ihnen den dortigen Aufenthalt auf alle mögliche Art zu versüßen. Sie konnten zwar ihre Unterthanen nicht völlig umschaffen, und man hatte sich daher mehr als jemals vor ihren Diebereyen zu hüten; ja diese zogen eines Tages

den Bedienten des Kapitäns, der ohne Begleitung spatzieren gegangen, nackend aus, und ließen ihn in diesem Aufzuge zu seinen Kameraden laufen. Allein die Leutseeligkeit, der gefällige und vertrauliche Karakter der meisten Einwohner machten diese kleinen Fehler wieder gut, und man wärmte sich an der Sonne, ohne über ihre Flecken zu klagen. Eine rühmliche Wißbegierde beseelten die beyden Könige. Sie erkundigten sich öfters sorgfältig nach den Sitten und nach der Religion der Fremden, und um ihnen diese Belehrung abzulocken, zeigten sie ihnen ihr ganzes Kriegsmanövre sowohl, als auch ihre gottesdienstlichen Gebräuche. Cook seiner Seits befriedigte ihr Verlangen mit so umständlichen Erzählungen, als es seine Sprachkenntniß vergönnte; auch ließ er die sämmtlichen Seesoldaten beider Schiffe, welche sich auf etwa 30 Mann belaufen möchten, an einem schönen Tage mit fliegenden Fahnen durch alle Evolutionen gehen, einander angreifen, sich vertheidigen, und die Würkung des kleinen Schiesgewehrs, und des groben Geschützes zeigen. — Endlich beschenkte er diese königlichen Personen mit einem Stier, einer Kuh, einem Hengst und einer Stute. Diese Freygebigkeit schien sie außerordentlich gerührt und ihr ganzes Dankgefühl aufgefodert zu haben. Am folgenden Tage lud man ihn ans Land; und kaum war er aus dem Boote gestiegen, so führten

ihn

ihn die guten Insulaner an einen geräumigen Platz, woselbst sie von Yamswurzeln (dem schmackhaftesten und zuträglichsten Nahrungsmittel dortiger Gegend) drei große Pyramiden 9 bis 10 Fuß hoch aufgethürmt hatten. Zu oberst auf einer jeden lag ein großes gebratenes Schwein. Dies waren ihre Gegengeschenke, welche der Mannschaft beider Schiffe gewiß willkommen seyn mußten.

Bereits im 18ten Grad S. Br. muß Cook westliche Winde angetroffen haben; denn nachdem er die freundschaftlichen Eilande verlassen hatte, besuchte er die kleine flache Insel Palmerston, welche auf der vorigen Reise entdeckt wurde, und unter dem 18° 4′ S. B. und 165° 10′ Westl. Länge liegt. Sie ist mit unzähligen Kokospalmen bedeckt, aber unbewohnt. Windstillen oder vielleicht widrige Winde ließen unsern Seemann diesmal Zeit sie näher zu untersuchen; er fande einen Platz, wo man anlanden konnte, und ließ beide Schiffe mit einer sehr beträchtlichen Anzahl von Kokosnüssen versehen. Nachdem er etwas weiterhin, jedoch in der Nähe dieser Insel, einige andere flache Eilande entdeckt hatte, kam er endlich in August 1777 im Hafen Aitepiha, auf der kleinern Halbinsel von Taheiti an. An diesem Ort, wo er auf seiner vorigen Reise im August 1773 vor Anker gelegen, fand er Spu-

ren, daß die Spanier seit kurzem da gewesen wären. Sie hatten nämlich ein Kreuz mit dem Namen ihres Königs und einer Jahrzahl am Strande errichtet. Cook ließ das Kreuz ausheben, auf einer andern Seite den Namen Sr. Majestät des jezt regierenden Königs von Großbrittannien, nebst der Jahrzahl 1767, in welcher die Engländer diese Insel zuerst besucht hatten, eingraben, und es sodann wieder aufstellen.

Nach ohngefähr 15 Tagen begaben sich beide Schiffe mehr nordwärts in dem Hafen Matavi auf der größten tahetischen Halbinsel, im Gebiete des Königs O-Tu. Daß sie mit außerordentlichen Freudenbezeugungen empfangen wurden, läßt sich vermuthen, wenn man sich erinnert, wie zärtlich der lezte Abschied von diesen guten Insulanern im May 1774 gewesen. Für die Fortdauer des besten Vernehmens war übrigens auf die vollkommenste Art mit der Menge von Kostbarkeiten gesorgt, welche in der Absicht aus England mitgenommen worden. Der König O-Tu erhielt eine so beträchtliche Anzahl großer und ansehnlicher Geschenke, daß ihm Cooks Zimmerleute dazu einen Kasten von Eichenholz machen mußten, der acht Fuß ins Gevierte hielt, und mit einem guten Schloß verwahret war. Außerdem war ihm auch ein Stier und eine Kuhe, nebst ein

paar

paar Pferden und einigen Schaafen zum Theil. Lächerlich muß es aber nach unsern Begriffen von königlicher Würde klingen, daß er eines Tages, nachdem man ihn in einem seidenen Talar und Pantoffeln von Saffian gekleidet, sich lange voll Erstaunen selbst begafte, sich endlich entfernte, und sobald er den Augen der Fremdlinge entgangen zu seyn glaubte, den Anzug nebst der Chaussure, worinn er sich gar nicht finden konnte, zusammen gerollt unter dem Arm nahm, und nackend und barfuß nach Hause lief. Gegen den O-Mai war seine Freigebigkeit auszeichnend; denn er schenkte ihm zum Eigenthume ein großes Canoe mit 24 leibeigenen Ruderknechten, die er auch mit sich nach seiner Heimath, der nahgelegenen Insel Huaheine nahm. Auf der Fahrt dorthin, welche nach einem vierzehntägigen Aufenthalte vor sich gieng, stellte O-May in seinem neuen Fahrzeuge den Lootsen vor, und segelte voran. Cook hatte ihm eine kleine englische Flagge geschenkt, diese ließ er an seinem Mastbaum wehen, und als er Huaheine erblickte, machte er damit das Signal von „Land„ und schoß seine Flinte in die Luft. Als die Schiffe von hier weiter nach O-Raieta segelten, blieb O-May in Huaheine zurück. Nach einem Aufenthalte von etlichen Wochen, beschloß Capitän Cook die sämtlichen Societätsinseln zu verlassen. Allein zween seiner Untergebenen, Herr M* ein Mitschifmann und ein Ma-

Matrose hatten noch keine Lust zur Abreise, entliefen glücklich, und bewogen sogar einen Insulaner, sie in einem Canoe nach einem ziemlich entlegenen niedrigen Eilande fortzuschaffen. Kaum aber hatte Cook ihre Desertion entdeckt, als er in aller Stille Maasregeln nahm, sie wieder zu bekommen, womit es ihm vollkommen gelang. Er gieng nämlich ans Land, und lud den alten Chef des dortigen Distrikts, O-Rea nebst seiner nunmehr verheuratheten Tochter Poyadua und ihrem Gemahl zum Mittagsessen am Bord. Sie ließen sichs nicht träumen, daß es auf ihre Freyheit angesehen war, und stiegen mit ihm ins Schif. Allein hier bedeutete man ihnen, daß Sie als Geißel bleiben müßten, bis die Entlaufenen wiedergeschaft seyn würden. So schwer es hielt, den Ort ihres Aufenthaltes zu entdecken, indem nur sehr wenige Einwohner drum wußten, so wurden sie dennoch aus ihrem Schlupfwinkel hervorgezogen und ausgeliefert. Es bleibt doch immer der stärkste Beweis für die Anmuth dieser Inselgruppe, und für die außerordentliche Liebenswürdigkeit ihrer Einwohner oder vielmehr der Einwohnerinnen, daß sich auf drei verschiedenen Reisen jedesmal Engländer gefunden, die es versuchten, dort zu bleiben, und in der Absicht ein glückliches Leben zu führen, gern auf die Hofnung Verzicht thaten, ihr freyes Vaterland wieder zu sehen.

Von

Von den Societätsinseln richtete Cook seinen Lauf Nordwärts. Unter der Linie entdeckte er ein sandigtes Eyland, von nicht geringem Umfange, woselbst es von Schildkröten wimmelte. Er hielt sich daher etliche Tage in der Nähe desselben auf, schickte seine Böte an Bord, und nahm eine große Anzahl dieser Thiere am Bord, von deren nahrhaftem, gesunden und überaus wohlschmeckendem Fleische, die Mannschaft beider Schiffe etliche Wochen lang im Ueberflusse lebte. Wyniann, einer von den beiden deutschen Matrosen, verirrte sich nebst noch einem andern auf dieser öden Sandinsel, wo die Hitze ganz unerträglich war, indem sich auch nicht ein Bäumchen zeigte, unter dessen Schatten sie sich hätten flüchten können. Zwei Tage hindurch litten sie den entsetzlichsten Durst, den sie endlich nicht anderst als mit Schildkrötenblut zu stillen vermochten. Ehe die Schiffe aber weiter segelten, waren sie so glücklich, wieder von ihren Kameraden gefunden, und mit am Bord gebracht zu werden.

Die Reise von der Linie bis ohnweit des nördlichen Wendekreises ward ohne sonderliche Entdeckungen zurückgelegt. Hier aber erblickte man eine Insel von beträchtlicher Größe und weiter im Winde oder Nordostwärts, noch mehrere. Es kamen bald verschiedene Einwohner die ihren Kanoes, welche ungleich zierlicher

herauszutragen. Denen im Boote mochte be dieser etwas zweydeutigen Höflichkeit nicht wo zu Muthe seyn; Sie klopften daher den rüsti gen Insulanern mit den Rudern derb auf di Finger, und als dieses nichts helfen wollte glaubte der Lieutenant einen todtschießen zu müs sen. In der That hatte der Schuß alle erwünscht Wirkung; Die Leute verließen das Boot, un schleppten den Leichnam ihres armen Landmann in den Wald.

Mit Recht bezeigte der Kapitän seinen Unwillen über diese unbesonnene That, und entschloß sich den folgenden Morgen selbst ans Land zu gehen. Er fand wenigstens so viel tausend Einwohner, als Abends zuvor Hunderte gewesen waren, am Ufer versammlet. Nichts destoweniger lies er das Boot anländen, gab einem Matrosen seine Flinte, stieg unbewafnet und unbegleitet aus, und eilte der Menge entgegen. In dem Augenblicke fielen sie alle ohne Ausnahme platt aufs Gesicht vor ihm nieder. Gewiß ein rührender Anblick für den einzigen Menschen, der da gleichsam angebetet stand! Er schlug die Arme über einander, sahe dem Schau spiel eine Weile mit Bewunderung zu, un schien sich selbst Beyfall zuzulächeln, daß es m der Aussöhnung dieser guten Leute so nach Wun sche gieng. Dann lief er zu denen, die sich dur ihre Kleidung als Vorgesezte auszeichneten, un

hal

und sich nicht abweisen ließen. Da die Societätsinseln und O-Taheiti schon in Ansehung des Klima, der Lebensart, der Sitten und Regierungsform so viele Vorzüge vor Neuseeland voraus haben, so bestimmte Cook diese beiden Wilden zur Bedienung seines tahetischen Zöglings O-Mai, und ließ sie in der Folge wirklich auf jenen Inseln zurück, in der Meynung, daß er durch diese Verpflanzung hinlänglich für die Verbesserung ihres Schicksals gesorgt habe. —

Die Ostwinde zwischen den 30° und 40° S. Breite nöthigten Cook, sich nach den freundschaftlichen Eilanden zu begeben, und an der Insel Tongatabu oder Amsterdam vor Anker zu gehen. Hier hatte er die Freude, eines seiner Lieblingsvölkchen zu besuchen, und 5 bis 6 Wochen im Ueberflusse von frischen Lebensmitteln sehr angenehm zuzubringen.

Man empfieng ihn mit offenen Armen. Finau und Ferfi, zween Könige, der eine von Tongatabu, der andere von einer benachbarten, noch nicht zuvor entdeckten Insel, gewannen ihre neuen Gäste so lieb, daß sie sichs angelegen seyn ließen, ihnen den dortigen Aufenthalt auf alle mögliche Art zu versüßen. Sie konnten zwar ihre Unterthanen nicht völlig umschaffen, und man hatte sich daher mehr als jemals vor ihren Diebereyen zu hüten; ja diese zogen eines Tages

den Bedienten des Kapitäns, der ohne Begleitung spatzieren gegangen, nackend aus, und ließen ihn in diesem Aufzuge zu seinen Kameraden laufen. Allein die Leutseeligkeit, der gefällige und vertrauliche Karakter der meisten Einwohner machten diese kleinen Fehler wieder gut, und man wärmte sich an der Sonne, ohne über ihre Flecken zu klagen. Eine rühmliche Wißbegierde beseelten die beyden Könige. Sie erkundigten sich öfters sorgfältig nach den Sitten und nach der Religion der Fremden, und um ihnen diese Belehrung abzulocken, zeigten sie ihnen ihr ganzes Kriegsmanövre sowohl, als auch ihre gottesdienstlichen Gebräuche. Cook seiner Seits befriedigte ihr Verlangen mit so umständlichen Erzählungen, als es seine Sprachkenntniß vergönnte; auch ließ er die sämmtlichen Seesoldaten beider Schiffe, welche sich auf etwa 30 Mann belaufen möchten, an einem schönen Tage mit fliegenden Fahnen durch alle Evolutionen gehen, einander angreifen, sich vertheidigen, und die Würkung des kleinen Schiesgewehrs, und des groben Geschützes zeigen. — Endlich beschenkte er diese königlichen Personen mit einem Stier, einer Kuh, einem Hengst und einer Stute. Diese Freygebigkeit schien sie außerordentlich gerührt und ihr ganzes Dankgefühl aufgefodert zu haben. Am folgenden Tage lud man ihn ans Land; und kaum war er aus dem Boote gestiegen, so führten

ihn

Nichts kann gefährlicher seyn, als ihre Fahrt längst einer so völlig unbekannten Küste, wo Stürme und Nebel wechselweise ihnen den Untergang droheten. Die Vorsehung wachte auch hier für die Erhaltung so vieler Seelen. In einer neblichen Nacht liefen sie bey frischem Winde ganz sorglos ihrer Meynung nach an der Küste hin, als sie plötzlich eine schwarze Klippe eines Steinwurfs weit vor sich sahen. Cook ließ sogleich die Anker fallen, und rief den wachthabenden Offizier auf der Discovey, (dem kleinern Schiffe) mit dem Sprachrohre zu, ein gleiches zu thun, welches jener auch so fort ins Werk stellte. Am Morgen klärte sichs auf; sie befanden sich mitten in einem Hafen dicht vor einer Klippe, und sahen den Weg hinter sich, wo sie hineingesegelt waren, mit so vielen Klippen besäet, daß sie nicht begreifen konnten, wie sie ohne Schifbruch dahingekommen. Zum Andenken ward der Hafen Providence-Bay genannt.

In den verschiedenen Ankerplätzen, wohin theils der Sturm, theils auch gewöhnliche Bedürfnisse die Schiffe trieben, ließen sich unsere Seefahrer mit den nordamerikanischen Wilden ein. Aber welch ein Kontrast zwischen den Bewohnern jener Zauberinseln, die sie eben verlassen hatten, und den rohen Horden dieser unfreundlichen Küste! Man erblickte in der Per-

son der Amerikaner, — deren Haut gräßlich in Farben ausgemalt, deren Gesichtszüge barbarisch waren, und deren größte Freundschaftsbezeugung darinn bestand, daß sie ihren Gästen eine Schüssel voll geräucherter Menschenhände vorsezten. — Die menschliche Natur auf einer verabscheuungswürdigen Stufe der Verwilderung. Der Umgang mit diesen ungesitteten Menschen hatte gleichwohl einen weit reelleren Nutzen für die Entdecker, als jener Aufenthalt in dem südländischen Capua. Diese Leute, die noch nie einen Europäer gesehen hatten, verkauften ihnen die schönsten und kostbarsten Pelzwerke um die elendesten Kleinigkeiten. Jeder Matrose hatte seine Kasten mit den besten Biberfellen angefüllet, und sich selbst, da es noch immer nordwärts gieng, Kamisol und Unterkleider davon gemacht. Hernach löfete jeder in England ein, auch zwey hundert Pfund Sterling aus dieser kostbaren Waare.

Man weiß bereits aus den Briefen des Herrn Professor Pallas, daß Cook endlich die so lange streitig gemachte Meerenge zwischen Asien und Amerika fand. An einer Stelle soll sie nicht über 30 Seemeilen breit seyn, so daß man zur Noth in der Mitte beide Küsten sehen kann. Die Tiefe beträgt daselbst nicht über 25 Faden, oder Klaftern. Das Eis hinderte ihn aber, weiter als bis zum 70° N. Br. gegen den

den Pol zu bringen. Hier ließ er eine große Menge Wallrosse, welche Heerdenweise auf den auf den Eisschollen lagen, tödten, an Bord bringen, und ihren Thran einschmelzen. Das Fleisch war nicht eßbar. Auf den Rückweg berührte er die Inselgruppe, welche neuerlich von rußischen Kaufleuten entdeckt worden ist, und von den vielen Steinfüchsen, die dort gefangen werden den Namen hat. Sodann eilte er nach dem sanftern Himmel innerhalb der Wendekreise zurük, um dort zu überwintern. Da ihn die neuentdeckten Inseln, wovon ihm nur Nihau bekannt worden war, am meisten interessirten, so richtete er seinen Lauf dergestalt ein, daß sie ihm alle unter dem Winde liegen blieben, damit er eine nach der andern besuchen könnte. Mit dem Schluß des Jahres 1778 lief er mit beiden Schiffen in den Hafen der östlichen Insel ein, welche von ihren Einwohnern O-Waihi genannt wurde. Cook aber gab der ganzen Gruppe, die aus 17 Inseln bestund, den Namen der Sandwichinseln.

Er ward in O-Waihi mit eben den Ehrenbezeugungen als in Nihau empfangen. Wenn er ans Ufer stieg, fielen alle Einwohner, wes Standes sie auch seyn mochten, vor ihm zur Erde nieder; sie nannten ihn nicht anders, als O-Kuni, den Größten oder Obersten.

Der Umfang dieser Insel übertraf bey weitem die größte der Societätsinseln; und die Bevölkerung war daselbst noch ungleich stärker, so daß es gleichsam von Menschen wimmelte. Dieses läßt sich auch aus dem Ueberfluß an Lebensmitteln schließen, der in der That unerschöpflich gewesen seyn muß, indem die Schiffe nicht nur während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts reichlich mit frischem Schweinefleisch versorgt wurden, sondern auch eine hinreichende Quantität einsalzen konnten, um alle ledigen Fässer wieder mit Lebensmitteln auf funfzehn Monate anzufüllen. Das Salz, welches hiezu unentbehrlich war, bot sich ihnen am Meerstrande in größter Menge dar. Die Yamswurzeln waren von ausnehmender Größe und von der besten Art, so auch die Brodfrucht, Pisange und andere Produkte des Pflanzenreichs. Nur das Wasser in O-Waihi war in der Nähe des Hafens nicht vom besten Geschmack, denn es stand größtentheils in Teichen, wie auf den freundschaftlichen Eylanden. Jedoch gilt dieses nicht von der ganzen Insel, welche in ihrem Innersten bergicht ist, und überall Spuren ausgebrannter Vulkane zeigt, von denen sich verschiedene Bäche herabstürzen.

Ich habe es bereits gesagt, daß diese Inselgruppe alle Lobeserhebungen erschöpfte, die jemals von hungrigen oder verliebten Weltumseglern

lern an ihre neuen Entdeckungen verschwendet worden sind. Die Ausschweifungen des Schifvolks, die man längst aus andern Reisebeschreibungen kennt, stiegen in der That nirgends höher, als in O-Waihi, wo die vorzügliche Schönheit und Weisse des Frauenzimmers nur noch von ihrer Gefälligkeit übertroffen ward. Am Abend, wenn jeder bereits ein Mädchen gewählt hatte, standen noch zuweilen hundert ledige auf dem Verdeck, die umsonst auf einen Liebhaber gehoft hatten. Bey einbrechender Nacht sprungen sie dann zugleich ins Meer, und schwammen ans Ufer zurück.

Die Kleidung der Einwohner bestand, theils in Zeugen vom Baumrinde, theils in Mänteln die mit Federn über und über bedeckt und ausgemacht waren. Jene Zeuge waren zwar nicht so fein als einige Gattungen der Taheitischen, aber ungleich regelmäßiger und geschmackvoller gemalt. Ich habe ein Pröbchen davon gesehen, welches diesem Karakter völlig entspricht. Die Mäntel müssen in der That eine schöne und prächtige Tracht gewesen seyn. Sie waren von verschiedener Länge, einige wie Husaren Dolimane, andere länger, und einige reichten bis an die Fersen. Es ist bekannt, das Federn in Taheite für den kostbarsten Schmuck, und die rothen besonders so hoch im Werthe, wie bei

uns Juwelen gehalten wurden. Diese rothen Federn waren dort so selten und unschätzbar, daß wir (auf der Reise der ich beygewohnt) um eine geringe Quantität, die wir in Tongatabu bekommen hatten, ihre prächtigen Kriegshabite und Trauerkleider, welche sie sonst nie verkauften, nebst Schweinen, und was sonst im Werthe war, eintauschen konnten. Allein O-Waihi ist das rechte Land der Federn; hier sind schwarze, rothe, grüne, gelbe Federn im größten Ueberfluß, weil die Vögel, die sie tragen, da selbst in Menge vorhanden sind, und ohne Mühe in Schlingen gefangen werden. Die Weiber verfertigen daraus runde, zolldicke Schnuren oder Girlanden, welche sie um den Hals und beym Tanze auf dem Kopf tragen. Ihre Tänze haben mit den Taheitischen viele Aehnlichkeit, desgleichen ihre Pantomimen oder Possenspiele; die Musik kömmt mehr mit der von Tongatabu überein; denn sie haben auch die sogenannte Syringa oder Pansflöte aus acht Röhren.

Aus allem, was wir bisher gehört haben, erhellet ganz deutlich, daß dieses Völkchen mit den Bewohnern der Diebsinseln, der Marquesas, der freundschaftlichen und Societätsinseln einerley Ursprungs und noch weit näher als die Neuseeländer, verwandt ist. Bildung, Sprache, Regierungsform, Künste, Sitten, alles kommt überein, alles zeigt einerley Muuterkeit

des

des Geistes an, trägt das Gepräge derselben im Karakter, und zeigt mitten unter den sanftesten Sitten einerley Spuren der ohnlängst verlassenen Barbarey.

Ihre Art, Krieg zu führen und ihre Waffen sind mit den taheitischen fast einerley. Nur haben sie außer den Schleudern und Spießen, deren sich jene auch bedienen, noch hölzerne Schwerdter, dergleichen Mendanna auf den Marquesas Eylanden gesehen, und weshalb ihnen die eisernen Degen, die Cook sogleich machen ließ, sehr willkommen waren.

Ich komme nun zu den Umständen, die den Tod dieses verdienten Mannes begleiteten. Sie wurden mir von den beiden Matrosen auf folgende Art erzählt. Bekanntlich sind die Einwohner von Waihi eben so diebisch, als die übrigen Inselbewohner des Südmeeres, und nachdem die Schiffe von da schon ausgelaufen, durch einen Sturm aber zurückzukehren genöthigt worden, gab ein gestohlner Boot die Veranlassung zu jenem traurigen Vorfall. Wie es heißt, hatte Cook sich vorgesetzt, den König der Insel, den Herr Clerke in seinem Briefe Terre-Obu nennt, mit guter Manier am Bord des Schifs zu bringen, um ihn hernach als Geissel solange dort zu halten, bis das Boot wieder geliefert würde. Diese Art zu verfahren, war ihm in den Societätsinseln so oft, und selbst auf dieser

sobald von dem ersten Streich gestürzt, als ihm die Insulaner auf der Erde vollends mehrere tödliche Wunden versezt, und sodann mit sich fortgeschleppt hatten. Jezt sahe man durch Fernröhre, daß sie den Leichnam nackend ausgezogen, auf ihre befestigten Anhöhen trugen.

Nachdem Kapitän Clerke das Kommando der Resolution übernommen, der Lieutenannt Gore aber als Befehlshaber die Discovery bestiegen hatte, sorgte man zu erst den Fockmast des ersten Schifs, der am Strande auf einer andern Seite des Hafens ausgebessert ward, am Bord in Sicherheit zu bringen, welches auch glücklich und ohne Widersetzung von Seiten der Einwohner ins Werk gestellt, und die fernere Reparatur auf dem Verdecke vollendet ward. Am folgenden Tage, schickte man ein Boot mit einer weissen Fahne ans Land, um wo möglich, die Einwohner zum Gespräch zu bringen. Es kamen auch ein Haufen Leute zum Vorschein, die ebenfals eine weisse Fahne führten, jedoch nicht nahe kommen wollten. Man rief ihnen freundlich, und versuchte den Leichnam des Kapitäns durch Versprechungen von Geschenken zu erhalten. Allein sie antworteten spottend: „O-Runi schläft; morgen wird er kommen.„ Da mit ihnen nichts anzufangen war, kehrte das Boot wieder zurück. Einer der vornehmsten Erih, der vielleicht an dem Tumulte keinen

Antheil

Antheil gehabt, kam am Bord. Man versprach ihm die größten Geschenke, wenn er den Körper verschaffen könnte, wozu er sich willig finden ließ, und sein möglichstes zu thun versicherte. Des andern Tages erschien der ehrliche Mann wieder, und brachte zum Beweise, wie gern er Wort gehalten hätte, wenn es nur an ihm gelegen, eine Hand nebst einigen andern verstümmelten Gliedmaßen des Leichnams mit, die er dem Kapitän mit dem Bedeuten überreichte, daß ihm nur dieses zum Theil geworden, indem jeder Erih eine Porzion bekommen hätte. An dem Uebrigen hatten diese vielleicht schon nach landesüblichen Brauch mit ihren Zähnen die lezte Rache ausgeübt. Zwar scheint der sonst sanfte Karakter der Nazion, einen so gehäßigen Verdacht nicht zu rechtfertigen; allein, wenn man erwägt, daß der Krieg dergleichen Leute, deren Kultur so vieles Einfaches hat, gänzlich aus ihrer gewöhnlichen Fassung bringt, und sie eine Stufe zurück in die Barbarey versezt, wenn man sich dazu erinnert, daß auch in Taheiti die Köpfe der Feinde zur Schau ausgehängt wurden; — so begreift man, wie die Insulaner von Waihi, so gesittet wie sie waren, in einem so außerordentlichen Fall ihren Feind verzehren konnten. Die Kunst mit kaltem Blute Krieg zu führen, gehört doch eigentlich nur für Leute, die einander in der Schlacht

genossen, als eben die, welche hier beym Wasserfüllen verstrichen. Ohne Zweifel hätte sich die Schifsgesellschaft gern bequemt, wie dort die Danaiden eine Zeitlang durchlöcherte Fässer zu füllen, um desto länger in diesem bezaubernden Aufenthalte bleiben zu dürfen. Zwar verbot ihr Befehlshaber anfänglich bey schwerer Strafe den Umgang mit den Schönen, allein sobald der Chirurgus entdeckt hatte, daß auch hier, wie auf andern Inseln des Südmeers gewisse Krankheiten einheimisch wären, hob er sein Verbot wieder auf, und alsbald herrschte von beiden Seiten die größte Vertraulichkeit. Die Geschenke, welche der König und seine vornehmsten Hofbedienten vom Cook erhielten, trugen vieles dazu bey, dieses gute Vernehmen zu bestätigen. Das lezte Ziegenpaar, welches sich noch auf den Schiffen befand, ward ebenfalls ans Land gesezt, in der Absicht, die Insel mit neuen Hausthieren zu bevölkern.

Endlich nachdem die Schiffe gehörig mit frischem Wasser und Lebensmitteln versehen waren, verließen sie Nihau, und giengen nach Norden unter Segel, ihrer großen Bestimmung entgegen.

Cooks Entdeckungen an den westlichen Küsten von Nordamerika nahmen im März 1780 ohngefähr im 50° der Breite ihren Anfang.

Nicht

Antheil gehabt, kam am Bord. Man ver-
sprach ihm die größten Geschenke, wenn er den
Körper verschaffen könnte, wozu er sich willig
finden ließ, und sein möglichstes zu thun verſi-
herte. Des andern Tages erschien der ehrliche
Mann wieder, und brachte zum Beweiſe, wie
ern er Wort gehalten hätte, wenn es nur an
m gelegen, eine Hand nebſt einigen andern
rſtümmelten Gliedmaßen des Leichnams mit,
e er dem Kapitän mit dem Bedeuten übet-
chte, daß ihm nur dieſes zum Theil geworden,
em jeder Erih eine Porzion bekommen hätte.
dem Uebrigen hatten dieſe vielleicht ſchon
h landesüblichen Brauch mit ihren Zähnen
lezte Rache ausgeübt. Zwar ſcheint der
ſt ſanfte Karakter der Nazion, einen ſo ge-
igen Verdacht nicht zu rechtfertigen; allein,
n man erwägt, daß der Krieg dergleichen
e, deren Kultur ſo vieles Einfaches hat, gänz-
aus ihrer gewöhnlichen Faſſung bringt, und
ine Stufe zu[illegible] die Barbarey verſezt,
man ſich d[illegible], daß auch in Ta-
die Köpfe [illegible] zur Schau ausge-
t wurden; [illegible] iſt man, wie die
[illegible] ſittet wie ſie wa-
[illegible] Fall ihren
[illegible] kal-
[illegible] ents-
[illegible] cht

dreißig bis vierzig Schritt wenigstens vom Halse bleiben.

Herr Clerke sagt in seinem Briefe, den Hr. Prof. Pallas im Auszuge mittheilt, daß man ohne erheblichen Verlust den Tod seines Vorgängers ohnmöglich hätte rächen können, weshalb er sich blos vertheidigungsweise gehalten. Die Matrosen hingegen behaupteten ausdrücklich, und bestunden hartnäckig darauf, daß diese Nachricht irrig sey; die Mannschaft sey über die an Cook verübte Grausamkeiten so erboßt worden, daß sie die ganze Gegend um den Hafen verheert, und an zwei bis drei hundert Menschen niedergemacht hätten. Ich überlasse es den Lesern, über diese Variante Glossen zu machen. Ein Zug, der wieder viel Aehnlichkeit mit den Taheitiern verräth, ist dieser, daß die Frauenzimmer sich alle Mühe gaben, die Gemüther zu besänftigen, und daß ungeachtet aller obwaltenden Mißhelligkeiten, stets eine Anzahl Mädchen an die Schiffe schwammen, und dort übernachteten. So war Oberea in Taheiti diejenige, die den Frieden zwischen ihren Landesleuten und dem Kapitän Wallis herstellte. Und so befreundete das Mädchen auf Namoka den Schifschirurgus, dem die Insulaner seine Flinte gestohlen hatten, und vermittelte es, daß ihm weiter kein Schaden zugefügt ward.

Sobald

Sobald die Schiffe wieder in segelfertigem Stand gesetzt, und mit Wasser und Holz versehen waren, stachen sie zum zweitenmal in See, verließen eine Insel, wo eine einzige Uebereilung ihre Freude gestöret hatte. Mit Cooks Ableben schien der Entdeckungsgeist großentheils von dieser Expedition geflohen zu seyn. Man richtete den Lauf nach Kamtschatka, und kam bereits im April 1779 in Peter und Pauls Hafen daselbst an. Er war aber noch völlig zugefroren, so daß man von den Schiffen über das Eis in die russische Festung gehen mußte. Man weiß schon, mit welcher Leutseligkeit der dortige Kommendant, Hr. Major Behm die englische Seefahrer empfing, und mit allen nöthigen Erfrischungen und Munizionen versah. Sie blieben hier bis in den Monat Junius, und versuchtens noch einmal, die Entdeckung gegen den Pol fortzusetzen. Allein sie waren diesmal nicht glücklicher als zuvor, sondern fanden nur Eisberge und Eisgefielde, die ihnen den Weg dorthin versperrten. Sie liefen bey dieser Gelegenheit Gefahr einzufrieren. und das kleine Schif ward besonders von Eis beschädigt. Im December kamen sie nach Kamtschatka zurük, und beerdigten daselbst den Kapitän Clerke, der nur ein paar Tage, ehe sie den Hafen erreichten, an einer Auszehrung gestorben war. Bey der Ausbesserung der Schiffe fand sichs, daß die Planken am Bug der

Discovery vom Eise hineingetrieben waren, so daß man sie mit einem Faustschlage völlig durchstoßen konnte.

Nach einem kurzen Aufenthalt setzten die Kapitäne Gore und King die Rückreise fort. Der sterbende Clerke hatte sie gebeten, den Rückweg über Ostindien zu nehmen, um seine Mannschaft, welche bereits länger als drei Jahre auf der See herumgeschwommen, keinen neuen Gefahren auszusetzen. Sie segelten daher an der Küste von Japan südwärts hinab, konnten aber keinen einzigen Einwohner zu sprechen bekommen; denn, ohnerachtet sie von der Küste ab in die See giengen, um das ungewohnte Schauspiel zu betrachten, so eilten sie doch allemal zurük, so bald die Schiffe es versuchten, sich ihnen zu nähern. Von Japan hielten sich die Schiffe an die chinesischen Küsten, und liefen endlich zu Macao glücklich ein. Die mißtrauischen, und kleindenkenden Chinesen wollten ihnen schlechterding keine Lebensmittel verkaufen. Daher mußte sich Kapitän King in einen Boote nach der englischen Faktorey in Kanton begeben, und einen Befehl an die Mandarinen in Macao desfals auswürken. Mitlerweile aber versorgte sie ein portugiesisches Schif, dessen Kapitän ein Irrländer war, mit Erfrischungen; er kaufte nämlich dreimal

so

lern an ihre neuen Entdeckungen verschwendet worden sind. Die Ausschweifungen des Schifvolks, die man längst aus andern Reisebeschreibungen kennt, stiegen in der That nirgends höher, als in O-Waihi, wo die vorzügliche Schönheit und Weisse des Frauenzimmers nur noch von ihrer Gefälligkeit übertroffen ward. Am Abend, wenn jeder bereits ein Mädchen gewählt hatte, standen noch zuweilen hundert ledige auf dem Verdeck, die umsonst auf einen Liebhaber gehoft hatten. Bey einbrechender Nacht sprungen sie dann zugleich ins Meer, und schwammen ans Ufer zurück.

Die Kleidung der Einwohner bestand, theils in Zeugen vom Baumrinde, theils in Mänteln die mit Federn über und über bedeckt und ausgemacht waren. Jene Zeuge waren zwar nicht so fein als einige Gattungen der Taheitischen, aber ungleich regelmäßiger und geschmackvoller gemalt. Ich habe ein Pröbchen davon gesehen, welches diesem Karakter völlig entspricht. Die Mäntel müssen in der That eine schöne und prächtige Tracht gewesen seyn. Sie waren von verschiedener Länge, einige wie Husaren Dolimane, andere länger, und einige reichten bis an die Ferſen. Es ist bekannt, das Federn in Taheite für den kostbarsten Schmuck, und die rothen besonders so hoch im Werthe, wie bei

Aussichten, Landschaften ꝛc. zu zeichnen, — wird hoffentlich denen, die an den Wissenschaften Antheil nehmen, eine erfreuliche Nachricht seyn.

§. 32.

Etwas von Hexenprozessen.

Krimminalrichter, die nach Leidenschaften oder Vorurtheilen über das Leben der Menschen schalten, sind ärger als Meuchelmörder; denn gegen leztere schüzt noch Tapferkeit oder die Heilung der Wunde, gegen den Ausspruch der ersteren aber nichts! — Was hilft dem alten Calas die Anerkennung seiner Unschuld? bleibt er deswegen weniger tod? Was dem Longanus der Pranger, wovon Weckerlin, Deutschland, Linguet, seinen der Kommozionpflegende Richter stellte? Das Leben kehrt in ihre Asche nicht zurück, und höchstens bleibt ihnen das traurige Verdienst damit den Grund zu dem neuen Kriminalgebäude gelegt zu haben, das Menschenliebe und Duldung von der Philosophie und der Aufklärung der kommenden Alter hoffet, ahndet!

Als — bey Verfertigung eines Bibliothekverzeichnisses Haubers magische Bibliothek die Hände bekam und durchblätterte, stieß

im 36ſten Stück auf ein Verzeichniß der Hexenleute, ſo zu — — Anno 1627, 1628 und Anfangs 1629 verbrennet worden: Es iſt in 29 Brändte abgetheilt, enthält aber, wie Hauber verſichert, noch lange nicht alle die Unglücklichen, welche damals zu — — als Zauberer ihr Leben verloren, und das Verzeichniß geſteht auch ſelbſt, daß bis dahero noch viel unterſchiedliche Brändte gethan worden. Dem ohngeachtet beläuft es ſich auf 157 Perſonen. Die meiſten darunter ſind alte Weiber oder fremde Durchreiſende; (die alte Kanzlerin, die alte Hofſeilerin, die dicke Schneiderin, ein fremder Schultheiß, ein fremder Mann, ein fremd Weib ꝛc. Kind von 12, 11, 10 Jahren; Leute von Stand, Anſehen, Vermögen, die aber wahrſcheinlich eben deswegen der Hexerey beſchuldigt wurden; weil ihr aufgeklärter Verſtand ſie reicher, gelehrter und gewizter machte, als ihre im Schlamm des Aberglaubens und der Vorurtheile verſunkene Mitbrüder: „Das Göbel Baberlin, die ſchönſte Jungfrau in Würzburg; ein Student in der fünften Schule, ſo viel Sprachen gekonnt, und ein vortreflicher Muſikus vocaliter und inſtrumentaliter; der Steinacher, ein gar reicher Mann; der Spitelmeiſter im Dietericher Spitale, ein ſehr gelehrter Mann; der Lambrecht,

uns Juwelen gehalten wurden. Diese rothen Federn waren dort so selten und unschätzbar, daß wir (auf der Reise der ich beygewohnt) um eine geringe Quantität, die wir in Tongatabu bekommen hatten, ihre prächtigen Kriegshabite und Trauerkleider, welche sie sonst nie verkauften, nebst Schweinen, und was sonst im Werthe war, eintauschen konnten. Allein O-Waihi ist das rechte Land der Federn; hier sind schwarze, rothe, grüne, gelbe Federn im größten Ueberfluß, weil die Vögel, die sie tragen, da selbst in Menge vorhanden sind, und ohne Mühe in Schlingen gefangen werden. Die Weiber verfertigen daraus runde, zolldicke Schnuren oder Girlanden, welche sie um den Hals und beym Tanze auf dem Kopf tragen. Ihre Tänze haben mit den Taheitischen viele Aehnlichkeit, desgleichen ihre Pantomimen oder Possenspiele; die Musik kömmt mehr mit der von Tongatabu überein; denn sie haben auch die sogenannte Syringa oder Pansflöte aus acht Röhren.

Aus allem, was wir bisher gehört haben, erhellet ganz deutlich, daß dieses Völkchen mit den Bewohnern der Diebsinseln, der Marquesas, der freundschaftlichen und Societätsinseln einerley Ursprungs und noch weit näher als die Neuseeländer, verwandt ist. Bildung, Sprache, Regierungsform, Künste, Sitten, alles kommt überein, alles zeigt einerley Munterkeit

des

des Geistes an, trägt das Gepräge derselben im Karakter, und zeigt mitten unter den sanftesten Sitten einerley Spuren der ohnlängst verlassenen Barbarey.

Ihre Art, Krieg zu führen und ihre Waffen sind mit den taheitischen fast einerley. Nur haben sie außer den Schleudern und Spießen, deren sich jene auch bedienen, noch hölzerne Schwerdter, dergleichen Mendanua auf den Marquesas Eylanden gesehen, und weshalb ihnen die eisernen Degen, die Cook sogleich machen ließ, sehr willkommen waren.

Ich komme nun zu den Umständen, die den Tod dieses verdienten Mannes begleiteten. Sie wurden mir von den beiden Matrosen auf folgende Art erzählt. Bekanntlich sind die Einwohner von Waihi eben so diebisch, als die übrigen Inselbewohner des Südmeeres, und nachdem die Schiffe von da schon ausgelaufen, durch einen Sturm aber zurückzukehren genöthigt worden, gab ein gestohlner Boot die Veranlassung zu jenem traurigen Vorfall. Wie es heißt, hatte Cook sich vorgesetzt, den König der Insel, den Herr Clerke in seinem Briefe Terre-Obu nennt, mit guter Manier am Bord des Schifs zu bringen, um ihn hernach als Geissel solange dort zu halten, bis das Boot wieder geliefert würde. Diese Art zu verfahren, war ihm in den Societätsinseln so oft, und selbst auf dieser

sobald von dem ersten Streich gestürzt, als ihm die Insulaner auf der Erde vollends mehrere tödtliche Wunden versezt, und sodann mit sich fortgeschleppt hatten. Jezt sahe man durch Fernröhre, daß sie den Leichnam nackend ausgezogen, auf ihre befestigten Anhöhen trugen.

Nachdem Kapitän Clerke das Kommando der Resoluzion übernommen, der Lieutenannt Gore aber als Befehlshaber die Discovery bestiegen hatte, sorgte man zu erst den Fockmast des ersten Schifs, der am Strande auf einer andern Seite des Hafens ausgebessert ward, am Bord in Sicherheit zu bringen, welches auch glücklich und ohne Widersezung von Seiten der Einwohner ins Werk gestellt, und die fernere Reparatur auf dem Verdecke vollendet ward. Am folgenden Tage, schickte man ein Boot mit einer weissen Fahne ans Land, um wo möglich, die Einwohner zum Gespräch zu bringen. Es kamen auch ein Haufen Leute zum Vorschein, die ebenfals eine weisse Fahne führten, jedoch nicht nahe kommen wollten. Man rief ihnen freundlich, und versuchte den Leichnam des Kapitäns durch Versprechungen von Geschenken zu erhalten. Allein sie antworteten spottend: „O-Rumi schläft; morgen wird er kommen.„ Da mit ihnen nichts anzufangen war, kehrte das Boot wieder zurück. Einer der vornehmsten Erih, der vielleicht an dem Tumulte keinen

Antheil

Antheil gehabt, kam am Bord. Man versprach ihm die größten Geschenke, wenn er den Körper verschaffen könnte, wozu er sich willig finden ließ, und sein möglichstes zu thun versicherte. Des andern Tages erschien der ehrliche Mann wieder, und brachte zum Beweise, wie gern er Wort gehalten hätte, wenn es nur an ihm gelegen, eine Hand nebst einigen andern verstümmelten Gliedmaßen des Leichnams mit, die er dem Kapitän mit dem Bedeuten überreichte, daß ihm nur dieses zum Theil geworden, indem jeder Erih eine Porzion bekommen hätte. An dem Uebrigen hatten diese vielleicht schon nach landesüblichen Brauch mit ihren Zähnen die lezte Rache ausgeübt. Zwar scheint der sonst sanfte Karakter der Nazion, einen so gehäßigen Verdacht nicht zu rechtfertigen; allein, wenn man erwägt, daß der Krieg dergleichen Leute, deren Kultur so vieles Einfaches hat, gänzlich aus ihrer gewöhnlichen Fassung bringt, und sie eine Stufe zurück in die Barbarey versezt, wenn man sich dazu erinnert, daß auch in Taheiti die Köpfe der Feinde zur Schau ausgehängt wurden; — so begreift man, wie die Insulaner von Waihi, so gesittet wie sie waren, in einem so außerordentlichen Fall ihren Feind verzehren konnten. Die Kunst mit kaltem Blute Krieg zu führen, gehört doch eigentlich nur für Leute, die einander in der Schlacht

dreißig

dreißig bis vierzig Schritt wenigstens vom Halse bleiben.

Herr Clerke sagt in seinem Briefe, den Hr. Prof. Pallas im Auszuge mittheilt, daß man ohne erheblichen Verlust den Tod seines Vorgängers ohnmöglich hätte rächen können, weshalb er sich blos vertheidigungsweise gehalten. Die Matrosen hingegen behaupteten ausdrücklich, und bestunden hartnäckig darauf, daß diese Nachricht irrig sey; die Mannschaft sey über die an Cook verübte Grausamkeiten so erboßt worden, daß sie die ganze Gegend um den Hafen verheert, und an zwei bis drei hundert Menschen niedergemacht hätten. Ich überlasse es den Lesern, über diese Variante Glossen zu machen. Ein Zug, der wieder viel Aehnlichkeit mit den Taheitiern verräth, ist dieser, daß die Frauenzimmer sich alle Mühe gaben, die Gemüther zu besänftigen, und daß ungeachtet aller obwaltenden Mißhelligkeiten, stets eine Anzahl Mädchen an die Schiffe schwammen, und dort übernachteten. So war Oberea in Taheiti diejenige, die den Frieden zwischen ihren Landesleuten und dem Kapitän Wallis herstellte. Und so befreundete das Mädchen auf Namoka den Schifschirurgus, dem die Insulaner seine Flinte gestohlen hatten, und vermittelte es, daß ihm weiter kein Schaden zugefügt ward.

Sobald

Sobald die Schiffe wieder in segelfertigen Stand gesetzt, und mit Wasser und Holz versehen waren, stachen sie zum zweitenmal in See, verließen eine Insel, wo eine einzige Uebereilung ihre Freude gestöret hatte. Mit Cooks Ableben schien der Entdeckungsgeist großentheils von dieser Expedition geflohen zu seyn. Man richtete den Lauf nach Kamtschatka, und kam bereits im April 1779 in Peter und Pauls Hafen daselbst an. Er war aber noch völlig zugefroren, so daß man von den Schiffen über das Eis in die russische Festung gehen mußte. Man weiß schon, mit welcher Leutseligkeit der dortige Kommendant, Hr. Major Behm die englische Seefahrer empfing, und mit allen nöthigen Erfrischungen und Munizionen versah. Sie blieben hier bis in den Monat Junius, und versuchtens noch einmal, die Entdeckung gegen den Pol fortzusetzen. Allein sie waren diesmal nicht glücklicher als zuvor, sondern fanden nur Eisberge und Eisgefielde, die ihnen den Weg dorthin versperrten. Sie liefen bey dieser Gelegenheit Gefahr einzufrieren. und das kleine Schif ward besonders von Eis beschädigt. Im December kamen sie nach Kamtschatka zurük, und beerdigten daselbst den Kapitän Clerke, der nur ein paar Tage, ehe sie den Hafen erreichten, an einer Auszehrung gestorben war. Bey der Ausbesserung der Schiffe fand sichs, daß die Planken am Bug der

Discovery vom Eise hineingetrieben waren, so daß man sie mit einem Faustschlage völlig durchstoßen konnte.

Nach einem kurzen Aufenthalt setzten die Kapitäne Gore und King die Rückreise fort. Der sterbende Clerke hatte sie gebeten, den Rückweg über Ostindien zu nehmen, um seine Mannschaft, welche bereits länger als drei Jahre auf der See herumgeschwommen, keinen neuen Gefahren auszusetzen. Sie segelten daher an der Küste von Japan südwärts hinab, konnten aber keinen einzigen Einwohner zu sprechen bekommen; denn, ohnerachtet sie von der Küste ab in die See giengen, um das ungewohnte Schauspiel zu betrachten, so eilten sie doch allemal zurük, so bald die Schiffe es versuchten, sich ihnen zu nähern. Von Japan hielten sich die Schiffe an die chinesischen Küsten, und liefen endlich zu Macao glücklich ein. Die mißtrauischen, und kleindenkenden Chinesen wollten ihnen schlechterding keine Lebensmittel verkaufen. Daher mußte sich Kapitän King in einen Boote nach der englischen Faktorey in Kanton begeben, und einen Befehl an die Mandarinen in Macao desfals auswürken. Mitlerweile aber versorgte sie ein portugiesisches Schif, dessen Kapitän ein Irrländer war, mit Erfrischungen; er kaufte nämlich dreimal

so

so viel als er nöthig hatte, und schickte dann den beiden andern ihre Portion.

Mit dem Anfange des Jahres 1780 bedienten sie sich des Monsuns, um durch die Straße von Sunda nach dem Vorgebirge der guten Hofnung zurückzukehren. Von diesem Orte nahmen sie ihren Lauf nordwärts über Schottland, um den feindlichen Flotten zu entgehen, wurden aber von widrigen Winden in einer von den Orkaden über sechs Wochen eingesperret, so daß sie erst im October zu Plymouth einlaufen konnten.

Der Verlust an Mannschaft, den beide Schiffe erlitten, ist ganz unbeträchtlich, besonders wenn man die fünf Personen ausnimmt, die ihr Leben auf O-Waihi einbüßten. Dagegen muß man auch in Erwägung ziehen, daß sie sich an so vielen Orten mit Lebensmitteln und Erfrischungen so reichlich versorgt, als zuvor auf dergleichen Reisen noch nicht geschehen. Uebrigens sind alle Lieutenante, welche von dieser Reise zurückgekommen, befördert worden. Daß ein gewisser Herrn Nelson auf Herrn Banks Unkosten mitgereiset, um für ihn die Naturprodukte zu sammeln, und daß ein geschickter schweizerischer Künstler, Herr Webber der Reise ebenfalls beygesellet, und die

Aussichten, Landschaften ꝛc. zu zeichnen, — wird hoffentlich denen, die an den Wissenschaften Antheil nehmen, eine erfreuliche Nachricht seyn.

§. 32.

Etwas von Hexenprozessen.

Kriminalrichter, die nach Leidenschaften oder Vorurtheilen über das Leben der Menschen schalten, sind ärger als Meuchelmörder; denn gegen leztere schüzt noch Tapferkeit oder die Heilung der Wunde, gegen den Ausspruch der erstern aber nichts! — Was hilft dem alten Kalas die Anerkennung seiner Unschuld? bleibt er deswegen weniger tod? Was dem Longanus der Pranger, wovon Weckerlin, Deutschland Linguet, seinen der Kommozionpflegenden Richter stellte? Das Leben kehrt in ihre Asche nicht zurück, und höchstens bleibt ihnen das traurige Verdienst damit den Grund zu dem neuen Kriminalgebäude gelegt zu haben, das Menschenliebe und Duldung von der Philosophie und der Aufklärung der kommenden Alter hoffet, ahndet!

Als — bey Verfertigung eines Bibliothekverzeichnisses Hauders magische Bibliothek in die Hände bekam und durchblätterte, stieß

im 36sten Stück auf ein Verzeichniß der Hexenleute, so zu — — Anno 1627, 1628 und Anfangs 1629 verbrennet worden: Es ist in 29 Brändte abgetheilt, enthält aber, wie Hauber versichert, noch lange nicht alle die Unglücklichen, welche damals zu — — als Zauberer ihr Leben verloren, und das Verzeichniß gesteht auch selbst, daß bis dahero noch viel unterschiedliche Brändte gethan worden. Dem ohngeachtet beläuft es sich auf 157 Personen. Die meisten darunter sind alte Weiber oder fremde Durchreisende; (die alte Kanzlerin, die alte Hofsteilerin, die dicke Schneiderin, ein fremder Schultheiß, ein fremder Mann, ein fremd Weib ꝛc. Kind von 12, 11, 10 Jahren; Leute von Stand, Ansehen, Vermögen, die aber wahrscheinlich eben deswegen der Hexerey beschuldigt wurden; weil ihr aufgeklärter Verstand sie reicher, gelehrter und gewizter machte, als ihre im Schlamm des Aberglaubens und der Vorurtheile versunkene Mitbrüder: „Das Göbel Baberlin, die schönste Jungfrau in Würzburg; ein Student in der fünften Schule, so viel Sprachen gekonnt, und ein vortreflicher Musikus vocaliter und instrumentaliter; der Steinacher, ein gar reicher Mann; der Spitelmeister im Dietericher Spitale, ein sehr gelehrter Mann; der Lambrecht,

Chorherr; ein guter von Adel; ein geistlicher Doktor. ꝛc.

Muß einem nicht ein Grauen ankommen, wenn man diese Liste durchläuft! und sich recht lebhaft die Todesangst dieser Elenden beym lauten Gefühl ihrer Unschuld denkt! den Kummer der ihrigen, den Ruin ganzer Geschlechte und alle die namenlosen Scenen des Entsetzens und Verderbens, die nothwendige Folgen davon sind! — —

Was half ihnen ihr Läugnen? die entsezlichsten Martern zwangen ihnen bald ein Geständniß ab, dem ihr Gewissen widersprach. Ich las (fährt unser Autor fort) einmal die Akten eines alten Hexenprozesses aus einem Amtsdorfe meines Vaterlandes; die Unglückliche war lange bey der Betheurung ihrer Unschuld beharret; „Da ließ ich sie (berichtet der Schößer) recht derb martern (eine Zeit von vier Stunden) und sie gestand.„ — —

Aber rauchten nicht damals durch ganz Europa Scheiterhaufen dem Dämon des Aberglaubens? O! wenn es eine Stimme unschuldig vergossenen Blutes giebt, wo muß es lauter rufen, als da, wo es gesezmäßig vergossen wird! — —

§. 33.

Interessante Anmerkungen für Fremde, die in Frankreich reisen.

„Wenn ihr mit Extrapost reiset, und an die Stadt oder Flecken kommt, wo ihr die Nacht über zu bleiben gedenkt, so fragt den Postknecht nach dem besten Wirthshaus, geht aber niemals dahin, wenn noch ein anderes an dem Orte ist. — Erkundigt euch zum voraus nach allen Gasthöfen. Wenn ihr euch nach der Empfehlung des Postknechts richtet, so giebt ihm der Wirth zwei oder drei Livres, die ihr des andern Morgens wieder bezahlen müßt. —

Wenn ihr eure eigne Pferde nehmet, so müßt ihr für Stirnriemen und Halftern sorgen, die französischen Ställe liefern dergleichen niemals; euer Bedienter muß dahin sehen, daß der Stallknecht sie nicht so fest zusammen schnallt, daß die Pferde keinen vollen Bissen nehmen können: denn das thun sie gewöhnlich, um das Heu zu ersparen.

Falls der Stallknecht, wenn er die Pferde anschirren will, die Halfter nicht gehörig aufgerollt bringt, so sollte man ihm nichts geben, denn sie sind darzu so beständig gewohnt, daß sie es nicht vergessen können, außer in Hofnung, daß ihr es auch vergessen werdet.

Befehlt eurem Bedienten, daß er nicht allein darauf sieht, daß die Pferde geschwemmt werden, und Futter bekommen, sondern daß er auch dabey stehen bleibt, so lange sie fressen. Dies ist oft in England und in Frankreich immer nöthig.

Wenn ihr an einem öffentlichen Tisch speiset, so könnt ihr nicht übersezt werden, denn der Preis ist bestimmt. Wenn ihr aber auf eurem Zimmer zu essen verlangt, so müßt ihr nothwendig mit eurem Wirthe die Mahlzeit so behandeln, als wenn ihr mit einem herumlaufenden Juden um eine goldne Uhr handelt: denn eines französischen Gastwirths Ehre und Gewissen müßt ihr mit dem eines Handelsjuden auf gleichem Fuß schätzen, und es ist sehr merkwürdig, daß die Wirthe in Frankreich die einzigen sind, die einen Fremden mit kalter Gleichgültigkeit empfangen, und ihr habt Ursach, da am behutsamsten zu seyn, wo man sich am gleichgültigsten bezeigt.

Sorgt dafür, daß eure Bettücher wohl gelüftet werden, sonst werdet ihr sie nicht nur feucht, sondern völlig naß bekommen. — Die Franzosen halten überhaupt nasse oder feuchte Bettücher nicht für gefährlich, wenigstens bin ich gewiß, daß es die französischen Wirthe nicht thun.

Junge

Junge Leute, die nach Frankreich reisen, die Sprache zu lernen, sollen billig immer an dem öffentlichen Tische speisen. Insgemein findet man einen Offizier oder einen Priester an demselben, oder wenn auch nur Leute vom Mittelstande da sind, so werden sie doch einem Fremden alle Arten von Achtung und Vorzüglichkeit erweisen.

Es ist nöthig, eure eigene Kissen bey euch zu führen. In einigen Gasthöfen findet ihr welche, aber in Dörfern und Flecken sind keine zu haben.

In den Weinländern sezt der Wirth an dem öffentlichen Tisch allemal gemeinen Wein mit auf, so wie bey uns das gemeine Bier. Man bezahlt für den Wein nie besonders, man müßte den bessern als den Landwein verlangen. Wenn ihr aber bessern verlangt, so fragt erst nach dem Preiß, ehe ihr ihn trinket.

Wenn ihr feine kammertuchne Taschentücher u. d. g. waschen laßt, so sorgt dafür, daß sie nicht um ein paar Zoll kürzer werden, wenn die Wäscherinn Streifen für ihre Nachthauben gebraucht. Sie sehen dieses als ein Recht an, daß sie zu haben glauben, weil er unstreitig sehr reich ist, und folglich von den Armen geplündert werden muß.

Wenn ihr von einer Sache aufrichtige Nachricht haben wollt, so befragt euch bey einem französischen Offizier oder Priester, nur daß sie über vierzig sind, überhaupt aber vermeidet alle Bekanntschaft mit beyden, wenn sie unter dreißig sind.

Wenn ihr an einem Ort einige Zeit zu bleiben gedenkt, so seyd sehr behutsam, wenn ihr Bekanntschaft macht, denn es finden sich immer viele dienstfertige, zudringliche Franzosen und englische Abendtheuer, die euch eure Dienste anbieten, und von denen es schwer fallen wird, euch loszumachen, wenn ihr angenehmere Gesellschaft gefunden habt. — Franzosen, die wirklich vom Stande sind, sind sehr vorsichtig, und werden nicht auf dem ersten Anblick in euch verliebt; aber ein Betrüger, der Absichten auf euch hat, wird alle Arten der Schmeicheley anwenden, um sich euch zum Mittagsessen aufzudringen, oder was er sonst bekommen kann, und ist bey euch, ehe ihr aufgestanden, und wenn ihr schon im Bette seyd.

Wenn an einem Ort ein Curiositäten, Münzen, oder Gemälde = Kabinet zu besehen ist, so macht euch nie ein Bedenken, dem Besitzer eine Karte zu senden, und euch die Erlaubniß zu erbitten, es zu besichtigen. Ein solches Gesuch

ſich ſtreitende Franzoſen ſehr ſchuldenhalber, und er giebt niemals eine abſchlägliche Antwort, und überdem erwerbt ihr euch wahrſcheinlicher Weiſe eine ſchätzbare Bekanntſchaft. — Dergleichen Sammlungen werden gemeiniglich von Männern die Verſtand und Weltweisheit beſitzen, veranſtaltet, und mehrentheils macht der Sammler ſelbſt den angenehmſten Theil ſeines Kabinets aus.

Nehmt alſo einen Grundſatz an, der ſo veränderlich iſt, als die Geſetze der Meder und Perſer, daß, wenn ihr zu Paris, Lyon, oder in einer andern großen Stadt zum Abendeſſen eingeladen werdet, wo vor der Mahlzeit ein kleines unbedeutendes Spiel angefangen wird, daß man nach Tiſch ein großes Spiel ins Auge hat, und euch zu rupfen gedenkt. Erinnert euch immer an die Lehre, die Lord Cheſterfield ſeinem Sohn gab. Wenn ihr mit Männern ſpielt, ſo wiſſet mit wem, und iſt es mit Frauenzimmern, um was ihr ſpielt. Und glaubt euch nicht ſicher, weil ihr von euren Landsleuten mit am Tiſch ſindet, wenns auch Lords und Ladies ſind. Ein londner Spieler würde bey einer pariſer Parthey kein Glück machen.

Die Kleidung iſt für jedermann in Frankreich eine weſentliche und höchſt wichtige Sache.

Ein Franzos kommt nicht zum Vorschein, bis sein Haar frisirt und gepudert ist, wenn auch sein übriger Anzug noch so nachläßig ist. — Da ich mich dieser Ceremonie nicht alle Tage unterwerfen konnte, so beschrieb mich der Bediente eines Herrn von Stande zu Marseille, bey dem ich oft einen Besuch ablegte, als den Herrn, dessen Haar stets schlecht frisirt sey. — Es ist etwas thörichtes um die Kleidung, spricht Lord Chesterfield, und doch ist es etwas thörichtes, nicht gut gekleidet zu seyn.

Ihr könnet nirgend in einem Hauskleide oder Frack oder ohne Haarbeutel zu Mittage speisen, oder einen Besuch nach Tisch ablegen. Mit den Haaren en queue oder einen kleinen Kragen auf dem Kleide erscheinen, würde für eine unverzeihliche Freyheit gehalten werden. — Kriegsleute haben in der Kleidung in Frankreich einen Vorzug vor allen andern; mit einer Uniform kann man in allen Gesellschaften mit oder ohne Haarbeutel erscheinen. Aus vielen Ursachen ist dies in Frankreich die bequemste Kleidung für einen Fremden.

Es ist in Frankreich nicht gewöhnlich, bey Tische Gesundheiten auszubringen, noch nach Tische Wein zu trinken. Mit dem Nachtisch wird der Wein zugleich mit weggenommen — eine vortrefliche Gewohnheit, die werth wäre, von allen Nazionen beobachtet zu werden.

Man

Man thut nicht wohl, wenn man sich in Frankreich mit geringen Leuten, oder auch nur Personen vom Mittelstande, in andere, als durchaus nöthige Unterredungen einläßt. Denn sie machen sich die geringste Herablassung eines Fremden zu Nutze, eine Menge unverschämter Fragen ergehen zu lassen, und wenn sie höflich beantwortet werden, daraus den Schluß zu ziehen, daß sie eines gleichen sind. Nachdenken und Bescheidenheit findet man nur bey Leuten vom Stande. — Frey und ungezwungen ist die Etiquette des Landes. Aber einige Arten dieser freyen und ungezwungenen Aufführung sind Fremden besonders schönen Engländern, höchst anstößig.

Wenn Personen von Lebensart einem Fremden schmeicheln, so richten sie ihre Schmeicheley selten auf den Gegenstand, dem sie ein Kompliment machen wollen, sondern an einen ihrer Landsleute. Z. E. welche bonne grace die Engländer haben! raunt einer dem andern laut genug ins Ohr, daß es die ganze Gesellschaft hören kann, die ihm allen Beyfall zuwinken. Doch lieben sie in ihren Herzen die Engländer nicht vorzüglich vor allen andern Nazionen, und machen daher den Schluß, daß sie von den Engländern auch nicht in ihren Herzen geliebt werden.

Kein

kein Gentleman, kein Priester, kein Diener oder Magd, klopfen vorher an, ehe sie in das Schlafgemach oder Zimmer eines Herrn oder einer Dame hineingehen. — Der Briefträger öfnet die Thür, einen Brief zu bringen, der Kapuziner, Allmosen zu bitten, und ein Gentleman, euch zu besuchen. Ihr könnt nicht allein bleiben, wenn ihr nicht die Thüre abschließt oder verriegelt, und wenn Leute vom Mittelstande sich erst im Besitz eures Gemachs gesezt haben; so hält es schwer, sie zu vertreiben, besonders wenn ihr ein Fremder seyd.

Ich glaube nicht, daß es auf der Welt so neugierige und vorwitzige Menschen giebt, als die geringen Leute in Frankreich. Ihr größtes Vergnügen scheinen sie am Geräusch zu haben. Ein zerlumpter Junge darf nur die Trommel schlagen, so versammeln sich alle die es hören, in der größten Geschwindigkeit und ungeduldigsten Neubegierde um ihn. — Wenn mein Affe als Postknecht in einer rothen mit Silber besezten Jacke auf dem Pferde saß, so mußte ich ihn absteigen lassen, wenn ich in eine nur mittelmäßige Stadt kam. Das Volk versammelte sich zu Moret, drei Meilen von Fontainebleau, wie ich nur einen Augenblick still hielt, ein Brod zu kaufen, so schnell um mich, daß ich gewiß glaube, daß alle Männer, Weiber und Kinder, die

Kran-

Kranken und Alten ausgenommen, meinem Stallknecht die Aufwartung machten, alle waren ungemein vergnügt, keiner bewies sich im geringsten grob gegen ihn. Ich besorge, kein Franzose würde unter ähnlichen Umständen so angenehm durch ein Landstadt in England haben passiren können.

Nie reichen die Franzosen, wenn man sie des Morgens oder Nachmittags besucht, Kaffe, Thee oder Erfrischungen, außer bey besondern Gelegenheiten.

Wenn das Wetter kalt, das Kaminfeuer schwach, und die Gesellschaft groß ist, so hält ein junger Franzose den ganzen Zirkel ab, Nutzen von der Wärme zu haben, indem er sich gerade vor das Feuer hinpflanzt, den Degen recht artig über das linke Knie legt, und wenn ihn die ganze Gesellschaft zum Teufel wünscht, sich schmeichelt, daß die Damen seine Schenkel bewundern. Wenn er nun seine Eitelkeit befriedigt hat, oder völlig warm ist, sezt er sich oder geht beyseit, und ein andrer nimmt seinen Platz ein. Diese abscheulich schlechte Lebensart habe ich von einigen vollkommenen jungen Gecken zwey ganzer Stunden lang in ungemein kaltem Wetter forttreiben sehen. Diese Gewohnheit hat sich seit kurzem auch in England eingeschlichen.

Eifer-

Eiferſucht kennt man in Frankreich kaum. Nach der Geburt des erſten Kindes ſtellt ſich gemeiniglich die Gleichgültigkeit ein. Mann und Frau haben ihre beſondere Bekannte, und gehen ihren beſondern Zeitvertreiben nach, ohne durch häußliche Zänkereyen beunruhiget zu werden. Wenn ſie des Abends zuſammen kommen, ſo ſind ſie vollkommen gut aufgeräumt und höflich gegen einander. — Wenn eine engliſche Ehefrau hinter die Schule geht, ſo wird ſie bald verſtoßen; nicht ſo bey den Franzoſen. Sie behalten den äußeren Schein und den gehörigen Wohlſtand bey, indem ſie ſich ſelten an einen Mann beſonders hängen. Am Nachttiſche nehmen ſie Beſuche von ihren männlichen Bekannten an, und derjenige muß ſehr ſcharfſichtig ſeyn, der es ausfindig machen kann, wem ſie den Vorzug geben. — Im ſüdlichen Frankreich ſind die Weiber in der That durchgehends ſehr frey und ungezwungen.

In Frankreich werden ſelten Mädchen verführt. Männer, die Liebeshändeln nachgehen, machen ſich an verheurathete Weiber. Auf Verführung eines jungen Mädchen ſtehet die Todesſtrafe, und wenn ſie fallen, geſchicht es gemeiniglich in die Arme ihres Beicht-Vaters — und das wird ſelten entdeckt. Die Ohren-Beichte ſtiftet viel Gutes, aber auch ſehr viel Böſes.

Böses. Wenn der Beicht-Vater und das Beicht-Kind beide jung sind, so läßt er sie nicht nur ihre sündlichen Handlungen sondern auch ihre sündlichen Gedanken beichten, und ich fürchte, er weiß mehr, als seine Klugheit mit Anstand lossprechen kann; ja das Beicht-Kind ist nicht allemal außer Gefahr, wenn auch der Beicht-Vater alt ist.

Nie müst ihr einen Franzosen nach seinem Alter fragen. Keine Frage kann ihn mehr beleidigen, er wird euch niemals deutlich antworten, gesetzt auch, daß er eine höfliche Antwort giebt. — — Ludwig XV. pflegte jeden, der um ihn wahr, um sein Alter zu befragen. Ein König darf sich die Freyheit nehmen, aber auch von ihm bleibt sie immer empfindlich. — Ludwig XIV. sagte zu dem Grafen von Grammont: „Ich weiß ihr Alter, der vier und achtzigjährige Bischof von Sorlis hat mir die Epoche angegeben, daß sie zusammen in einer Klasse studiert hätten.„ — Der Bischof giebt sie nicht richtig an, erwiederte der Graf, denn wir haben beide niemals studirt.„ — Ehe ich wußte, wie sehr ein Franzose durch eine solche Frage sich beleidigt hielt, empfing ich manche zweydeutige Antwort, z. E. O, mein Himmel! so alt wie die Stadt; oder ich danke Gott, ich befinde mich wohl u. s. w.

Ein

Ein neuer französischer Schriftsteller spricht: Die französische Sprache sey keiner Wortspiele fähig. Die Wortspiele, schreibt er, sind dem Geiste und seiner Sprache nicht angemessen, als welche gravitätisch und ernsthaft ist. Es kann wohl seyn: dann sind aber die Sprachen und Menschen so verschieden, daß ich ganz andere Gedanken davon gehegt habe, — und folgende schöne Probe der Ernsthaftigkeit ihrer Sprache mag meine Anmerkung einigermassen rechtfertigen.

> Un seul est frappé, & tous sont delivres. Dieu frappe son fils innocent, pour l'amour des hommes coupables, & pardonne aux hommes coupables, pour l'amour de son fils innocent.

Alle englische Frauenzimmer geben eben sowohl als die von andern Nazionen, Frankreich vor ihrem Vaterlande den Vorzug, weil sie in ihren Handlungen dort weniger gezwungen sind, als sie es in England sind, (sollte ich nicht vielmehr sagen, waren?) Inzwischen sollten keine Engländer, die junge und schöne Weiber haben, wenn ihnen ihre Aufführung nicht gleichgültig ist, eine Reise mit ihnen nach Paris thun, und wenns auch nur auf 6 Wochen wäre. Sie muß wahrhaftig gut und klug seyn, wenn ihr Verstand nicht in den 6 Wochen angesteckt und

ihre

ihre Sitten verdorben werden, und dies geschieht noch dazu von ihrem eigenen Geschlechte, welches ihre gefährlichste Gesellschaft ist. Eine Französin ist so sehr geschickt, einer Engländerinn eine Geringschätzung der ehelichen Treue durch Spotten beyzubringen, als die verheuratheten Engländerinnen durchgehends die Kunst verstehen, in der ersten Schwangerschaft einander zu bereden, sich von einem Accoucheur helfen zu lassen — und beide haben einerley Bewegungsgrund, nehmlich zu thun, wie ihnen gethan worden, und das ganze Geschlecht zu einer Gleichheit zu bringen.

Die Franzosen wollen es nicht zugeben, daß es so schwer sey, ihre Sprache rein auszusprechen, als die englische, und vielleicht haben sie recht, denn wie oft finden wir Engländer, die vollkommen gut französisch reden. Wie selten aber hören wir einen Franzosen englisch sprechen, als die englische, und vielleicht haben sie recht, denn wie oft finden wir engländer, die vollkommen gut französisch reden. Wie selten aber hören wir einen Franzosen englisch sprechen ohne daß sie die Aussprache verräth. Nicht so die Spanier. Ich habe mit zween Spaniern geredet, die nie zwanzig Meilen von Barcellona gewesen waren, und vollkommen gut englisch redeten. Sollte wohl ein Franzose, der

das englische nicht gut pronunciiren kann meine Meinung verstehen, wenn ich sage: Thesun is an hour high? Sollte er nicht glauben, ich sagte: Thesun is in our eye?

Wenn ihr mit einem Gastwirth, wo ihr Nachtquartier nehmen wollt, um den Preis handelt, so vergeßt nicht Betten, Zimmer und alles nöthige mit einzuschließen, sonst berechnet er euch jedes besonders.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Gasthof von England des Herrn Dessein zu Calais der vornehmste und beste Gasthof in Frankreich ist, so wie er der erste ist, in welchem Fremde von Stande gemeiniglich abtreten. Dessein ist der Lockvogel, und sollte billig von der französischen Regierung einen Gehalt haben, von der englischen kann er jährlich auf ein gutes Verdienst rechnen.

In Grenzstädten und wo Besatzungen liegen, haben sie das Recht, eure Bagage durchzusuchen; aber gebt dem Beamten nur ein vier- und zwanzig Solsstück, und versichert ihn, daß ihr kein Kaufmann, sondern Standesperson seyd, so werdet ihr ohne Verweilen mit fortkommen.

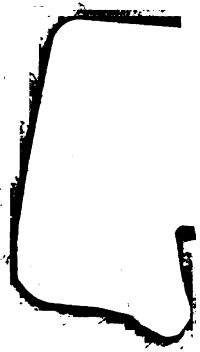
Die mit Extrapost reisen, thun wohl, daß sie, ehe sie ausreisen, das Geld für die Pferde auf eine Post, anderthalb Posten und zwei Posten in kleine Packeten abzählen, und zu jedem hinzuthun, was sie den Postknechten geben wollen, denen, königlichen Befehl zu folge, fünf Sols für eine Post gebührt. Betragen sie sich schlecht, so muß man ihnen nicht mehr geben; sind sie aber höflich, so ist zehn bis zwölf Sols für die Post hinlänglich. Wenn der Reisende diese Packete nicht vorher zurechtgemacht und überschrieben hat, so kann er, besonders wenn er das Geld nicht genau kennt, es in der Zeit, daß die Pferde gewechselt werden, vor der Menge der Bettler nicht zählen, die den Wagen umgeben, und sich nicht abweisen lassen.

Wenn Leute vom Stande, die nach dem festen Lande reisen wollen, oder von dannen zurück kommen an **Peter Seckor Esq. zu Dover** schreiben, so finden sie an ihm einen bemittelten und rechtschafnen Mann, auf den sie sich verlassen können.

Kränkliche oder bejahrte Personen, die nach Frankreich, Spanien oder Italien reisen, müssen nicht vergessen, unter dem Hemde ein kattunes oder feines flanellen Brustituch zu tragen. So seltsam diese Vorsicht zu seyn scheint, so ist

das engliſche nicht gut pronunciiren kann meine Meinung verſtehen, wenn ich ſage: Theſun is an hour high? Sollte er nicht glauben, ich ſagte: Theſun is in our eye?

Wenn ihr mit einem Gaſtwirth, wo ihr Nachtquartier nehmen wollt, um den Preis handelt, ſo vergeßt nicht Betten, Zimmer und alles nöthige mit einzuſchließen, ſonſt berechnet er euch jedes beſonders.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der Gaſthof von England des Herrn Deſſein zu Calais der vornehmſte und beſte Gaſthof in Frankreich iſt, ſo wie er der erſte iſt, in welchem Fremde von Stande gemeiniglich abtreten. Deſſein iſt der Lockvogel, und ſollte billig von der franzöſiſchen Regierung einen Gehalt haben, von der engliſchen kann er jährlich auf ein gutes Verdienſt rechnen.

In Grenzſtädten und wo Beſatzungen liegen, haben ſie das Recht, eure Bagage durchzuſuchen; aber gebt dem Beamten nur ein vier- und zwanzig Solsſtück, und verſichert ihn, daß ihr kein Kaufmann, ſondern Standesperſon ſeyd, ſo werdet ihr ohne Verweilen mit fortkommen.